

Blogbeiträge Archiv 2013

1.1.2013 (Weiteres)

Auf Erden Friede

Die Weihnachtsbotschaft ist Friedensbotschaft: «Verherrlicht ist Gott in der Höhe, und auf Erden ist Friede bei den Menschen seiner Gnade» (Lk 2,14). Papst Johannes XXIII. brennt die Sorge um den Frieden auf dem Herzen, wie bereits seine Friedensbotschaft vom 25. Oktober 1962 zeigt. Die Enzyklika *Pacem in terris* vom April 1963 wird das Anliegen aufnehmen. Einer der Theologen, die ebenfalls immer wieder das Engagement der Kirche für den Frieden postulieren, ist Yves Congar. Er spricht schon im November 1960 von der Notwendigkeit, eine feierliche Verurteilung des Krieges und der Atombombe auszusprechen (Co 1,36). Ein Gespräch mit P. Sebastian Tromp fasst er so zusammen: «Ich singe ihm meine Antiphon gegen den Krieg und die Bombe» (Co 1,40). Das fünfte Kapitel von *Gaudium et spes* wird sich des Problems annehmen.

(emf)

2.1.2013

Korrespondenz Kardinal Döpfners

Zu Beginn des Jahres 1963 entfaltet Julius Kardinal Döpfner eine rege Korrespondenz. Am 2. Januar 1963 lädt er zum einen die deutschsprachigen Konzilsteilnehmer auf den 5./6. Februar 1963 zu einer Konferenz in München ein. (Wie menschlich: Zwei Tage später wird ihm siedenheiss einfallen, dass er dabei etwas vergessen hat – siehe am 4.1.!). Thema ist die Erarbeitung einer «gemeinsamen Stellungnahme der deutschen und österreichischen Konzilsväter zu der Frage der weiteren Behandlung des Schemas <De Ecclesia> auf dem Konzil» (Dö 317; siehe dazu schon den Brief Rahners am 17. Dezember). Zu dieser Konferenz lädt er auch Augustin Kardinal Bea sowie Beobachter des belgischen und französischen Episkopates ein.

Am selben Tag schreibt Döpfner an den Kirchenhistoriker Hubert Jedin. Es ist Döpfners beständige Sorge, dass das Konzil sich verzettelt und unzumutbar lange dauern könnte. In diesem Sinne äussert er sich in einem Brief vom 21. Dezember 1962 an den Papst selbst und lässt er ein auf den 31. Dezember 1962 datiertes Memorandum zur Frage der Änderung und Neuaufnahme sowie die Abstimmung von Schemata entwerfen. In derselben Sache bittet er nun auch Jedin, «zu allen noch nicht behobenen Mängeln des <Ordo Concilii> [der Geschäftsordnung des Konzils] und allen Verfahrensfragen überhaupt ein Gutachten zu erstellen» (Dö 321). Für das neue Jahr wünscht Döpfner in einem Brief an P. Bernhard Häring, «dass es uns einen segensreichen Fortschritt und Abschluss des Konzils bringe» (Dö 323). Dieser Wunsch wird sich nur hinsichtlich der ersten Hälfte erfüllen ...

(emf)

3.1.2013 (Heute vor 50 Jahren)

«Stände der zu erlangenden Vollkommenheit»

Vom 28.-30. Dezember 1962 hatten sich deutsche Bischöfe und Theologen in der Katholischen Akademie Bayerns in München getroffen, um an einer Neufassung der Kirchenkonstitution zu arbeiten. Darin war auch ein Kapitel über die evangelischen Räte

vorgesehen. Kardinal Julius Döpfner, Erzbischof von München und Freising, der bei diesem Treffen zeitweise anwesend war, war gleichzeitig Mitglied der neu gebildeten Koordinierungskommission und dort mit der Bearbeitung des Entwurfs zum Dekret über das Ordensleben betraut. Diese vorkonziliare Fassung war überaus lang und einseitig juristisch ausgerichtet.

Döpfner bittet nun in einem Brief vom 3. Januar 1963 den deutschen Jesuiten Friedrich Wulf um seine Mithilfe. Mit Blick auf den Entwurf über die «Stände der zu erlangenden Vollkommenheit» (so der Titel in diesem Stadium der Erarbeitung) schreibt Döpfner an Wulf: «Ich halte es nicht für tunlich, dieses umfangreiche Schema auf ein Konzil zu bringen. Es besteht sonst die Gefahr, dass ein glücklicher Abschluss des Konzils in allzuweite Ferne rückt».

Wulf hatte bereits mit einigen Wortmeldungen auf sich aufmerksam gemacht. Es ging ihm um eine theologisch-spirituelle Vertiefung des Ordenslebens und seine Ausrichtung auf die Kirche und ihre Sendung für die Welt. Der Gedanke der «Nachfolge Christi», zu der alle Christen gerufen sind, war für ihn zentral. Friedrich Wulf arbeitet von an für Kardinal Döpfner. Dieser empfiehlt ihn als Peritus an Bischof Karl Joseph Leiprecht von Rottenburg, der Mitglied der Ordenskommission war. Das Ordensdekret hat noch eine lange Reise und viele Verwandlungen (nicht zuletzt in der Länge) vor sich. Bischof Leiprecht wird über Wulf sagen, dass er zum engsten Kreis der Mitarbeiter am Konzilsdekret über die Orden zu zählen ist und es wesentlich mitgeprägt hat. Wulf wird auch die nachkonziliare Theologie des Ordenslebens im deutschsprachigen Raum wesentlich mitgestalten. Er starb mit fast 82 Jahren am 2. Mai 1990 in München.

(Sr. Anneliese Herzig MSsR)

4.1.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Sorge um die Sehkraft von Kardinal Frings

Am 4. Januar 1963 schreibt Kardinal Döpfner an seinen Amtskollegen Kardinal Frings. Er hatte die deutschen und österreichischen Konzilsväter auf den 5./6. Februar 1963 nach München eingeladen, doch hatte er es versäumt, dies ausdrücklich im Namen von Kardinal Frings (dem Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz) zu tun – was ihn zu einem aufrichtigen «*mea culpa*» veranlasst.

Zugleich erwähnt er eine Operation, mit der versucht worden war, die Sehkraft des Kölner Kardinals wiederherzustellen. Es seien widersprüchliche Nachrichten eingetroffen, die Döpfner so deutet, «dass die Operation nicht ohne Erfolg war, wenn sie scheinbar auch nicht die Sehkraft in der gewünschten Weise wiederherstellte» (Dö 326). Tatsächlich schritt der Prozess der Erblindung des Kardinals bereits zur Zeit des Konzils fort, was ihn nicht daran hinderte, seine Reden in gestochenem Latein zu halten.

(emf)

5.1.2013 (Weiteres)

Zwischen den Zeiten

Die Zeit um den Jahreswechsel herum hat etwas von Zeit zwischen den Zeiten. Das alte Jahr liegt in der Vergangenheit, das neue hat noch nicht richtig begonnen. Der Begriff «*Intersessio*» signalisiert etwas Ähnliches – es ist die Zeit zwischen den Konzilsessionen. Die alte ist vorüber, die neue hat noch nicht begonnen, und es ist noch ungewiss, wohin es geht. Tatsächlich ist die erste *Intersessio* stark von Ungewissheit geprägt. Zwar hat das Konzil bereits klare Voten abgegeben. Aber ob und wie sie umgesetzt werden sollen,

ist noch sehr offen.

Ungewissheit kehrt vor allem ein, weil die meisten Akteure nicht mehr am Platz sind. Da es vor allem die Kurienangehörigen sind, welche die Vorbereitungstexte verantwortet haben und die zu deren Verteidigung bereitstehen, ist in der Zeit zwischen den Sessionen zunächst sehr ungewiss, ob die Stimme der Bischöfe in angemessener Weise umgesetzt werden wird. Entsprechende Besorgnis äussern viele Konzilsväter bereits gegen Ende der ersten Konzilssessio. Henri de Lubac hört solche Stimmen am 26. November 1962 von P. Paul Poupard (Mitarbeiter im Staatssekretariat) ebenso wie von Bischof Suhr, Kopenhagen, und Bischof Elchinger, Strasbourg. Kardinal Léger sorgt sich am 3. Dezember 1962 in der Konzilsaula darum, dass «der Geist der Erneuerung, wie er von der Generalkongregation in den Voten häufig ausgedrückt wurde, sicher und effektiv zu seinem Ziel geführt werde», und schlägt deswegen die Einrichtung eines Rates vor, der im Geist der Erneuerung gewissermassen die «permanente Präsenz des Konzils zwischen den Sessionen» darstellen würde (AS 1/4,182). Die dazu eingesetzte Koordinierungskommission (vgl. <http://www.kath.ch/nucleus/konzilsblog.php?itemid=6945>) wird ihre Aufgabe nicht immer transparent genug erfüllen.

(emf)

6.1.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ein engagierter Brief des Papstes

Mit Datum vom 6.1.1963, Epiphanie, schreibt Papst Johannes XXIII. den Brief *Mirabilis ille* «an alle und jeden, insbesondere die Bischöfe der katholischen Kirche». Darin wird die Freiheit der Konzilsväter hochgehalten: Sie haben das Recht, ihre Vorstellungen zu den Dekreten vorzuschlagen, zu diskutieren und entsprechende Texte vorzubereiten. Mehr noch, es wird die Verpflichtung betont, sich für die Konzilsarbeiten zu engagieren, nicht nur in der Konzilsaula. Diese Pflicht «beinhaltet auch, während dieser acht Monate geistlich mit den Mitbrüdern im Bischofsamt vereint zu bleiben und Eifer in der Korrespondenz zu zeigen, wann immer die Kommission unter dem Vorsitz Unseres Kardinalstaatssekretärs eine Bitte an Sie richtet». Weil das Konzil alle Menschen angehe, sei dafür auch Zusammenarbeit mit Klerus und Laien erforderlich.

Wegen des hohen persönlichen Engagements von Papst Johannes XXIII., das sich in diesen Weisungen Ausdruck verschafft, kommt, hat man den Brief auch ein Testament des Papstes genannt. Es stützt diejenigen, die darauf drängen, in der Interessio Zeichen der Erneuerung zu setzen, um für die zweite Konzilssession eine bessere Ausgangsbasis zu schaffen.

(emf; vgl. A 2,433f)

7.1.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Nächtliche Ideen für Pacem in terris

P. Yves Congar OP hält in seinem Tagebuch im Mai 1963 Notizen von einem Gespräch mit Bischof Marty fest. Dieser erzählt ihm von einer Audienz bei Papst Johannes XXIII., der die Arbeit der französischen Bischöfe und ihrer Theologen, insbesondere P. Congars, gelobt habe.

«Der Papst, der Mgr. Marty 40 Minuten empfangen hat, hat ihm gesagt, er habe sich während des ersten Monates des Konzils gelangweilt. Er fand, dass man nicht vorankomme und dass diese Diskussionen über die Liturgie nicht wirklich von Interesse

seien. Der Papst will, dass man vorangeht, dass man öffnet! Er hat gesagt: Man muss immer zuerst das Gute sehen, das bei anderen zu finden ist».

Während der Audienz kommt die Rede auch auf die Enzyklika *Pacem in terris*. Der Papst habe erzählt, dass Bischof Pavan ihm einen viel zu abstrakten Entwurf vorgelegt habe. «In der Nacht vom 6. auf den 7. Januar, nachdem er diesen Text gelesen habe, hat der Papst die Inspiration gehabt, sich an alle Menschen guten Willens zu richten und nicht nur an die Christen; er hat auch die vier Pfeiler gesehen: Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe, Freiheit.

Ich schreibe dies für die Geschichte!» (Co 1,383).

(emf)

8.1.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Zurück zum Start?

Symbolträchtig für das Streben nach Rückkehr zur Ausgangslage vor der ersten Konzilssession ist ein Brief, den Kardinal Ottaviani am 7. Januar 1963 an den Vorsitzenden der Koordinierungskommission Kardinal Cicognani richtet. Er weist auf die Diversität der Vorschläge der Konzilsväter hin, um demgegenüber die Vorbereitungsschemata zu verteidigen. Dies verbindet er mit einer grundsätzlichen Unterscheidung zwischen Texten dogmatischer Qualität und Texten disziplinärer Natur. Die dogmatischen Texte sind überzeitlich und unabänderlich; die disziplinären Texte sind abhängig von den Bedingungen von Raum und Zeit und müssten darum von den dogmatischen Texten streng unterschieden werden (vgl. AS 5/1,43-47).

Bereits am 26. November 1962 hatte P. Henri de Lubac gehört, P. Sebastian Tromp habe über die Konstitution über die Offenbarung gesagt: «Sie haben unsere Konstitution zurückgewiesen; aber wir werden ihnen deren Zwillingschwester geben» (Lu 1,373). Zudem heisst es, Kurienmitarbeiter hätten gesagt: «Nach dem 10. [Dezember], wenn sie abgereist sind, werden wir die Dinge wieder zurechtrücken» (Lu 1,481).

(emf)

9.1.2013 (Weiteres)

Von der Konfusion zur «zweiten Vorbereitung»

Die Ungewissheit, welche über der Zwischenzeit liegt, wird zur Konfusion, als zu Beginn der Intersessio verschiedene Textvorlagen kursieren, die zuvor bereits für ad acta gelegt gehalten wurden und nun z.T. konkurrierend zu anderen Textvorlagen gleichwohl noch umlaufen. Wegen mangelnder Transparenz hinsichtlich des Zeitplans und der Entscheidungen der Koordinierungskommission erarbeiten nicht wenige Konzilsväter erarbeiten mit einigem Aufwand Voten zu Texten, die im weiteren Verlauf des Konzils keine Rolle mehr spielen werden. Es steht auf Messers Schneide, ob eine «zweite Vorbereitung» gelingt, oder ob der Prozess unter der Hand wieder zur ersten Vorbereitung und den entsprechenden Texten zurückkehrt.

Am 15. Januar 1963 schreibt Léon-Joseph Kardinal Suenens: «Bis hierher überwiegt der negative Kampf; der positive Teil wird später kommen, hoffe ich» (zit. A 2,445). In der Tat wird sich diese Intersessio langfristig als Zeit einer «zweiten Vorbereitung» (Jan Grootaers) gestalten. Nachdem erste Weichen gestellt sind, kann diese zweite Vorbereitung gezielter auf Textvorlagen hinarbeiten, welche den Voten der Konzilsväter entsprechen.

(emf; vgl. Jan Grootaers: *Zwischen den Sitzungsperioden. Die «zweite Vorbereitung» des*

Konzils und ihre Gegner. In: A 2,421-617, v.a. 421-428).

10.1.2013 (Weiteres)

***Gaudet Mater Ecclesia* als Leitstern der ersten Konzilsperiode**

Im untergründigen Streit um die Ausrichtung, welche das II. Vatikanische Konzil nehmen soll, dient die Eröffnungsrede Papst Johannes' XXIII. immer wieder als Orientierungspunkt. Mehrere Konzilsväter nehmen in der Konzilsaula Bezug darauf. Besonders deutlich kritisiert Augustin Kardinal Bea am 4. Dezember 1962 das Schema De Ecclesia, weil es im Widerspruch zu dem Geist stehe, der die Eröffnungsansprache des Papstes und die Botschaft des Konzils an alle Menschen beseelt (vgl. AS 1/4,229). In der Debatte über die Quellen der Offenbarung beziehen sich «nicht weniger als 22 Interventionen ausdrücklich auf *Gaudet Mater Ecclesia*» (A 2,296), elf tragen den Inhalt dieser Rede ohne ausdrückliche Bezugnahme vor. Den meisten geht es darum, die pastorale Ausrichtung der Lehre hochzuhalten. Die Verkündigung müsse sich an die Menschen von heute wenden und als bedeutsam für ihr Leben in der gegenwärtigen Welt aufleuchten.

Auch in den Anweisungen, die der Papst für die Intersessio gibt, werden Passagen aus der Eröffnungsansprache *Gaudet Mater Ecclesia* zitiert, um die pastorale Ausrichtung der Aussagen des Lehramtes zu erinnern. «So markierte und besiegelte *Gaudet Mater Ecclesia* den Anfang und das Ende der Konzilsarbeiten – als ein wahrer Prüfstein für die Debatte der ersten Sitzungsperiode» (Giuseppe Ruggieri: A 2,406f).

(emf)

11.1.2013 (Aktuelle Bezüge)

Hoffen und Widerstehen!

Die «Konziliare Versammlung», die vom 18. bis zum 21. Oktober 2012 in Frankfurt a.M. stattgefunden hat, verstand sich im Dienst an der Verheutigung des Zweiten Vatikanischen Konzils. Die Teilnehmenden schreiben in ihrer Schlussbotschaft:

«Das II. Vatikanische Konzil war der Anfang eines Anfangs: die katholische Kirche bricht auf in die moderne, plurale Welt – eine Welt, in der sich die Kluft zwischen Reichen und Armen immer mehr vergrößert. [...]

50 Jahre danach setzen wir, Christinnen und Christen in Kirchengemeinden und Verbänden, kirchlichen Werken, Basis- und Reformgruppen diesen Weg fort: die Glut des konziliaren Aufbruchsfeuers neu freizulegen und zu entfachen. Als pilgerndes Volk Gottes in den Wirren und Konflikten unserer Tage eint uns der Wille, das Vermächtnis des Konzils und des konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung heute zu leben, die <Zeichen der Zeit> zu erkennen und Alternativen zur neoliberalen Herrschaft von Kapital- und Gewinnsucht zu praktizieren.

Die Konziliare Versammlung zeigte, dass es viele christliche Gruppen und Initiativen gibt, die konkrete Schritte tun, um in unserer Welt ein menschenwürdiges und naturverträgliches Leben für alle zu ermöglichen. Sie widersetzen sich einem Denken und Handeln in Politik und Wirtschaft, das uns weismachen will, es gebe keine Alternative zur kapitalistischen Weltordnung. Die Gewissheit, dass eine andere Welt möglich ist, steht unserer Überzeugung nach in engster Verbindung mit der Reich-Gottes-Botschaft Jesu, die vom Konzil neu zu Bewusstsein gebracht wurde. Diese andere Welt Gottes scheint dort zeichenhaft auf, wo Menschen das, was zu einem würdigen Leben notwendig ist, miteinander teilen.

Uns trägt die Verheissung Jesu eines <Lebens in Fülle> (Joh 10,10) für alle. Eine andere, eine prophetische und diakonische Kirche ist nötig und möglich; eine andere Kirche, die Gleichstellung aller Geschlechter und Lebensformen, Partizipation und Dialog, radikale Demokratie und tiefe Schöpfungsverbundenheit verwirklicht! [...]

(ab; www.pro-konzil.de)

12.1.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Verteidigung des Rufes eines katholischen Exegeten

Der bekannte Exeget Rudolf Schnackenburg greift am 12. Januar 1963 zur Feder und nimmt zu einem Vorgang Stellung, der sich während der ersten Sitzungsperiode ereignet hatte. 19 Kardinäle hatten Papst Johannes XXIII. einen auf 24. November 1962 datierten Brief übergeben, in dem sie sich gegen die moderne Bibelexegese und deren Gefahren wenden. Unter anderem wurde ein Artikel des Bonner Exegeten Heinrich Schlier als Beispiel der zu verurteilenden Irrtümer genannt.

Rudolf Schnackenburg bemüht sich um eine ausgewogene Klärung: «Die Sorge dieser Kirchenfürsten ist verständlich. Einsichtige Exegeten bedauern selbst immer wieder, wenn unkluge oder unreife Veröffentlichungen erscheinen; aber man sollte das nicht der ganzen heutigen katholischen Exegese anlasten. Demgegenüber darf man doch auf die reiche Literatur, auch gerade von seiten der Exegeten, hinweisen, die die katholische Sicht im heutigen Geisteskampf zu wahren und zu verteidigen, z.T. auch neu gangbare Wege zu beschreiten sucht. Vielleicht kann Ew. Eminenz, wenn nötig, darauf aufmerksam machen» (Dö 337). Die Vorwürfe gegen Schlier scheinen ihm ein «Missverständnis» zu sein.

Döpfner wird im März 1963 einen Brief an die 19 Kardinäle schreiben und Protest namentlich gegen die unberechtigten Angriffe auf Schlier einlegen. Er bittet darum, dass seine klärende Darlegung wohlwollend geprüft würde, damit nicht der Ruf eines überaus verdienstvollen katholischen Exegeten, der in den deutschsprachigen Ländern eine hohe Autorität genieße, ungerechterweise beschädigt werde (vgl. A 2,410f; Dö 394-398).

(emf)

13.1.2013 (Weiteres)

Die Masse macht's

Der Jesuit Mario von Galli war der unumstrittene Meisterkommentator des Konzils im deutschsprachigen Raum. Am Ende der ersten Session publizierte er einen Band über das Konzil. Darin schilderte er auch die menschlichen Seiten des Konzils: Wenn ein einzelner Bischof in seiner Heimat noch eine Besonderheit darstellt, so wurden 2000 Bischöfe zu einer Alltäglichkeit.

«Die Masse der Bischöfe brachte es mit sich, dass, obwohl sie auf dem Konzil eine feierlichere Funktion ausübten als daheim, sie doch weit weniger feierlich umsorgt und distanziert waren. Sie mussten dem vom Wind verwehten Käppi selber nachlaufen, mitten am Petersplatz die Kleider wechseln, sie konnten sich nicht verstecken, wenn sie eine Zigarette rauchen wollten, sie sanken todmüde im Restaurant in einen Sessel und wurden nicht anders bedient als die Dame nebenan; sie waren ganz wehrlos, wenn das Volk sie um Autogramme bestürmte, kein Mensch half ihnen, wenn sie den Autobus nicht fanden – und der Autobus wartete nicht. Sie haben sich gar nicht verärgert gezeigt, sie bewiesen damit, wie unabhängig sie innerlich waren von allem dem sie sonst umgebenden Zeremoniell».

(ab; zitiert nach Le 175)

14.1.2013 (Personen)

Karol Wojtyła wird Erzbischof

Wann genau der polnische Weihbischof Karol Wojtyła Erzbischof geworden ist, wird in zwei Versionen überliefert. Für die einen gilt der 13. Januar 1963, für die andern genau ein Jahr später der 13. Januar 1964. Gemäss der Vatikan-Homepage datiert die Ernennungsbulle vom 13. Januar 1964. Wie dem auch sei, lohnt es sich, den Blick auch bezüglich des Konzils auf Karol Wojtyła zu richten, der im Konzil selbst, aber noch mehr natürlich ab 1978 als Papst für die Umsetzung des Konzils von grösster Bedeutung war. Um das Reden und Wirken von Karol Wojtyła besser verstehen zu können, lohnt sich ein kurzer Blick auf seine vorbischofliche Zeit: Karol Wojtyła wurde am 18. Mai 1920 in Wadowice, einer Kleinstadt bei Krakau, in einfachen Verhältnissen geboren. Im Alter von 12 Jahren verlor er seinen älteren Bruder Edmund, seine Schwester lernte er nie kennen, da sie noch vor seiner Geburt verstarb.

Karol Wojtyła war sehr sportlich. Stark beeinflussten ihn zahlreiche Kontakte mit der jüdischen Gemeinde in Wadowice. Ab 1930 besuchte er das Gymnasium und wirkte bei Theateraufführungen mit, war Ministrant und beendete die Schule mit Bestnoten. Er studierte Philosophie und polnische Literatur, was er während des Zweiten Weltkriegs im Untergrund fortsetzen musste. Zwangsarbeit verhinderte die Deportation nach Deutschland.

Im Oktober 1942 trat er ins geheime Priesterseminar der Erzdiozese Krakau ein. 1946 empfing er im Geheimen die Priesterweihe und promovierte in den folgenden zwei Jahren in Rom am Angelicum. Danach war Karol Wojtyła als Kaplan und ab 1953 als Professor für Moraltheologie in Krakau tätig und bekam 1954 einen Lehrauftrag für Philosophie und Sozialethik an der Katholischen Universität von Lublin. Am 28. September 1958 wurde Karol Wojtyła von Eugeniusz Baziak zum Weihbischof in Krakau und Titularbischof von Ombi geweiht.

(ufw/vgl. Georg Schwaiger: *Päpste und Papsttum im 20. Jahrhundert*. München 1999, 397 ff.)

15.1.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ein Sekretariat für die internationalen Probleme: Iustitia et pax

Am 15. Januar 1963 schreibt der Schweizer P. Henri de Riedmatten OP, damals kirchlicher Berater am Centre international d'information, der Koordinationsstelle für internationale katholische Organisationen in Genf, an Julius Kardinal Döpfner und bittet ihn um Unterstützung. Unter dem Eindruck eines Gespräches mit Kardinal Suenens informiert de Riedmatten Döpfner, Suenens habe die Absicht, das vorliegende Schema über die Kirche und die internationalen Probleme zu kritisieren und ein Sekretariat zu den grossen Problemen der Welt im Bereich von Armut, Hunger und Entwicklung vorzuschlagen (vgl. Dö 344).

Wie bereits in einem früheren Brief de Riedmattens an Döpfner deutlich wurde, hält der Dominikaner eine solche Einrichtung für dringlich. «Von meiner Stelle aus kann ich täglich sehen, wie höchstnotwendig eine drastische Initiative von Seite der Kirche auf diesem Gebiet wäre» (Dö 305). De Riedmatten erinnert Döpfner an eine Begegnung in Randa, bei der er Gelegenheit hatte, ihm persönlich zu schildern, «wie wenig koordiniert, wie wenig weitsichtig unsere Politik und unsere Handlung sind» (Dö 305). Die Kreation

eines solchen Sekretariates könne der Kirche mehr dienen als viele der Schemata, die dem Konzil vorliegen.

In seiner Antwort vom 17. Januar 1963 teilt Döpfner die Riedmatten mit, er werde Kardinal Suenens nächstens treffen und das Anliegen gern unterstützen (vgl. Dö 344f).

Am 6. Januar 1967 wird die Päpstliche Kommission «Iustitia et Pax» gegründet werden; unter demselben Namen arbeiten heute weltweit ca. 80 Kommissionen auf regionaler Ebene.

(emf)

16.1.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Karl Rahner in Zürich

Im Januar 1963 war die Zeit, in der Karl Rahner individuelle Gutachten für Kardinal König schreiben musste, vorbei. Der konziliare Prozess spielte sich in Rom und zwischen den dortigen Sitzungsperioden in zahlreichen Kommissionsarbeiten ab. Davon erzählt ein Brief, den Karl Rahner am 16.01.1963 aus Innsbruck an Kardinal König schreibt:

«Morgen werde ich (über Zürich, wo ich eine Gastvorlesung an der Uni habe) nach Frankfurt reisen. Dort werde ich mit Grillmeier und Semmelroth bis ungefähr zum 5. Februar zusammen arbeiten (mit einer Besprechung in Mainz bei Volk) bezüglich des Schemas «De Ecclesia» (Kritik und positiver Gegenvorschlag) entsprechend den Überlegungen, die auf der dreitägigen Besprechung in München Ende Dezember gemeinsam mit Schröffer, Volk, Ratzinger, Schnackenburg, Semmelroth, Grillmeier, Schmaus angestellt wurden. Hoffentlich kommt aus der Arbeit in Frankfurt etwas heraus, was der Beratung der Konzilsväter in München Anfang Februar dienlich sein kann».

(Christian Cebulj, vgl. *entschluss* Nr. 43 [6/1988] 35)

17.1.2013 (Weiteres)

Priester und Laien

(Serie Der Schweizer Katholizismus zu Konzilsbeginn 1)

[In einer vierteiligen Serie 17.1. bis 19.1.2013 beleuchtet Rolf Weibel den Schweizer Katholizismus zu Konzilsbeginn]

Noch zur Zeit Papst Pius' XII. befasste sich die vom katholischen Akademikerverband EMV (heute: Altherrenbund des Schw.StV) bestellte Kommission «Klerus und Laien» mit dem Verhältnis zwischen Klerus und Laien (namentlich Laienakademikern) «unter Einbeziehung der Gesamtlage des Katholizismus in der Schweiz» (2). Der 1957 veröffentlichte Bericht der Kommission, dem prominente Laien und Priester wie der Rechtsprofessor Peter Jäggi oder der Theologe Hans-Urs von Balthasar angehörten, skizziert den Zustand des Schweizer Katholizismus am Vorabend des Konzils.

In einem ersten Teil werden Vorzüge und Mängel einerseits des Klerus und andererseits der Laienakademiker aufgezeigt. Ein zweiter Teil handelt in vier Abschnitten von der «Lage des schweizerischen Katholizismus»:

1. Der katholische Volksteil im allgemeinen
2. Die geistige Haltung des einzelnen Katholiken
3. Der organisatorische Zustand der Kirche
4. Die geistige Haltung der Kirche in der Schweiz

Daran schliessen sich Sonderberichte an, die von Arbeitsgruppen zu Einzelgebieten vorbereitet wurden: Religiöse Bildung der Laienakademiker; Zusammenarbeit von Klerus und Laien in der Pfarrei; staatskirchliche Verhältnisse; Schulwesen; Rundspruch und

Fernsehen. Eine Übersicht über die im Bericht enthaltenen Postulate schliesst den Kommissionsbericht ab. Vertieft behandelt wurden einzelne Fragen in einem Sonderheft der Zeitschrift «Civitas».

Ein Postulat begegnet später in mehreren Voten von Schweizer Bischöfen und Äbten: «Der Standort der Laien im Rahmen der Kirche ist näher zu umschreiben: durch die kirchenrechtliche Regelung der Katholischen Aktion, der Stellung der Laien zu ihr sowie der in ihr wirkenden führenden Laien und durch Abgrenzung eines Raumes, in welchem der Gläubige von der Kirche als Organisation frei ist» (56).

(Rolf Weibel / Bericht der Kommission «Klerus und Laien» vom 19. Mai 1957; Civitas 11[1955/1956]153-250)

18.1.2013 (Weiteres)

Ein Volkskatholizismus

(Der Schweizer Katholizismus zu Konzilsbeginn 2)

In der Schweiz hat die Ankündigung eines Ökumenischen Konzils in der Öffentlichkeit eine grosse Aufmerksamkeit gefunden und entsprechende Erwartungen geweckt. Im Schweizer Katholizismus zeigten sich am Vorabend des Konzils keine besonderen Krisen; es war aber auch keine Aufbruchstimmung zu spüren. Das hatte wesentlich damit zu tun, dass das Katholisch-Sein damals die fraglose Zugehörigkeit zum katholischen Volksteil bedeutete.

Im Bericht «Klerus und Laien» ist die Situation anschaulich beschrieben: «Der katholische Volksteil erneuert sich volksmässig, durch Geburt und Hineinwachsen in eine Tradition [...] Der Einzelne erwirbt also den Glauben durch Vermittlung der Familie und mit Hilfe der gesellschaftlichen Beziehungen, welche die Familie vermittelt (Religionsunterricht, katholische Lehranstalten und Vereine). Die Zugehörigkeit zum katholischen Volksteil geht der individuellen Glaubensentscheidung voraus. Man wird Katholik von aussen nach innen, dank gesellschaftlicher Bindungen (menschlich gesprochen)» (22). Katholisch-Sein wurde mehr von der Zugehörigkeit zum katholischen Teil des Volkes bestimmt als von der Zugehörigkeit zu einer Religions- bzw. Glaubensgemeinschaft. Katholisch-Sein war «ein gesellschaftlicher Status, [...] eine von den Betreffenden selbst gefühlte und auch von den Aussenstehenden beachtete Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Gruppe» (18).

In dieser Situation war die religiöse Erziehung von zentraler Bedeutung. Diese habe ihr Ziel selten ganz erreicht, heisst es im Bericht, so dass der Klerus «meistens geistig <unentwickelte> oder <unterentwickelte> Gläubige vor sich» (23) hatte. Andererseits liefe der Klerus Gefahr, und er erliege ihr auch mehr oder weniger stark, die Laien zu mehr Disziplin statt zur Selbständigkeit zu erziehen. Selbständigkeit gewinne aber an Bedeutung; einerseits werde das Selbständigkeitsgefühl der Jugend immer stärker und andererseits breite sich die Erwachsenenbildung ständig aus.

Weil der Schweizer Katholizismus in diesem Sinn ein «Volkskatholizismus» war, musste er in der Nach-68er-Zeit in eine Krise geraten, als viele Selbstverständlichkeiten ihre Überzeugungskraft verloren und dann eben nicht mehr selbstverständlich waren.

(Rolf Weibel / Bericht der Kommission «Klerus und Laien» vom 19. Mai 1957)

19.1.2013 (Weiteres)

Eine Kleruskirche

(Der Schweizer Katholizismus zu Konzilsbeginn 3)

Vor dem Konzil war es in der Schweiz nicht denkbar, dass Laien Theologie studieren und dann erst noch als Seelsorger in den kirchlichen Dienst aufgenommen werden konnten. Bis zu einer rechtlichen Auseinandersetzung durften sich an der Theologischen Fakultät Luzern bis 1959 überhaupt nur Priesteramtskandidaten immatrikulieren. So erschien die Kirche in der Schweiz damals aus drei Komponenten zusammengesetzt: «Dem kirchenrechtlich organisierten Klerus als Kern, den staatskirchlichen Verbänden (namentlich Kirchgemeinden) und den vielen im 19. Jahrhundert zu den verschiedensten Zwecken entstandenen katholischen Organisationen [...]» (30).

Bis ins 19. Jahrhundert hinein nahmen die katholischen Obrigkeiten die kirchlichen Interessen wahr; ab dem 19. Jahrhundert vertraten Vereine die katholischen Interessen; im 20. Jahrhundert trat die Bischofskonferenz stärker hervor. In dieser Zeit empfahl Papst Pius XI. mit der Enzyklika «Ubi arcanum Dei» die «Katholische Aktion» als Modell für das kirchliche Engagement der Laien, für das Laienapostolat. In der Folge bezeichnete die Schweizer Bischofskonferenz die Dachverbände der katholischen Vereine, den Schweizerischen Katholischen Volksverein und den Schweizerischen Katholischen Frauenbund, zu den Spitzenverbänden der Katholischen Aktion in der Schweiz.

Vor diesem Hintergrund heisst es im Bericht: «Die katholische Aktion bedarf mit der Zeit einer organisatorischen Konsolidierung, also einer gehörigen kirchenrechtlichen Regelung. Vor allem muss die Pflicht der Laien, in der katholischen Aktion mitzuwirken, näher umschrieben werden, desgleichen die Rechtsstellung, die den in der katholischen Aktion führenden Laien zukommt» (31-32). Damit soll anderseits der Raum abgegrenzt werden, «in welchem der Gläubige von der Kirche als Organisation frei ist, wo er also der kirchlichen Obrigkeit keinen Gehorsam schuldet, sondern den er nach seinem Willen gestalten darf, allerdings geleitet von seinem Gewissen...» (32). Erreicht werden soll damit eine sinnvolle Abgrenzung «der von der Kirche organisatorisch freien actio catholicorum [Aktion der Katholiken] und der von der Kirche organisierten actio catholica [Katholische Aktion]» (32).

(Rolf Weibel / Bericht der Kommission «Klerus und Laien» vom 19. Mai 1957)

20.1.2013 (Weiteres)

Ein kulturell schwacher Katholizismus

(Der Schweizer Katholizismus zu Konzilsbeginn 4)

Bis in die Konzilszeit hinein ist der Schweizer Katholizismus vor allem als politische und gesellschaftliche Kraft in Erscheinung getreten. Eine Folge davon war, dass «das Gesellschaftlich-Politische» die geistige Haltung des schweizerischen Katholizismus geformt hat. Das zeigte sich vor allem in religiöser und kultureller Hinsicht.

Zum einen erwiesen sich die gesellschaftlichen Vorstellungen stärker als die religiösen Inhalte. «Der Unterschied zwischen getauft und ungetauft tritt gegenüber dem gesellschaftlichen Begriff der <Konfession> zurück; das Wort <Katholik> bedeutet in der Umgangssprache nicht in erster Linie einen Gläubigen, sondern einen, der gesellschaftlich zum katholischen Volksteil gehört, <praktiziert> und in den katholischen Organisationen mitmacht» (33). Katholisch-Sein bedeutete deshalb zunächst auch Anpassung an das katholische Grossmilieu. In diesem Milieukatholizismus wurde «die kirchliche Glaubens- und Sittenlehre gewissermassen <fertig verpackt> dargeboten, unter Betonung der Autorität der Kirche» (35). Daher ging vergessen, «dass es auch für die kirchliche Autorität Fragen gibt, deren Lösung sie erst suchen muss und für deren Lösung sie die Mitwirkung und das Gebet aller Gläubigen braucht» (35).

In kultureller Hinsicht fühlten sich die Katholiken wenig wahrgenommen und auch wenig

ernst genommen: «catholica non leguntur – Katholisches wird nicht gelesen». Sie warteten aber auch kaum mit besonderen kulturellen Leistungen auf. Wohl gab es keine akute Krise, «keine schreienden Missstände, aber auch keine tiefgreifende geistige Bewegung im guten Sinn, also keine lebhaft geistige Auseinandersetzung, kein die Gemüter erregender Aufbruch zu neuem schöpferischem Tun» (21). Das galt auch für die Alltagskultur. «Die soziale Rückständigkeit einiger katholischer Kantone hat sich auch auf dem Gebiet des Schulwesens nachteilig ausgewirkt» (40).

Um eine Besserung der Situation zu erreichen, empfiehlt der Bericht, den Sinn für die Arbeit einer geistigen Elite zu vertiefen und ihrem Einsatz mit Wohlwollen zu begegnen. Ermahnt wird besonders der Klerus: «Das Verständnis für den seelsorgerlichen Wert christlicher Kulturarbeit ist vor allem auch im Klerus zu wecken» (61).

(Rolf Weibel / Bericht der Kommission «Klerus und Laien» vom 19. Mai 1957)

21.1.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Anweisungen für die Weiterarbeit

Vom 21. bis 27. Januar 1963 tagt die Koordinierungskommission erstmals. Der Präsident, Kardinal Cicognani, resümiert einleitend die Aufgaben der Kommission und skizziert den möglichen Umgang mit den vorliegenden Texten. Dabei hält er das vorbereitete Material für «gut und ausreichend» (AS 5/1,55).

In den Folgetagen werden Berichte zu den verschiedenen Schemata entgegengenommen, angefangen vom Schema *De revelatione* (Über die Offenbarung, vormals: Von den Quellen der Offenbarung) über *De Ecclesia* bis hin zu kleineren Textentwürfen, auch solchen, die alsbald von der Tagesordnung verschwinden werden. Die Koordinierungskommission nimmt mit Anweisungen (*Propositiones*) zu den ihr gemachten Vorschlägen Stellung und beeinflusst so die Weiterarbeit an den Konzilstexten.

(emf)

22.1.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Die Kirche in der Heilsgeschichte – auf dem Odilienberg

Einige Bischöfe der «Apostolischen Region Ost» in Frankreich teilten nicht nur die römische Unterkunft während der ersten Sitzungsperiode, sondern auch das Anliegen, sich theologisch und geistlich gemeinsam mit den Konzilsthemen auseinanderzusetzen. Am 22. Januar 1963 begann so auf dem Odilienberg im Elsass ein Treffen, dessen Organisation dem Strassburger Bischofskoadjutor Elchinger oblag und das bis zum 25. Januar dauerte. Teilnehmer waren zum Einen Elchingers Mitbrüder Claude Flusin (Saint-Claude), Pierre Boillon (Verdun). Während Bischof Paul-Joseph Schmitt (Metz) verhindert war, gesellte sich mit Gérard Huyghe (Arras) ein in einer anderen französischen Region wirkender Bischof hinzu. Zum Anderen nahmen an dem Treffen Theologen teil, darunter die Dominikaner Yves Congar und Henri-Marie Féret, Berater Elchingers bzw. Flusins, sowie der Strassburger Dogmatiker Antoine Chavasse, wie Congar Konzilsperitus. Auch Alois Grillmeier war zeitweise anwesend, um von den deutschen Aktivitäten um Bischof Volk zu berichten. Im Zentrum der Debatten stand das Kirchenverständnis. Besonders Congars Pendeln zwischen Leuven und Mainz, wo in Gérard Philips und Bischof Volk einflussreiche Akteure wirkten, und dem Odilienberg, steht symbolisch für die Vielfalt und den bei aller Verschiedenheit doch gegebenen Zusammenhang der verschiedenen Initiativen zur Neufassung des Kirchenschemas. Das Ergebnis der elsässischen Arbeit

wurde nicht nur nach Rom zu entsprechenden Konzilskommission geschickt, sondern auch Kardinal Döpfner nach München übermittelt: genauer gesagt konnte Bischof Elchinger persönlich auf dem dort stattfindenden Treffen der deutschsprachigen Bischöfe am 5. und 6. Februar 1963, an der er als Verbindungsmann der deutschen und französischen Bischöfe teilnahm, von den Ergebnissen des Treffens auf dem Odilienberg berichten. Inhaltlich sticht aus den im Elsass formulierten Überlegungen insbesondere die christozentrisch-heilsgeschichtliche Dimension der Kirche heraus, wie sie dann auch in LG 3 formuliert ist.

(Michael Quisinsky; vgl. Qu 297-329)

23.1.2013

Ende des Fabrikgehorsams

Viele KatholikInnen berufen sich auf das Konzil. Heute treten Pfarrer- und Pfarreiinitiativen an die Öffentlichkeit. Die Frage des Gehorsams in der Kirche wird dabei neu verhandelt. Der Theologe Hans-Joachim Sander verglich kürzlich «das traditionelle Gehorsamsverständnis in der römisch-katholischen Kirche mit dem Geschäftsmodell der Autofabriken von Henry Ford (1863–1947).

Der Erfinder des Fließbands habe in seinen Fabriken ein in sich geschlossenes System geschaffen, mit strenger Abgrenzung von aussen und innen [...]. Wer drinnen war, hatte klare Vorteile: den garantierten Arbeitsplatz, eine rudimentäre Gesundheitsversorgung und ein Mal eine Lohnerhöhung von 100 Prozent.

Allerdings war der Preis dafür hoch: «Die klare Trennung von innen und aussen schlug sich auch sozial nieder. Die Arbeiter wurden einem System aus Überwachen und Strafen unterworfen. Sie mussten pünktlich erscheinen und hatten klar geregelte Pausen.»

Ein ähnlich geschlossenes System war bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts die römisch-katholische Kirche. Sie baute auf dem Gehorsam ihrer Mitglieder auf, die dafür von der Wiege bis zur Bahre religiös umsorgt wurden. Doch diese «früher so klaren Grenzen der grossen, alles selbst garantierenden Einheiten sind weg, und damit fallen die Mauern zwischen drinnen und draussen» [...].

In Detroit sind einst blühende Fabrikhallen zu Ruinen verkommen. Das System Kirche wiederum wurde von zwei Seiten erschüttert. Von innen habe der Missbrauch von Minderjährigen durch Kleriker, der üble Geruch von Finanzverstrickungen der Vatikanbank und die selbstherrliche Volksverhetzung durch das Internetportal Kreuznet den geschlossenen Gehorsam als Illusion erwiesen.»

Von aussen sehe Sander dann die Pfarrer- und Pfarreiinitiativen als Zeichen für den Wandel der Kirche. Hier könne die Kirche «Gehorsam nicht mehr dekretieren, sondern müsse sich bemühen, «möglichst viele Freunde zu bekommen, um als Autorität anerkannt zu werden». An die Stelle der straffen Ordnung sei eine «flüssige Moderne» getreten, die alles infrage stelle.»

(ab; Josef Bruckmoser: Ein Gehorsam wie in Henry Fords Fabriken. In: Salzburger Nachrichten, 24. Dezember 2012, S. 27.)

24.1.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Memorandum des ÖRK

Angeichts der absehbaren ökumenischen Öffnung der römisch-katholischen Kirche erwuchs bei den anderen Konfessionen schon bald die Frage, wie sich das ökumenische Engagement der römisch-katholischen Kirche entwickeln und wie es sich zur bisherigen

Ökumenischen Bewegung, insbesondere zum Ökumenischen Rat der Kirchen verhalten würde. Bereits am 24. Januar 1963 wurde von Seiten des Ökumenischen Rates der Kirchen ein internes Memorandum über die Gestaltung der Beziehungen mit der römisch-katholischen Kirche an verschiedene Theologen und Kirchenführer verschickt. Darin manifestiert sich die Sorge, dass sich die ökumenische Bewegung wegen der anders gearteten Vorstellungen der römisch-katholischen Kirche über das Konzept einer Gemeinschaft von Kirchen spalten könnte. Es entsteht die Idee einer gemeinsamen Arbeitsgruppe zwischen dem Ökumenischen Rat der Kirchen und der römisch-katholischen Kirche. Sie wurde 1965 als «Joint Working Group» eingerichtet und existiert bis heute. Die Anliegen werden auch an das Sekretariat für die Einheit geschickt, im Sinne der von dort ergangenen Bitte, Vorschläge für die Arbeit des Konzils zu äussern. (emf; vgl. A 5,572f)

25.1.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Laien – durch die Hintertür zum Hauptportal der Kirche

Kardinal Urbani, Patriarch von Venedig, muss am 25. Januar 1963 vor der Koordinierungskommission des Konzils antreten. Es geht um die Berichterstattung über den Stand des Textes zum Laienapostolat (*De apostolatu laicorum*). Der auf 160 Seiten angeschwollene Textentwurf war bereits als unverdaulich kritisiert worden.

Die zuständige Kommission hatte also Kürzungen vorgenommen, die ursprüngliche Gliederung aber beibehalten. Diese ist durch eine eher traditionelle Kategorialisierung der Tätigkeitsfelder von Laien geprägt: Es ging um auf das Reich Christi ausgerichtete Tätigkeiten, dann caritative und schliesslich soziale (zeitliche) Tätigkeiten. Das Ewige und das Zeitliche, das Kirchliche und das Weltliche blieben fein unterschiedene Sphären.

Die eher traditionelle Art, das Laienapostolat zu behandeln, mag so gar nicht die intensiven Diskussionen in der zuständigen Kommission widerspiegeln. Nach Giuseppe Alberigo ist die Ursache folgende: In der Kommission über das Laienapostolat wuchs bald ein Bewusstsein dafür, dass die Frage der Laien eigentlich als Teilfrage nach der Rolle der Kirche in der Welt zu bearbeiten sei – und weniger als Frage binnenkirchlicher Kompetenzverteilung. Entsprechend verlagerte sich das Engagement der Kommission in die Zusammenarbeit mit anderen Kommissionen, insbesondere mit der Glaubenskommission. Hier ging es um das Schema über die Kirche (*De Ecclesia*).

Vor 50 Jahren stimmte die Koordinierungskommission zu, «eine Gemischte Kommission [...] zu bilden, um zu einem einzigen Schema über die wirksame Gegenwart der Kirche in der gesellschaftlichen Ordnung und der Gemeinschaft der Völker zu gelangen.» (524) Ausserdem wurde «mündlich» (!) erlaubt, dass Laien als Experten für das Schema über das Laienapostolat gehört werden sollten. Ein wenig Geheimhaltung schien opportun – sei es mit Rücksicht auf kuriale Befindlichkeiten, sei es aus Respekt vor den Konzilsvätern und ihrer Autorität.

(ab; A2, 520-525)

26.1.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Kontroversen und versöhnliche Prozesse

Julius Kardinal Döpfner weilt für die Sitzungen der Koordinierungskommission in Rom. Um 11 Uhr besucht er Kardinal Ottaviani und notiert: «Aussprache über die Auseinandersetzung während des Konzils». Danach geht es um konkrete Themen, so «gefallene Priester» («Ottaviani zeigt Verständnis») und um den ständigen Diakonat von

verheirateten Männern («Ottaviani verspricht Unterstützung, falls ich es vorschlage») (Dö 14).

Am selben Tag hört P. Yves Congar OP das Gerücht, Ottaviani werde sich vom Heiligen Offizium zurückziehen; als Nachfolger sei Kardinal Browne vorgesehen. Congars Reaktion: «Gott bewahre uns vor Browne! Da habe ich lieber Ottaviani» (Co 1,321). Ottaviani wird bis 1968 im Amt bleiben.

Am Spätnachmittag findet die Sitzung der Koordinierungskommission statt. Döpfner stellt die Textvorlage über die Bischöfe vor und regt ein eigenes Dekret über die Bischofskonferenzen an. Der Präsident der Bischofskommission Kardinal Marella hält dagegen. Döpfner insistiert indes, dass das Konzil selbst über die Bischofskonferenzen werde sprechen müssen. Das Protokoll vermerkt: «Sono tutti d'accordo [Alle sind einverstanden]» (AS 5/1,161).

(emf)

27.1.2013 (heute vor)

Konzilskommission für Unmögliches ?

«Es ist klar, dass gemessen an der ungeheuren Aufgabe», die Schemata gemäss dem «Geist umzugestalten, der von der Konzilsmehrheit gefordert worden ist», die Zeit zwischen zwei Sitzungsperioden, «die dem Aussenstehenden lange erscheinen möchte, in Wahrheit ausserordentlich knapp bemessen ist, ja, es scheint fraglich, ob in ihr der gegebene Auftrag wird bewältigt werden können. Andererseits ist auf diesem Konzil schon so viel Unmögliches möglich geworden, dass man sich von dem oft geradezu aufregenden Optimismus des Papstes getrost anstecken lassen und hoffnungsvoll sein darf.»

Was Joseph Ratzinger in seinem Rückblick auf die erste Sitzungsperiode schreibt, verweist auf das Ineinander von vielfältiger Arbeit am Detail und notwendiger Koordinierung zwischen diesen Arbeiten. Neben der Arbeit zahlloser Bischöfe und Theologen, die wieder in ihre Diözesen und Wirkungsstätten zurückgekehrt waren und dort in ganz verschiedener Weise konziliare Impulse aufgriffen und reflektierten, ist hier insbesondere die Arbeit der Kommissionen zu nennen. Manfred Plate berichtet von der am 27. Januar 1963 zu Ende gegangenen mehrtägigen Sitzung der Koordinierungskommission (zu dieser s. auch Jan Grootaers in A 2, 428-453), «die sich mit der Lage nach der ersten Session und dem Plan für die weitere Arbeit des Konzils beschäftigt. Die Konzilskommissionen (aber leider nicht alle – was Folgen haben wird!) halten in den nächsten Wochen Vollsitzungen ab, um die neuen Entwürfe zu redigieren. Viele Unterkommissionen bearbeiten Einzelstoffe. Wird die Arbeit nach dem Sinn Kardinal Suenens' laufen?» Mit seiner abschliessenden Frage nennt Plate eine Möglichkeit, wie «Unmögliches möglich» (Ratzinger) gemacht werden könnte: der Erzbischof von Mecheln-Brüssel hatte während der ersten Sitzungsperiode vorgeschlagen, die ungeheure Stoffmenge der konziliaren Dokumente um die Perspektiven «Kirche ad extra» und «Kirche ad intra» herum zu bündeln (s. dazu Giuseppe Ruggieri in A 2, 402-404).

(Michael Quisinsky; Zitate aus : Joseph Ratzinger, *die erste Sitzungsperiode des zweiten Vatikanischen Konzils. Ein Rückblick*, in: Ders.: *Zur Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils. Formulierung – Vermittlung – Deutung. Erster Teilband*. Freiburg i.Br.: Herder, 2012 [Gesammelte Schriften 7/1], 296-322, 320; Manfred Plate, *Weltereignis Konzil. Darstellung – Sinn – Ergebnis*, Freiburg 1966, 40).

28.1.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Durch unbekanntes Terrain tasten – die Kirche in der Welt

Kurz nach der ersten Konzilsphase wurde intensiv nach einer neuen Bestimmung der Rolle der Kirche und der Gläubigen in der Welt gesucht. Der Gedanke von Kardinal Suenens über die «*ecclesia ad intra und ad extra*» begann zu greifen.

<http://www.kath.ch/nucleus/konzilsblog.php?itemid=6888>

In vielen Diskussionen wurde deutlich, dass die bislang bestehenden Vorstellungen und Formulierungen nicht ausreichten, um die Konzilsmehrheit zu überzeugen. Immerhin wurden die Sollbruchstellen der alten Konzeption von Kirche und Welt deutlicher: eine schlichte Aufteilung der Zuständigkeiten für Kirche und Welt zwischen Hierarchie und Gläubigen entsprach nicht mehr dem erneuerten Bild von Kirche, das im Bereich der Liturgie schon zu einer Korrektur geführt hatte: *Alle* Gläubigen wirken am liturgischen Geschehen mit! Was hier im tiefsten Inneren der Kirche mehr und mehr Gewicht bekam, galt es auch in der Aussenorientierung der Kirche umzusetzen: die Sendung der *ganzen* Kirche in die Welt. Schon Mitte Januar 1963 wurde daher angeregt, dass die Glaubenskommission und die Kommission für das Laienapostolat in einer gemischten Kommission zusammen arbeiten sollten.

<http://www.kath.ch/nucleus/konzilsblog.php?itemid=7157>

Unter dem Titel «*Schema XVII*» wurde fortan nach einer Lösung gesucht. Schon die anonyme Titelgebung (später sortierte man die Konzilstexte neu und sprach vom «*Schema VIII*») zeigt die Ratlosigkeit in der Sache an: Das im Konzil erneuerte Verständnis von Kirche war zum Greifen nah – und zugleich mit Worten noch nicht zu fassen. Die damals gehandelten Vorschläge für einen echten Titel für «*Schema XVII*» zeugen von der weiten Spannbreite, die es zwischen den Konzilsvätern noch zu überbrücken gab: sollte es um Handeln und Präsenz der Kirche in der Welt gehen oder um eine Abhandlung über die soziale und moralische Ordnung der Welt? Sah sich die Kirche *in* der Welt oder doch noch eher *darüber*? Sollte sie lieber über ihr Verhältnis zum einzelnen Menschen sprechen oder sich als Teil der Menschheit sehen lernen?

Das Konzil wird noch Jahre brauchen, um eine Lösung zu formulieren.

(*ab*; A2, 491 – 496)

29.1.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Verantwortung und Sorge des Episkopats für die Gesamtkirche

P. Wilhelm Duschak SVD schreibt am 29. Januar 1963 Kardinal Döpfner einen Brief, in dem er angesichts der «ungeheuren Bedeutung des II. Vatikanischen Konzils» den Gedanken einer rechtlichen Regelung für periodisch einzuberufende Konzilien vorträgt. «Es wirkt bedrückend, dass all dies nur durch einen glücklichen Einfall (<ex inopinato> wie der Heilige Vater selbst sagte) oder wohlwollender gesagt durch eine besondere und plötzliche Erleuchtung zustande kam» (Dö 358). Während regelmässig Provinzialkonzilien und Diözesansynode vorgeschrieben seien, sehe der Codex für das Plenarkonzil keine Periodizität vor. Duschak hält es für sinnvoll, im «Klima des jetzigen Konzils» eine solche Periodizität einzuführen. Anfang März wird Döpfner Duschak eher verhalten antworten. Er fürchtet, das Konzil könne zu einer «bloss formalen Institution herabsinken». Wichtiger scheint ihm ein gutes Funktionieren der Bischofskonferenzen und den Austausch zwischen den einzelnen Konferenzen. «So würde sich ganz von selbst die Verantwortung und Sorge des Gesamtepiskopats für die Gesamtkirche immer wirksamer realisieren lassen. Es wäre dann noch zu überlegen, auf welchem Weg sich eine fortdauernde Mitarbeit des Gesamtepiskopats in der Regierungstätigkeit der

römischen Kurie erreichen lässt» (Dö 383).
(emf)

30.1.2013 (Weiteres)

Kardinal Ottaviani: Vorder- und Rückseite

Alfredo Kardinal Ottaviani ist in und nach der ersten Konzilssession einer der grossen Verteidiger der vorbereiteten Texte und bleibt im Konzilsgeschehen Vertreter der Minderheit, die sich dem Aggiornamento verschliesst. Gleichwohl bleiben – wie schon am 27.1.2013 gesehen – die Urteile über ihn differenziert. So auch in den Erinnerungen von Léon-Joseph Kardinal Suenens. Bis zum Konzil, so Suenens, seien seine persönlichen Beziehungen mit Kardinal Ottaviani nicht nur gut, sondern freundschaftlich gewesen. «Es war ein Schmerz für mich und für ihn – er hat es mir gesagt –, dass wir uns in Opposition zueinander befanden, nicht auf persönlicher Ebene, aber in den konziliaren Debatten». Suenens sieht die entscheidende Trennlinie dort, wo die eine Seite sich von einer Theologie befreien musste, welche das Geheimnis der Kirche verkürzt, während Ottaviani auf der anderen Seite eben diese Theologie verteidigte und «sich selbst als einzigen authentischen Interpreten des wahren katholischen Glaubens» ansah. Suenens weiss an Ottaviani einiges zu würdigen: «Ich bewunderte an Ottaviani die Kraft seiner Überzeugungen, seinen Mut, seine Liebe zu den Armen und manchmal sogar ... der Opfer des Heiligen Offiziums. Aber nachdem das gesagt ist, habe ich nicht das Recht, nur die Vorderseite des Bildes zu sehen; es gibt auch eine Rückseite: es ist diesbezüglich, dass Johannes XXIII. in Konflikt mit ihm kam und die Mehrheit des Konzils auf Distanz gehen musste» (Su 63).

(emf)

31.1.2013 (Personen)

Kardinal Carlo Maria Martini über das Bischofsamt

Der piemontesische Jesuit, der nach einer hervorragenden Karriere als Wissenschaftler, die ihn zum Hörer und Diener des Wortes Gottes gemacht hatte, Ende 1979 zum Erzbischof von Mailand ernannt wurde und dort über 22 Jahre wirkte, widmete 2011 seine letzte Veröffentlichung dem Bischofsamt («Il vescovo» (Reihe «Dubbio & speranza» des Verlags Rosenberg & Sellier. Turin 2011, 92 Seiten). Sein Vorname Carlo mit Karl Borromäus als Namensheiliger war ihm Programm, und er wurde als Erzbischof von Mailand zu einem berühmten Nachfolger des tridentinischen Heiligen, der auch für die Schweiz von grosser Bedeutung war. So wie Karl Borromäus der Schweiz viel mitgegeben hat, können dies auch die Äusserungen von Carlo Maria Martini, weit über die Schweiz hinaus: Ein Bischof soll Hörer des Wortes Gottes sein, aber auch Diener der Menschen durch Zuhören und Begegnung, durch Einbezug aller, auch durch ein Kirchenbild, in dem niemand ausgeschlossen ist und alle Platz haben, ohne dass damit die geltende Doktrin und die Ideale unseres Glaubens über den Haufen geworfen werden sollen und müssen. Diese Worte beeindrucken und können gerade in der heutigen Zeit als Leitlinie dienen. Sie fassen nicht nur in dem, was das Zweite Vatikanische Konzil über das Bischofsamt gesagt und was es mit dem Bischofsamt gewollt hat, sondern wurden durch das eindruckliche Leben und Wirken von Carlo Maria Martini selbst auch eingelöst.

(ufw/vgl. www.kirchenzeitung.ch, SKZ-Ausgabe Nr. 5/2013 mit Beiträgen der Bischöfe Peter Henrici und Ivo Fürer über Carlo Maria Martini)

1.2.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Übersetzer in Sachen Communio

Als Vermittler zwischen deutsch- und französischsprachiger Theologie wirkte Yves Congar zeit seines Lebens. Kurz bevor und nachdem Charles de Gaulle und Konrad Adenauer am 22. Januar 1963 den Elysée-Vertrag unterzeichneten, verdichtete sich dies in besonderer Weise, wie ein Gutachten zum Kirchenschema zeigt, das der Dominikaner am 1. Februar 1963 verfasste. Darin verarbeitet er inhaltliche Impulse verschiedener Treffen von Bischöfen und Theologen : Am 12. und 13. Januar diskutierte Congar in Löwen (hier wurde das «Philips-Schema» überarbeitet) mit den belgischen Theologen um Kardinal Suenens, Gustave Thils und Gérard Philips, bevor er nach kurzen Aufenthalten in Le Saulchoir und Florenz am 24. Januar an der von Bischof Elchinger initiierten Begegnung auf dem Odilienberg teilnahm (dort wurde ein heilsgeschichtlich geprägter Text über die Kirche erstellt) und von dort aus am 25. Januar nach Mainz weiterreiste, wo unter Leitung von Bischof Volk und unter Mitarbeit u.a. von Alois Grillmeier, Karl Rahner, Joseph Ratzinger und Otto Semmelroth das «Deutsche Schema» Gestalt annahm. In seinem Gutachten vom 1. Februar 1963 vermittelt Congar zwischen den noch recht verschiedenen Vorschlägen zur Vorgehensweise hinsichtlich der nach der ersten Sitzungsperiode notwendig gewordenen Überarbeitung des ursprünglichen Schemas *De Ecclesia*. Inhaltlich entfaltet der Text eine dialektische Sicht der Kirche, die zugleich göttlich und menschlich, geschichtlich und eschatologisch, Mittel der Communio und communio ist. Die letztgenannte Dimension konkretisiert sich nicht zuletzt in der Vermittlungsarbeit über Sprachgrenzen hinweg, wie sie Congar, aber etwa auch Bischof Elchinger leisteten: letzterer reiste bald nach dem Treffen auf dem Odilienberg nach München, um am Treffen der deutschsprachigen Bischöfe vom 5. und 6. Februar teilzunehmen.

(Michael Quisinsky; vgl. Qu 320f)

2.2.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Für eine bessere mediale Kommunikation

Am 2./3. Februar 1963 treffen sich in Genf Redakteure und Berichterstatter von Zeitschriften und Zeitungen verschiedener Länder, um zu beraten, wie der Pressedienst in der zweiten Konzilssession verbessert werden könnte. Anliegen der unter dem Namen «Rencontres Internationales d'Informateurs Religieux» organisierten Journalisten ist es, die Rolle der Medien für die Verbreitung der Ergebnisse des Konzils bewusst zu machen und entsprechende Strukturen zu schaffen. «Wenn unsere Zeitgenossen nicht entsprechend über das Konzil in Kenntnis gesetzt worden sind, werden sie später auch nicht in der Lage sein, es zu leben» (Francis Mayor, zit. in A 2,659). Frucht der Versammlung ist die Gründung eines «Centrum Coordinationis Communicationum de Concilio» (CCCC), welches unter Wahrung der Autonomie der nationalen Zentren deren Zusammenarbeit sowie die Verbindung mit dem Pressebüro des Konzils fördern sollte.

(emf)

3.2.2013 (Weiteres)

Karl Lehmann zensiert Karl Rahner – oder: von der Infrastruktur eines Konzils

Das Konzil hat der heutige Mainzer Kardinal Karl Lehmann zunächst als Student des Germanikums in Rom erlebt und dort vor allem mit Karl Rahner als Konzilstheologen

zusammengearbeitet. Seine Erzählungen machen deutlich, dass gute Entwürfe auch einer gewissen Infrastruktur bedürfen. Rahner hat Lehmann die «Zensur» seiner Texte übrigens nicht nachgetragen: ab Juli 1964 arbeitete Karl Lehmann als Assistent Rahners in München und später in Münster.

«Im Laufe der Konzilszeit – Lehmann war damals Oberbibliothekar im Germanikum – vermehrten sich diese Dienste [für Rahner] und wurden manchmal auch etwas heikel, wenn es zum Beispiel darum ging, in diversen Entwürfen Rahners die dort vorkommenden lateinischen «Bandwurmsätze» selbständig zu entflechten. Dies geschah auf dringende Bitten z.B. von Pater Otto Semmelroth, der dem zögernden Lehmann immer wieder einbläute: «Es geht nicht um Rahner, es geht um das Konzil!» Trotz Bedenken eines Mitstudenten – «Das kannst du doch nicht machen!» – hat Lehmann diese Bearbeitung von Rahner-Texten mehrfach gewagt und die Ergebnisse dann stillschweigend und mit ziemlichem Bangen Rahner wieder vorgelegt. «Man kennt sein eigenes Zeug nicht mehr!» brummte dieser dann, akzeptierte jedoch das entstandene Werk.

Höhepunkt dieser Hilfsdienste war die Reinschrift und Gestaltung eines lateinischen Alternativentwurfs über die göttliche Offenbarung aus der Feder von Karl Rahner und Joseph Ratzinger. Das wiederholte Tippen dieser Texte auf Wachsmatrizen und die mühsamen Korrekturen, vor allem aber das manuelle Abziehen vieler hunderte Exemplare und der Abtransport mit Koffern war – wie Lehmann selbst lächelnd sagt – sein wichtigster «Konzilsbeitrag». Die ansehnlichen Taxikosten für den Transport, die er von seinem spärlichen Taschengeld bezahlte, hat ihm niemand erstattet.»

(Regina Heyder; Quelle: Barbara Nichtweiss: Karl Lehmann: Bausteine zu einer Biografie. In: Karl Kardinal Lehmann 2001. Dokumentationen, Erinnerungen und Informationen zur Kardinalserhebung des Bischofs von Mainz. Mainz 2001, 119-171, hier 140)

4.2.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Imprimatur für protestantische Bibelübersetzungen

P. Joseph Greco SJ, Professor an der Gregoriana, ist Sekretär der afrikanischen Bischöfe, später auch ihr Experte, und engagiert, die afrikanischen Bischöfe gut zu vernetzen. Am 4. Februar 1963 notiert P. Henri de Lubac in seinem Tagebuch einige Reminiszenzen, die P. Greco ihm anvertraut hat. So habe Augustin Kardinal Bea mit den afrikanischen Bischöfe über protestantische Bibelübersetzungen gesprochen und ihnen gesagt: «Ihr seid Bischöfe: es ist an Euch, darüber zu urteilen. Wenn Ihr sie gut findet und ohne Angriff gegen den katholischen Glauben, könnt Ihr ihnen das Imprimatur geben oder wissen lassen, dass Ihr sie gutheißt. – Aber sagt dem Heiligen Offizium nicht, was ich Euch gerade gesagt habe!» (Lu 1,534).

Lubac hört desweiteren von einem Text, den eine Gruppe von Bischöfen über den Papst und das ökumenische Konzil verfasst haben. Die Afrikaner hätten sich diesen Text zu eigen gemacht; alle Bischöfe hätten ihn unterzeichnet, ebenso die Apostolischen Delegaten – bis auf einen. Grund: Dieser Text stelle die römischen Kongregationen, die dem Papst verbunden sind, nicht über das Konzil.

(emf)

5.2.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Eine ekklesiologische «*idea totalis*»

Der 5. Februar 1963 war ein entscheidender Tag für das sog. Deutsche Schema, das eine

wichtige Etappe auf dem Weg der Entstehung der Kirchenkonstitution *Lumen gentium* darstellt. Der Frankfurter Jesuit Otto Semmelroth schreibt dazu in seinem Tagebuch: «Um 9 Uhr begannen heute im Haus der Kath. Akademie die Beratungen der Bischofskonferenz. Zuerst gab Kard. Döpfner einen Bericht über die Beratungen der Koordinierungskommission in Rom, von der er ja gerade zurückgekommen war. Dann musste ich ein Referat über die kritischen Anmerkungen zum alten Ekklesia-Schema geben, das, glaube ich, recht gut bei den Bischöfen ankam. [...] Danach wurden die einzelnen Kapitel des neuen Schemavorschlags von je einem Referenten referiert und darüber diskutiert. Es wurde den Bischöfen intensive Theologie vorgelegt und sie machten sie auch sehr interessiert mit.» Die Fassung des Deutschen Schemas, die aus diesem Treffen der Bischöfe und Theologen hervorging, zeichnet sich durch eine heilsökonomische Sicht der Kirche aus. Nach Karl Rahner müht sich das Schema insbesondere auch um eine stärkere pastorale und ökumenische Ausrichtung. Das Bemühen, angesichts der komplexen Diskussionslage auf dem Konzil und darüber hinaus jegliche Einseitigkeit zu vermeiden, lässt die Bischöfe und Theologen für die «*idea totalis*» der Kirche als Heilssakrament optieren. Dieses Leitmotiv hält «nicht nur eine kritische Metatheorie zur Prüfung und Korrektur jeder Ekklesiologie bereit, sondern es wirkt auch erkenntnisleitend in den unterschiedlichsten ekklesiologischen Einzelthemen». (Michael Quisinsky; Zitate aus Wa 291 Anm. 33, 355f)

6.2.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Von Bodenseereitern, Brückenbauern und Prozessionsteilnehmern

Mit einem «Ritt über Bodensee mit brüchigem Eis» (Dö 365) verglich Heribert Schauf den stichwortartigen Notizen Kardinal Döpfners zufolge ein Kapitel des sog. «Deutschen Schemas», das die deutschsprachigen Konzilsväter im Rahmen ihrer Beratungen zum Kirchenschema am 5. und 6. Februar 1963 in München diskutierten. Dachte er dabei an Gustav Schwabs Gedicht vom Reiter über den Bodensee, das mit dem Tod des Reiters endet? Immerhin ereignete sich just im Februar 1963 die «Seegfrörne/Seegfrörni», d.h. das äusserst seltene komplette Zufrieren des Bodensees? Neben einer Reihe recht kritischer Bemerkungen bezeichnete Schauf die das Deutsche Schema prägende Rede vom «sacramentum universale» als «ausserhalb des deutschen Sprachraums nicht so üblich». In diesem Zusammenhang ist von Interesse, dass am Nachmittag des 6. Februar Bischof Elchinger, der als Verbindungsmann zwischen deutschem und französischem Episkopat fungierte, das Wort ergriff. Während sich Döpfner erfreut zeigte, dass Elchinger das Deutsche Schema mit «sehr zustimmenden Worten bejaht» (ebd.), berichtete Elchinger seinerseits zufrieden, dass die Überlegungen während des von ihm Ende Januar auf dem Odilienberg organisierten Treffens in Deutschland auf fruchtbaren Boden fielen (Qu 317). In einem Telefonat mit seinem Berater Yves Congar brachte Elchinger seine Begeisterung über die Zusammenarbeit zwischen den deutschen Bischöfen und Theologen zum Ausdruck. Wer Congars Zusammenfassung dieses Telefonats in seinem Tagebucheintrag vom 9. Februar 1963 liest, hört förmlich das Seufzen des Dominikaners und späteren Kardinals, der sich eine solche Zusammenarbeit auch in Frankreich wünschen würde (Co 1,323-325). Die am Münchener Treffen beteiligten Bischöfe erweisen sich demnach als Brückenbauer: zum Einen zwischen Lehramt und Theologie, zum Anderen zwischen dem deutschen und dem französischen Sprachraum. Die Überquerung des Bodensees zu Fuss, die ab dem 7. Februar 1963 in ausreichender Sicherheit möglich war, konnte übrigens auch unter religiösen Vorzeichen erfolgen, so während der Eisprozession vom 13. Februar 1963 zwischen Münsterlingen auf der

schweizerischen und Hagnau auf der deutschen Seite. Schaufs Vergleich der deutschen Konzilsväter mit dem Bodenseereiter erhält dadurch eine gänzlich andere Note.

(Michael Quisinsky)

7.2.2013 (Personen)

Wer war das Konzil?

Es sind immer Einzelpersonlichkeiten, die einer Gruppe zur Dynamik verhelfen oder sie ausbremsen. Auch das Zweite Vatikanische Konzil wurde an entscheidenden Stellen durch einzelne Persönlichkeiten geprägt. Diese Weichensteller waren zahlreich – ein Geschenk des Heiligen Geistes auch dann noch, wenn sie zuweilen tatkräftig die Weichen in unterschiedliche Richtungen gestellt haben.

Martin Leitgöb hat – pünktlich zu Konzilsjubiläum – einen kleinen und sehr gut lesbaren Band herausgebracht. Darin stellt er die prägenden Persönlichkeiten des Konzils kurz vor und führt in ihre Rollen und vor allem ihre oft sehr individuellen Charakterzüge ein. So entwickelt sich tatsächlich das Gefühl, dem Konzil zu begegnen, wie der Titel des Bandes andeutet.

Es gelingt Leitgöb, Personenprofile auf wenigen Seiten in spannender und vorsichtig humorvoller Weise zu skizzieren. So können diese wie in einem Zoom aus der breiten Masse der Konzilsteilnehmer hervorgehoben werden. Wenn sie dann nach der Lektüre wieder in der Bildfläche verschwinden, so bleibt doch das Wissen um ihre je einmalige Rolle auf dem Konzil. Die unsichtbaren Fäden (und Strippenzieher) des Konzils lassen sich so besser erahnen

TIPP: Martin Leitgöb: Dem Konzil begegnen. Prägende Persönlichkeiten des II. Vatikanischen Konzils. Mit einem Vorwort von Herbert Vorgrimler, toposplus, Kevelaer 2012, 192 Seiten

(ab)

8.2.2013 (Personen)

Dom Hélder Câmara – ein unermüdlicher Briefschreiber und Inspirator

Dom Hélder Câmara schrieb während der Konzilszeit Rundbriefe an seine «geliebte Familie» (À querida Família do ...), d.h. an Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Brasilien, in denen er über die Ereignisse auf dem Konzil und seine Bücherlektüren u.a. berichtete. Diese *Circulares* sind eine einzigartige Quelle für sein Leben aber genauso für die Konzilsgeschichte aus der Sicht eines Teilnehmers. Über den Einfluss Câmaras auf das Konzilsgeschehen urteilte der belgische Konzilstheologe Charles Moeller: «Es war ein Bischof aus Lateinamerika, von dem der Anstoss kam, der zum Beschluss führte, ein Schema über die Kirche in der Welt zu verfassen. Dom Hélder Câmara, zu dieser Zeit Weihbischof von Rio de Janeiro, hörte nicht auf, mit seinen Besuchern über die Probleme der Dritten Welt zu sprechen. Ohne Unterlass wiederholte er: <Was sollen wir also jetzt tun? ... Sollen wir unsere ganze Zeit darauf verwenden, interne Probleme der Kirche zu diskutieren, während zwei Drittel der Menschheit Hungers sterben?>»

(Giancarlo Collet)

9.2.2013 (Personen)

Römische Nachtgedanken und konziliare Morgenstimmung für Rio de Janeiro

Dom Hélder Câmara schrieb unermüdlich über das Konzil und seine Beobachtungen,

Hoffnungen und Wünsche – und er schrieb nachts. Daher sind die Briefe oftmals auf zwei Tage datiert. Dass Câmara schon früh darüber nachdachte, wie das Konzil ausserhalb Europas umgesetzt werden müsse, zeigte sich schon in seinem Rundbrief vom 8. und 9. Dezember 1962 ([hyperlink!](#)). Câmara war getrieben von dieser Sendung und schon früh suchte er Mitstreiter. So schreibt er am Ende der ersten Konzilsession an seine Freunde, die «Familia» in Rio de Janeiro:

«Wenn es Gottes Wille ist, werden wir in Rio miteinander wichtige Gespräche führen müssen. Ich muss den Raum für das Konzil öffnen. Wenn Gott es will, wird dies möglich sein. Es gibt für jede Aufgabe die ihr zustehende Zeit, auch für die treuen Freunde. Und ich bin überzeugt, dass Ihr die ersten sein werdet, mir zu helfen, neue Lebensmöglichkeiten zu eröffnen».

(ab; zit. nach Nikolaus Klein: *Nächtliche Korrespondenz aus Rom. In: Orientierung* 73 [2009] 185-188, 188)

10.2.2013 (Personen)

Freiheit und Freimut – eine kanadische Stimme auf dem Konzil

Die Freiheit auf dem Konzil und ein ehrlicher Blick auf die Kirche waren Anliegen des kanadischen Kardinals Paul Émile Léger. 1904 geboren, wurde er, mittlerweile Mitglied des Ordens der Sulpizianer, 1950 Erzbischof von Montreal und drei Jahre darauf Kardinal. Nach seinem Rücktritt als Erzbischof (1967) wirkte er in Kamerun in der Lepra-Fürsorge. Schon vor dem Konzil fand Léger deutliche Worte beim Blick auf die Schemata:

«Einige Schemata betrachten die Kirche zu sehr als eine Institution im Belagerungszustand, die das Konzil verteidigen muss; sie sehen in ihr nicht genug das Depositum des Heils, an dem sie teilhaben. Die Kirche hat für sie eher einen juristischen als einen missionarischen Aspekt. Sie haben nicht den Mut, sich offen der heutigen Welt zuzuwenden, ihren Nöten, ihren neuen und berechtigten Ansprüchen. Sie scheinen zu glauben, dass der Verlust des Glaubens, die Verschlechterung der Moral, das Versagen des Apostolats keine anderen Gründe haben als die Gleichgültigkeit der Menschen oder die Bosheit der Zeit; sie fragen nicht, ob der überholte Charakter einiger Formen kirchlichen Denkens und Handelns ebenfalls eine gewisse Rolle spielt.»

Kardinal Léger wurde zu Beginn des Konzils in die theologische Kommission berufen. Die Vertreter der Kurie drängten die Mitglieder dieser Kommission, die bestehenden Schemata im Konzil möglichst getreu durchzusetzen. Diese Einschränkung der Freiheit liess sich Léger nicht bieten: In geladener Atmosphäre entgegnete er den Vertretern des Heiligen Offiziums, dass er bei diesen Voraussetzungen keinen Grund sehe, beim Konzil zu bleiben. Die Vertreter der Kurie reagierten sofort und versicherten, dass sie niemandes Freiheit einschränken wollten.

(ab; Le 109-112)

11.2.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Kardinal König und das erste österreichische Düsenflugzeug

Die Jesuitenzeitschrift *entschluss* (Wien), deren Redaktionsmitglied ich einige Jahre war, hat 1988 einen von Prof. Herbert Vorgrimler/Münster redigierten Briefwechsel zwischen Karl Rahner und Kardinal König aus der Konzilszeit veröffentlicht. Da die Briefe ja ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, lassen sie nicht nur einen ungeschützten Blick in das Herz des Konzilstheologen und des Konzilsvaters zu, sondern enthalten auch interessante Randnotizen aus der Alltagswelt der beiden. Am 11.02.1963

schreibt Kardinal König etwa an Bischof Schröffer von Eichstätt:

«Exzellenz, von München zurückgekehrt habe ich meine Einladung für die Theologische Kommission in Rom vorgefunden. Gleichzeitig musste ich zu meinem grossen Bedauern feststellen, dass ich für den 20. Februar die Weihe des ersten österreichischen Düsenflugzeugs zugesagt habe. Es handelt sich in diesem Falle um einen Akt, den ich nicht delegieren kann und bei dem ich aus verschiedenen örtlichen Gründen unbedingt anwesend sein muss. Aus diesem Grund kann ich erst am 20. Februar abends nach Rom kommen. Nun sollten aber unsere vereinbarten Besprechungen um 3 Uhr nachmittags desselben Tages beginnen. Ich möchte Dich daher herzlich bitten, die genannten Herren in meinem Namen zu ersuchen, an einem zu vereinbarenden Ort zusammenzukommen, um die erste Kontaktnahme durchzuführen. Ich halte es für ausserordentlich wichtig und hoffe, dass ich dann bei den folgenden Gesprächen dieser Art dabei sein kann. Prof. P. Rahner wird ebenfalls während der Sitzung der Theologischen Kommission in Rom anwesend sein».

(Christian Cebulj, vgl. entschluss Nr. 43 [6/1988] 36)

12.2.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Dienst ohne Komplex

Die übergrosse Mehrzahl der Konzilsväter des II. Vaticanums blieb bereits zu Lebzeiten über ihre Diözese hinaus recht unbekannt. Wie dachte ein solcher ausserhalb seiner Diözese unbekannter Bischof über konziliare Themen? Claude Flusin wurde 1911 in Fougerolles (Haute-Saône) geboren und 1927 für das Erzbistum Besançon zum Priester geweiht. Nach Tätigkeiten u.a. als Dozent für Kirchenrecht und Kirchengeschichte im Priesterseminar Besançon und Rektor von Saint Louis in Rom – unterbrochen von der Kriegsteilnahme – wurde er 1948 (erst 37-jährig !) Bischof von Saint-Claude im der Schweiz benachbarten französischen Jura. Zwar trat er 1975 erst 63-jährig gesundheitsbedingt von diesem Amt zurück, blieb aber bis zu seinem Tod 1979 Mitglied der Kommission zur Revision des Kirchenrechts. Auf dem Konzil wohnte er mit einigen Bischofskollegen aus Ostfrankreich – Léon-Arthur Elchinger (Strassburg), Pierre Boillon (Verdun), Paul-Joseph Schmitt (Metz) – bei den Schwestern des Heiligen Tommaso de Villanova. Dort hatten auch weitere Bischofskollegen wie Ernest Primeau aus den USA und Theologen wie der Schweizer Hans Küng und der Belgier Willy Onclin Quartier bezogen (vgl. Qu 242f). Mit seinen ostfranzösischen Kollegen traf sich Flusin Ende Januar 1963 auf dem Odilienberg. Nachdem Bischof Elchinger beim Treffen der deutschsprachigen Konzilsväter Anfang Februar von den ostfranzösischen Diskussionen berichten konnte, informierte er am 11. Februar 1963 die Teilnehmer dieser Diskussionen von den deutschen Aktivitäten rund um das Kirchenschema. Flusins Dankeschreiben vom 12. Februar 1963 bringt kurz und bündig eine Grundhaltung zum Ausdruck: «Für mich ist eines wesentlich: dass die Kirche und insbesondere ihre Verantwortlichen sich der Welt in einer Haltung der Verfügbarkeit, der Demut, des Dienstes präsentieren, im Übrigen ohne Komplex» (Qu 319 Anm. 133).

(Michael Quisinsky)

13.2.2013 (Personen)

Aufständische Kardinäle

Zwei Kardinäle haben gleich am Beginn des Konzils entscheidend zu dessen weiterem Verlauf beigetragen: Achille Kardinal Liénart aus Lille (1884–1973) und der Kölner Josef

Kardinal Frings (1887–1978). Als Mitglieder des zehnköpfigen Konzilspräsidiums erreichten sie es schon auf der ersten Arbeitssitzung des Konzils, dass die anwesenden Bischöfe mehr werden konnten als «Abnicker» eines im Vorhinein festgelegten Programms. Das war – in der Rückschau – nicht weniger als die praktische Umsetzung eines neuen Verständnisses der Rolle der Bischöfe in der Kirche. Dieses Verständnis wurde erst in den folgenden Jahren vom Konzil in Worte gefasst.

Der Franzose Achille Liénart war der erste, der den Aufstand probte. Wenngleich man seinem Latein wegen seines schweren französischen Akzents nur mit Mühe folgen konnte, erregte seine Aussage hohe Aufmerksamkeit: eine gruppendynamische Sprengladung, als deren Ergebnis eine höhere Beteiligung und Mitsprache der Bischöfe auf dem Konzil gelten kann.

Dass Liénart auch ansonsten um klare Worte nicht verlegen war, zeigte sich in den wenig diplomatischen Worten der Ablehnung des Offenbarungsschemas: «*Hoc schema mihi non placet.*» (Dieses Schema gefällt mir nicht.)

Vor dem Hintergrund einer seit Ultramontanismus und Erstem Vatikanum extrem papstzentrierten Kirche muss das Auftreten des damals fast achtzigjährigen Kardinals auch als Zeichen eines erstarkenden Selbstbewusstseins der Bischöfe gegenüber dem Papst interpretiert werden. Liénarts Beiträge bei der zweiten Konzilssession gehen in diese Richtung: das Bischofsamt leite sich nicht vom Papst ab, sondern vom Kollegium der Apostel, zu dem auch Petrus gehört habe. Bischöfe seien keine Untergebenen.

(ab; Le 32-34)

14.2.2013 (Personen)

Ein Kardinal zieht Strippen

Der zweite Kardinal, der neben Achille Liénart gleich zu Beginn des Konzils daran beteiligt war, die vermeintlichen Konventionen des Konzils zu durchbrechen, war der Kölner Kardinal Josef Frings. Er griff das Anliegen von Liénart bezüglich echter Wahlen der Bischöfe in die Kommissionen – also die Ablehnung der bestehenden Vorschlagslisten – sofort auf. In der Sache hatte er schon vorab vom Konzilshistoriker Hubert Jedin entsprechende Hinweise erhalten. Nach dessen Forschungen war nämlich klar, dass die Besetzung der Kommissionen von höchster strategischer Bedeutung für die Arbeit und den Verlauf eines Konzils sei.

Die Wortmeldung von Frings verhalf dem gemeinsamen Anliegen mit Liénart zum Durchbruch, was nicht zuletzt an seiner guten lateinischen Sprachfertigkeit lag. Auch in den folgenden Konzilssessionen konnte man eine besonders hohe Aufmerksamkeit bei den Konzilsvätern feststellen, sobald Frings das Wort bekam. Sein Latein war verständlich.

Nach dem erfolgreichen Aufstand gegen das geplante Konzilsprozedere wurde Frings mehr und mehr zum Strippenzieher. Er organisierte viele internationale Treffen und verhalf damit den Bischöfen zu einer besseren Selbstorganisation. Bislang waren sie ja meist Einzelkämpfer, die sich vor allem durch ihre Abhängigkeit vom Papst verstanden. Jetzt begannen sie, Kollegialität zu erleben – ein entscheidendes Moment für den weiteren Verlauf des Konzils.

Dass Kardinal Frings seine Rolle in dieser Form ausüben konnte, hatte persönliche, aber auch strukturelle Gründe. Er selbst war schon lange vor dem Konzil auf der Ebene der Weltkirche zu einem anerkannten Kirchenmann geworden. Mit der Gründung der Hilfswerke *Misereor* (1958) und *Adveniat* (1961) konnte er als glaubwürdiger und solidarischer Bischof im weltweiten Episkopat gesehen werden. Daneben konnte er als

Erzbischof von Köln auf umfangreiche finanzielle Ressourcen zurückgreifen, was eine übergrosse Demut vor dem römischen Kirchenapparat wohl verhindert hat.
(ab; Le 35-39)

15.2.13

Darf ein Papst zurücktreten?

Bis vor wenigen Tagen war es eigentlich undenkbar, dass ein Papst sein Amt niederlegt, auch wenn rechtlich diese Möglichkeit gegeben war und ist. Als Weihbischof Peter Henrici SJ im April 2010 in der Zeitschrift «Sonntag» die – wie wir jetzt wissen – geradezu prophetische These aufwarf, Benedikt XVI. würde noch vor dem 800-Jahr-Jubiläum der 1294 stattgefundenen Amtsniederlegung von Papst Cölestin V. zurücktreten, führte dies in rechtskatholischen Kreisen zu Aufruhr. So titelte «kath.net» am 26. April 2010: «Die <wirren Hoffnungen> des Peter Henrici». Nun, der bekannte Philosophieprofessor, Bischof und zusammen mit Joseph Ratzinger Herausgeber des Buches «Credo. Ein theologisches Lesebuch» (Communio Verlag, Köln 1992) ist ein guter Beobachter und Denker. Seine Voraussage ist nun Wirklichkeit geworden.

Wollte Papst Johannes XXIII. zurücktreten, wäre der Konzilspapst zu diesem von Benedikt XVI. gut überlegten, begründeten und wirklich epochalen Schritt bereit gewesen? Ich denke nein; nach seiner Auffassung konnte er das nicht, und er wollte es auch nicht. Bei allen Schwierigkeiten, die er als Papst hatte und sicher auch als solche erkannte, sah er im September 1962 kurz vor Konzilsbeginn Folgendes als Gnade und Wegweiser an: «Die Tatsache, dass mir einige einfache und unmittelbar realisierbare Ideen gekommen sind, die keineswegs kompliziert, sondern ganz einfach, doch von grosser Tragweite und Bedeutung für die Zukunft sind und unmittelbar Erfolg haben. Heisst es doch: die guten Eingebungen des Herrn aufnehmen, in Einfachheit und voll Vertrauen» (Johannes XXIII.: Geistliches Tagebuch. Freiburg-Basel-Wien 1964, S. 349).
(ufw)

16.2.2013 (Im Fokus des Konzils)

Petrus und seine Sekretäre

In den vielen Rückblicken auf das Pontifikat Papst Benedikts XVI. wird angesprochen, dass dieser Papst die gerade von ihm als Kenner der Kurie erhoffte Kurienreform nicht durchgeführt hat. Ähnliches gilt für die gerade von ihm als differenzierten Ekklesiologen erhoffte Dezentralisierung und Stärkung regionalkirchlicher Strukturen. Beiden Reformanliegen geschieht Unrecht, wenn sie als Wünsche frustrierter Altliberaler verleumdet werden. Für sie spricht die Tradition der alten Kirche ebenso wie die Reflexion auf das Wesen von Kirche. Ernst zu nehmen sind auch die Erfahrungen, die mit den faktischen Kirchenstrukturen gemacht werden und die schon auf dem II. Vatikanischen Konzil zu reden gaben.

So wirbt der indische Bischof Eugene Louis D'Souza am 7. November 1962 in der Konzilsaula dafür, dass die Bischofskonferenzen mehr Vollmachten in liturgischen Bereichen erhalten. D'Souza beschliesst sein Votum mit einer Differenzierung: «Ich fürchte nicht Petrus, und ich fürchte auch nicht die engsten Mitarbeiter Petri, aber ich fürchte manche Berater und <minutanti> [untergeordnete Mitarbeitende an der Kurie, Sekretäre] in den Kongregationen, die mit einem Federstrich und den blossen zwei Worten <nicht ausführen> zurückweisen, was viele Bischöfe in den Bischofskonferenzen mit viel Arbeit untersucht haben und daraufhin als die in den betreffenden Umständen

beste Lösung bestimmt haben» (AS 1/2,319). Bereits am 24. Oktober 1962 hatte der polnischstämmige Bischof Adam Koslowiecki von Lusaka (damals Rhodesien) moniert, dass im Schema über die Liturgie zu häufig die Bezeichnung «Apostolischer Stuhl» auftauche. Das sei eine unklare Formulierung, hinter der sich oft irgendwelche Büros verbergen würden. Die Autorität von Dokumenten, die im Namen des Apostolischen Stuhls oder des Heiligen Stuhls gegeben würden, sei unklar. «Ich anerkenne die Autorität Petri, ich fürchte die Autorität Petri nicht, aber ich frage mich zuweilen: welches ist denn die Autorität des Sekretärs Petri?» (AS 1/1,423).

(emf)

17.2.2013 (Aktuelle Bezüge)

Ich bin Joseph, euer Bruder (vgl. Gen 45,4)

Wie dachte Johannes XXIII. über das Papsttum? Darüber gibt uns nicht eine gelehrte Abhandlung des Kirchengeschichtlers Angelo Roncallis Auskunft, sondern sein Leben. In seiner ersten Enzyklika «Ad Petri cathedram» vom 29. Juli 1959 aber bekräftigte er nicht nur die Konzilsankündigung vom 25. Januar 1959, sondern betonte im gleichen päpstlichen Schreiben: «Wir kennen die Geringheit Unserer Person, die Gott (...) zur Würde des Papsttums erhoben hat. Deshalb wiederholen wir die Worte [des ägyptischen Joseph] an alle Unsere vom Stuhl Petri getrennten Brüder und Söhne: Ich bin Joseph, euer Bruder.» Diese Worte von Johannes XXIII., dem der wirkliche Durchbruch zur Ökumene zu verdanken ist, drücken Offenheit und Demut gegenüber den Nichtkatholiken aus. Das Gleiche galt bei ihm aber auch innerhalb der römisch-katholischen Kirche, wie mehrere Grundzüge seines Pontifikats aufzeigen. So besetzte der Roncalli-Papst kurz nach Amtsantritt die im Kirchenrecht vorgesehenen, aber unter Pius XII. vakanten oder unzureichend besetzten Kurienämter gewissenhaft neu, mit regelmässigen Empfängen der höchsten Amtsträger, so dass wieder Austausch und Diskussion möglich wurde. Damit verband sich eine betonte und bewusste Hochschätzung der Bischöfe als seiner unmittelbaren Brüder in der apostolischen Nachfolge, im Gegensatz zu Pius XII., der die Bischöfe weitgehend als Befehlsempfänger betrachtet hatte. Roncalli verstand sich nicht als Politiker und Diplomat, sondern geradezu ausschliesslich als Seelsorger, als guter Hirte – der Hauptgrund für die grosse Popularität des rundlichen Papstes, der so die Herzen öffnen konnte, wo man dies nie für möglich gehalten hatte. Diese päpstliche Güte und Barmherzigkeit war nicht nur den Mitgliedern der römisch-katholischen Kirche, den orthodoxen Kirchen und anderen kirchlichen Gemeinschaften vorbehalten, sondern galt der ganzen Menschheit, fühlte sich Johannes XXIII. doch auch für die Erhaltung der Menschenwürde und des Weltfriedens verantwortlich.

Er hatte dabei das Papsttum in gesunder Weise relativiert, wenn man an folgende berühmte Anekdote denkt: «Mein Schutzengel sagt mir öfters: Johannes, nimm dich nicht so wichtig!» Der Papst als Mensch also, wie dies auch in der Begründung von Papst Benedikt XVI. bezüglich dessen unerwarteter Amtsniederlegung aufscheint.

(ufw; vgl. Georg Schwaiger: *Papsttum und Päpste im 20. Jahrhundert*. München 1999, S. 310-343)

18.2.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Lumen gentium

Das in intensiver Arbeit entwickelte sog. «Deutsche Schema», das in internationaler Zusammenarbeit erstellt und am 5. [Hyperlink:

<http://www.kath.ch/nucleus/konzilsblog.php?itemid=7248>] und 6. Februar 1963 (Hyperlink: <http://www.kath.ch/nucleus/konzilsblog.php?itemid=7254>) nicht nur mit den deutschsprachigen Bischöfen, sondern auch mit Vertretern anderer Episkopate diskutiert worden war, wird in den Folgetagen nochmals überarbeitet. Neben Veränderungen im Abschnitt über die «notwendige Verbindung mit der Kirche» und in den Kapiteln über die Laien und das Ordensleben wird vor allem der Prolog neu gefasst und stellt nun mit einer trinitarischen Ouvertüre die Kirche von vornherein in eine heilsgeschichtliche Perspektive hinein.

Vor allem aber beginnt mit der nun entwickelten und verbreiteten (inzwischen vierten) Fassung des Deutschen Schemas «zum ersten Mal ein *De Ecclesia*-Text mit den Worten *Lumen gentium* [Licht der Völker]» (Wa 295). Dieser programmatische Beginn ist durch die Radioansprache von Papst Johannes XXIII. vom 11. September 1963 (Hyperlink: <http://www.kath.ch/nucleus/konzilsblog.php?itemid=6505>) sowie wahrscheinlich durch die von Kardinal Suenens gewählte Überschrift «*Ecclesia Christi: lumen gentium*» über seinen Plan zur Neuordnung der Konzilsvorlagen inspiriert.

Im Laufe der Zeit, ansatzweise schon im Deutschen Schema, verschiebt sich das Bild von einem Bezug auf die Kirche als Licht der Völker hin zu dem Bekenntnis, dass Jesus Christus selbst das Licht der Völker ist, das auf dem Antlitz der Kirche widerscheint:

«Christus ist das Licht der Völker. Darum ist es der dringende Wunsch dieser im Heiligen Geist versammelten Heiligen Synode, alle Menschen durch seine Herrlichkeit, die auf dem Antlitz der Kirche widerscheint, zu erleuchten, indem sie das Evangelium allen Geschöpfen verkündet (vgl. Mk 16,15)» (LG 1).

(emf)

19.2.2013 (Personen)

Der Aussenminister des Vatikans – politische Interessen auf dem Konzil

Die Kirche ist keine transparente Demokratie und vieles verlief auch auf dem Konzil hinter den Kulissen. Nicht nur die eher fortschrittlichen Bischöfe organisierten sich ausserhalb der Konzilsaula. Auch die Kurie wusste ihre Möglichkeiten auszuspielen.

Als Kardinalstaatssekretär war Amleto Giovanni Kardinal Cicognani (1883 – 1973) an entscheidender Stelle. Dies galt umso mehr, als Cicognani am Ende der ersten Sitzungsperiode auch noch zum Präsidenten der Koordinierungskommission ernannt wurde – der «Flaschenhals» für die Konzilstexte.

Cicognani, der noch einen Bruder hatte, der ebenfalls Kardinal war, galt er als ein typischer Vertreter der Kirchenbürokratie und der vatikanischen Diplomatie. In dieser Konstellation war es kaum verwunderlich, dass zuweilen weltpolitische Interessen und Rücksichtnahmen immer wieder in Konkurrenz zu kirchlichen oder theologischen Aussagen gerieten.

Insbesondere bei der Frage des Verhältnisses der Kirche zu den Juden spielte Cicognani seine Karten aus. Mehrfach versuchte er, ihm als zu «judenfreundlich» scheinende Texte von der Diskussion im Konzil fern zu halten oder sie stark zu relativieren. Er sah vor allem politische Schwierigkeiten mit arabischen Ländern für den Fall, dass die Kirche eine grössere Annäherung an den Staat Israel zu Ausdruck bringen würde. Dabei wusste er sich mit etlichen Bischöfen aus arabischen Ländern einig – ebenso wie mit konservativen Konzilsvätern. Sein lakonischer Kommentar zur Begründung der Ablehnung des Themas auf dem Konzil: «Zeitverschwendung».

Nach dem Konzil sollte Kardinal Cicognani hohen Einfluss behalten. Er wurde durch Ernennung Pauls VI. zum Co-Präsidenten der Kommission zur Überwachung der

Durchführung der Konzilsentscheidungen.
(ab; Le 58 – 63)

20.2.2013 (Personen)

Ein Beamter der «höheren Autorität»

Viel Schmeichelhaftes wird über ihn nicht berichtet: Pericle Felici (1911 – 1982), der erst nach dem Konzil Kardinal wurde. Der Konzilshistoriker Giuseppe Alberigo nennt ihn «Konzil in Person»; Hans Küng meinte, Felici glaubte an nichts anderes als «ans nizänische Glaubensbekenntnis und ans Kardinalat». Mario von Galli verteidigte Felici zwar gegen den Ruf eines «Intriganten», stellte aber klar, dass Felici ganz sicher ein «Konservativer» gewesen sei.

Pericle Felici war Kurienbeamter und ihm gelang der Aufstieg bis zum Generalsekretär des Konzils. Seinen Einfluss verdankte er seinem ungeheuren Fleiss. Er war es, der vor dem Konzil die Voten der Bischöfe durcharbeitete und daraus eine immerhin 1500-seitige Zusammenschau erstellte. Seine traditionellen Kriterien waren der Massstab für oder gegen die Behandlung der Voten auf dem Konzil. Schliesslich war es seine Initiative, dass vor dem Konzil sieben Schemata an die Bischöfe verschickt wurden, und es war sein Kalkül, die Besetzung der Konzilskommissionen so zu lenken, dass vor allem die Mitglieder der Vorbereitungskommissionen hier präsent sein sollten. Kurz: Wer vor dem Konzil die Schemata formuliert hatte, sollte während des Konzils dafür privilegiert Sorge tragen können, dass sie rasch angenommen werden. Dieses Manöver jedenfalls misslang. Insbesondere dann, wenn sich das Konzil später in eine nicht genehme Richtung zu wenden drohte, schlug die Stunde Felicis. Mit Berufung auf eine «höhere Autorität» (die des Papstes) manipulierte er den Konzilsverlauf, z.B. bei den Themen Judenerklärung, Religionsfreiheit und Kirchenkonstitution.

Kritik an seinen zahlreichen Wortmeldungen bei den Generalversammlungen begegnete er mit den Worten: «Man wirft mir vor, ich rede zu viel. Ehrwürdige Väter, auch ich weiss, dass Gott nur im Schweigen gefunden wird. Aber ich bin ein Beamter, und – entschuldigt – abgesehen von einigen Ausschmückungen, sage ich wirklich nur, was mir von höherer Autorität befohlen wird.»

(ab; Le 62 – 64)

21.2.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Kehrtwende binnen fünf Tagen

Am 21. Februar 1963 tritt die Kommission für die Glaubenslehre zu einer Vollversammlung zusammen. Ihr Sekretär P. Sebastian Tromp resümiert die Ergebnisse der ersten Konzilsperiode in negativer Bewertung und mit pessimistischen Ausblicken. Die in der Konzilsaula erfolgte Zurückweisung der Vorbereitungstexte ist nicht verwunden und wird sogar weitestmöglich ignoriert. Ein kursierender Alternativtext zu *De Ecclesia* missfällt ihm ausserordentlich.

So wird er mit Genugtuung am selben Tag die Weisung des Kardinalstaatssekretärs Cicognani entgegengenommen haben, dass kein neues Schema *De Ecclesia* erstellt werden solle (vgl. Tr 1,232f). Allerdings ist diese Weisung dafür offen, dass das vorbereitete Schema in eine neue Ordnung gebracht werden kann. Nur fünf Tage später wird die Unterkommission zu *De Ecclesia* beschliessen, ein neues Schema zu erstellen, dessen Grundlage der von Philips erstellte Alternativtext (der in beachtlichem Umfang Teile des Vorbereitungsschemas übernommen hatte) sein würde (vgl. Tr 1,256f).

Bis zum 13. März 1963 finden Sitzungen diverser Unterkommissionen (zum Thema Offenbarung, Ökumene und Kirche) sowie weitere Vollversammlungen der Kommission für die Glaubenslehre statt – zum grossen Teil in äusserst angespannter Atmosphäre.
(emf)

22.1.2013

Spiritualität UND Kirchenreform

Anlässlich des anstehenden Pontifikatswechsels ist viel von Erwartungen an das nächste Pontifikat in Sachen Kirchenstrukturen und Reformen die Rede. Manche meinen, dies zeuge von einem Mangel an Spiritualität und von einer falschen Fokussierung auf strukturelle Fragen.

In der Konzilsaula war ebenfalls viel von Kirchenstrukturen die Rede. Man wird den Konzilsvätern nicht generell absprechen, dass sie spirituelle Menschen waren und in ihren Ortskirchen für die Verkündigung des Glaubens Sorge trugen. In der Konzilsaula thematisierten sie aber nicht zuletzt strukturelle Fragen. Um die Rolle der Ortskirchen sowie der Bischofskonferenzen und um die Bedeutung von Kollegialität wurde sogar regelrecht gestritten. Anliegen dahinter ist die Eröffnung von Räumen, in denen der Glaube in kulturell zugänglichen Formen und in vielfältigen Spiritualitäten gelebt werden kann.

Dass aktuell der Pontifikatswechsel den Blick auf Strukturfragen wendet, ist vor diesem Hintergrund nicht verwunderlich. Für die persönliche Spiritualität und für eine evangeliumsgemässe Verkündigung gibt es viele Quellen und Inspirationen – unabhängig vom amtierenden Papst. Ordensgemeinschaften, Bewegungen, Seelsorgende, einzelne Gläubige werden – bei aller Offenheit für Anregungen – ihre persönliche, gewachsene Spiritualität nicht von Papst zu Papst oder Bischof zu Bischof wechseln – das wäre sehr wenig spirituell gedacht.

Denn es ist umgekehrt auch gar nicht Aufgabe des Papstes, Spiritualitäten vereinheitlichend zu bestimmen. Es ist aber – zusammen mit dem Bischofskollegium – seine Aufgabe, den rechtlichen und strukturellen Rahmen für die Gesamtkirche so abzustecken, dass christliches Leben in der nötigen Einheit, aber auch den legitimen Verschiedenheiten (LG 13) möglich ist. In diesem Punkt wird von vielen – nicht nur in Europa – Handlungsbedarf diagnostiziert, aus guten theologischen Gründen und unter Berufung auf gute katholische Tradition. In dieser Hinsicht blieben nachkonziliare Entwicklungen hinter Anliegen der Konzilsväter und hinter Konzilstexten zurück. Eben darum ist jetzt von Erwartungen an das nächste Pontifikat in Sachen Kirchenstrukturen und Reformen die Rede – nicht statt spirituellen Lebens, sondern zur besseren Gestaltung des Rahmen kirchlichen Lebens und pastoraler Verantwortung in den Ortskirchen.

(emf)

23.2.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Kontroverse um Schrift und Tradition

Am 20/21. November 1962 (Hyperlink:

<http://www.kath.ch/nucleus/konzilsblog.php?itemid=6779>) war das vorbereitete Schema zum Thema Offenbarung auf mehrheitliche Ablehnung durch die Konzilsväter gestossen und dann ad acta gelegt worden, und zwar durch Entscheid des Papstes selbst. Eine Gemischte Kommission unter dem Vorsitz der beiden Kardinäle Bea und Ottaviani sollte

nun die strittigen Fragen angehen. Bereits im Dezember war ein neuer Entwurf entstanden.

In der Gemischten Kommission, die am 23. Februar 1963 wieder zusammentritt, wird vor allem das Verhältnis von Schrift und Tradition Gegenstand einer scharfen Kontroverse.

Reicht die Tradition weiter als die Schrift, d.h. enthält sie Wahrheiten, die nicht in der Schrift entnommen werden können? Eine nicht nur ökumenisch brenzlige Frage, sondern auch in der zeitgenössischen Theologie Gegenstand von Debatten.

Die Kommissionsmitglieder sind mehrheitlich der Auffassung, dass das Konzil sich angesichts der aktuellen theologischen Forschung einer Stellungnahme enthalten soll. In einer Abstimmung unterstützen 29 von 38 Stimmen die Position von Augustin Kardinal Bea, der es nicht für opportun hält, eine Frage zu entscheiden, die noch nicht reif ist.

Die Fortsetzung des Disputs wird zwei Tage später stattfinden ...

(emf; vgl. Grootaers in: A 2,458f)

24.2.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Mühsame Fortschritte in Sachen Ökumene

Während der ersten Konzilssession war der Textentwurf *Ut omnes unum sint* kurz diskutiert worden. Dieser stammte von der Ostkirchenkommission, deren Verhältnis zum Sekretariat für die Einheit nur als angespannt bezeichnet werden kann. Der Textentwurf erfuhr einige Kritik, insbesondere wegen seines Mangels an dialogischem Geist (vgl. A 2,514). Deswegen postulierte das Konzil, dass die drei Textvorlagen zum Thema Ökumene zu einem einzigen Dokument verschmolzen werden sollten (vgl. AS 1/4,9-11). Mit dieser Kompromissformulierung wurde ein «Begräbnis des Schemas in Ehren» (D.O. Rousseau, zitiert in: A 2,514) angestrebt.

Obwohl unterdessen mehrere offizielle Entscheidungen dem Sekretariat für die Einheit die Zuständigkeit auch für die von Rom getrennten Ostkirchen übertragen, dauert das Kompetenzgerangel auch in der Intersessio an. Eine Gemischte Kommission soll Vertreter der Theologischen Kommission, des Sekretariates für die Einheit und der Ostkirchenkommission an einen Tisch bringen. Seit dem 23. Februar 1963 treten drei Gemischte Unterkommissionen zusammen und arbeiten einen neuen Text aus. Allerdings verweigert sich die Ostkirchenkommission der Zusammenarbeit, so dass im März nur zwei Kapitel gültig verabschiedet werden können. Zudem ist dem dritten Kapitel noch ein Abschnitt über die getrennten Kirchen im Westen hinzuzufügen, der erst im Mai erarbeitet werden wird.

«Das überarbeitete Schema nahm nun seinen Ausgangspunkt von der tatsächlichen ökumenischen Bewegung, wie sie sich seit einem Vierteljahrhundert entwickelt hatte [...] Das Schema versuchte [...] die Vision einer Kirche zu übersetzen, die sich dem Dialog mit den <getrennten Brüdern> öffnete» (Jan Grootaers, in: A 2,520).

(emf)

25.2.2013 (Heute vor 50 Jahren)

«Un brouhaha général»

Um die Abstimmung über die Opportunität einer Entscheidung über das Verhältnis von Schrift und Tradition vom Samstag zuvor [Hyperlink] auszuhebeln, hinterfragt Kardinal Ottaviani aus formalen Gründen ihre Legitimität, da nicht beide Vorsitzenden sich dafür ausgesprochen hatten. Sodann stellt Ottaviani die Rechtgläubigkeit Kardinal Beas in Frage. «Indem er die anwesenden Bischöfe zu einem Eid auf die <zwei Quellen>

verpflichten wollte, erregte Ottaviani auch die gemässigten Gemüter. Charue, ebenfalls im Visier des Kardinals, war nahe dran, die Sitzung unter Protest zu verlassen, als Léger Ottaviani damit drohte, bei der Koordinierungskommission Beschwerde einzulegen» (Grootaers, in: A 2,549). In Abwesenheit von Bea (die Mitglieder des Sekretariates verspäten sich nach der Pause) wird ein Text von ihm verlesen, der ihn in Schwierigkeit bringen soll (vgl. Tr 1,252; Co 330f).

Congar, der am 1. März 1963 mit einem Telegramm nach Rom zu Hilfe gerufen wird, erfährt im Nachhinein, Ottaviani habe einen allgemeinen Tumult (unübersetzbar: «un brouhaha général»: Co 1,330) ausgelöst.

Die Sitzung wird nach zwei Stunden ohne Resultat beendet.

(emf)

26.2.2013

Viele Köche verändern den Brei

Das Schema über die Kirche gehörte zu den umstrittensten in den ersten Monaten des Jahres 1963. Sebastian Tromp SJ, der Sekretär der theologischen Konzilsdiskussion und «das theologische Gehirn Kardinal Ottavianis», so Mario von Galli (LE 72), kämpfte eisern für die Beibehaltung des ursprünglichen Schemas, an dessen Formulierung er massgeblichen Anteil hatte. Noch am 21. Februar 1963 setzte er sich zusammen mit anderen in der Koordinierungskommission mit dem Votum durch, dass es kein neues Schema geben solle – dabei hatten die Konzilsväter im Herbst zuvor deutlich gezeigt, dass sie das Schema nicht annehmen wollten. Eine Unterkommission wurde mit der weiteren Arbeit betraut.

Offenbar ist bei der Zusammensetzung der Unterkommission nicht sehr genau kontrolliert worden, wer darin aktiv werden würde. Die sieben Bischöfe der Unterkommission waren mehrheitlich Vertreter des eher zur Erneuerung bereiten Teils der Konzilsväter. Und entsprechend klangen auch die Namen der angeschlossenen theologischen Berater, u.a. Rahner, Philips, Daniélou, Congar.

Am ersten Arbeitstag der Unterkommission empfing diese den schwierigen Auftrag der Koordinierungskommission: «ne quid novi fieret» («Dass nicht ein neues Schema gemacht werde»). Die Unterkommission legt diese Vorgabe sehr weit aus und diskutierte auch die alternativen Schemata, die bereits kursierten – es waren schon fünf meist nach Sprachgruppen oder Nationen entstandene Alternativen im Spiel. Badl setzte sich eine grosse Mehrheit der Kommissionsmitglieder durch und beschloss, das Schema des belgischen Theologen Gérard Philips zur Grundlage der Weiterarbeit zu nehmen. Philips, der in seinem Entwurf verbindende Elemente zum alten Schema und zugleich zahlreiche internationale Stimmen neu aufgenommen hatte, war schon im Oktober 1962 von Kardinal Suenens gebeten worden, einen Alternativentwurf vorzulegen. Jetzt zahlten sich seine Arbeit und die Weitsicht Kardinal Suenens aus – und Gérard Philips wurde sogleich zum Leiter der Arbeitsgruppe für die weitere Arbeit ernannt.

(ab; A2, 471 – 473)

27.2.2013

Der Rücktritt von Papst Benedikt – ein pastoral motivierter Bruch mit der Tradition?

Papst Benedikt XVI. gebührt höchster Respekt für seinen Amtsverzicht. Menschlich

gesehen sowieso, aber auch theologisch. Denn hier wird die ganz eigene Würde der Gewissensentscheidung eines Christen greifbar, der sich aus pastoralen Gründen – in diesem Fall die Einsicht in die eigene zunehmende Gebrechlichkeit – dazu entschliesst, mit einer scheinbar unantastbaren Tradition zu brechen. Hier spricht die körperliche Not eines Menschen. Ihr kann man aus dem Reich platonischer Ideen heraus kaum angemessen antworten. Und hier kommt man auch mit einer reinen Hermeneutik der Kontinuität nicht weiter. Angesichts dieser päpstlich verursachten Diskontinuität fragt sich: Was bedeutet das für die so umstrittene Auslegung des Konzils? – Dem Papst jedenfalls sei ein erfüllter, ruhiger Lebensabend von Herzen gegönnt.

Christian Bauer

28.2.2013 (Rezeption)

«Ich sehe was, das Du nicht siehst» – oder: Wer kennt das «wahre» Konzil?

In seiner Rede vor den Priestern des Bistums Rom ging Benedikt XVI. auf die Frage der Konzilsrezeption ein und unterschied zwei Konzilien: Ein Konzil der Konzilsväter und «virtuelles Konzil», ein Konzil der Medien. Während er im Konzil der Konzilsväter ein Glaubensereignis sah, hätte das Medien-Konzil «den Kategorien der Medien von heute gehorcht, ausserhalb des Glaubens, mit einem anderen Verstehensschlüssel (...) Das war ein politischer Schlüssel: Für die Medien war das Konzil ein Machtkampf zwischen verschiedenen kirchlichen Flügeln. » Mit Blick auf seiner Meinung nach problematische Folgen des Konzils, gab der Papst dem «Konzil der Medien» die Schuld: Banalisierungen in der Liturgie, schliessende Klöster und Seminare seien Folge der Darstellung des Konzils in den Medien gewesen.

Das «wahre Konzil» habe sich jedoch noch nicht durchsetzen können.

«Und das wahre Konzil hatte Schwierigkeiten, sich zu verwirklichen – und das virtuelle Konzil war stärker als das wirkliche. Aber die wahre Kraft des Konzils war doch da, und allmählich wird sie immer mehr Wirklichkeit und wird zur wahren Kraft, die dann auch wahre Reform ist, wahre Erneuerung der Kirche. Mir scheint, wir sehen fünfzig Jahre nach dem Konzil, wie dieses virtuelle Konzil zerbricht und sich verliert, und das wahre Konzil taucht auf mit seiner ganzen spirituellen Kraft. Das ist unsere Aufgabe: dafür zu arbeiten, dass das wahre Konzil Wirklichkeit wird und die Kirche wirkliche Erneuerung erfährt.» Der Konzilsblog erinnert an das Konzil, ohne sich zum Richter über das wahre oder das virtuelle Konzil zu machen. Und auch das tatsächliche Konzil der Konzilsväter lässt sich nur durch eine Vielfalt der Stimmen und nicht im Abseits zur geschichtlichen und menschlichen Seite des Konzils erschliessen. Heute kommt die Rezeption des Konzils ohnehin nicht weiter, ohne die Stimmen der Menschen unserer Zeit zu hören. In ihnen verbirgt sich die Stimme des Geistes so wie im tatsächlichen Konzil, das «virtuell» und «wahr» zugleich war.

(ab; zit. nach: www.domradio.de)

<http://www.domradio.de/themen/papst-benedikt-xvi/2013-02-14/papst-plaudert-zum-abschied-mit-roemischen-priestern-0>

1.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Plädoyer für freie Rede, Liebe und Barmherzigkeit

Nach der im Tumult beendeten Sitzung vom 25. Februar 1963 kommt die Gemischte Kommission zum Text über die Offenbarung erneut zusammen. Sachlich bedeutsam ist die Entscheidung, das Verhältnis von Schrift und Tradition nicht in unterschiedlicher

Ausdehnung (so dass die Tradition weiter reicht als die Schrift), sondern in gegenseitiger Verbundenheit zu beschreiben.

In der angespannten Atmosphäre ist es vor allem die Rede des eher zurückhaltenden Kardinals Joseph Lefebvre, die Eindruck hinterlässt. Mit aller Vorsicht wagt er, «die Stimme zu erheben, um auszudrücken, was mehrere unter uns im Hinblick auf die Schwierigkeiten empfinden, denen wir während unserer Sitzung begegnet sind». Gemeint sind die Meinungsverschiedenheiten. «Es kann, scheint mir, für unsere Schwierigkeiten keine Abhilfe geben, es sei denn aus der Überzeugung, dass ein jeder unter uns, welches auch immer seine Würde sei und einzig aus der Tatsache seiner Teilhabe an der lehrenden Kirche aufgrund seiner Weihe, das Recht und sogar die Pflicht hat, seine Meinung frei kundzutun und sein Stimmrecht frei auszuüben. Dazu schliesslich sind wir vom Pontifex Maximus zusammengerufen worden, der unsere eigenen Meinungen kennenlernen möchte. Das ist auch der Grund, weshalb der Gehorsam, den wir ihm schulden, uns voll und ganz dazu verpflichtet, diese Freiheit des Wortes und der Stimmabgabe in Anspruch zu nehmen. Auf der anderen Seite müssen wir alle bereit sein, das Dekret des Pontifex Maximus, wie auch immer es aussehen mag, vollständig und mit Freude anzunehmen». Nach einer Respektsbezeugung vor den Kurienangehörigen fährt Lefebvre fort: «Dennoch sei es mir erlaubt, voller Respekt von ihnen zu erbitten, dass sie diese Macht, an die sie sich zwangsläufig gewöhnt haben [...] auf eine zurückhaltendere Weise ausüben, ja dass sie auf sie verzichten, um auf dem Konzil Bischöfe unter ihren Mitbrüdern im Episkopat zu sein und sorgfältig in Brüderlichkeit mit ihnen unter der Autorität des Pontifex Maximus und mit der Hilfe des Heiligen Geistes die befreiende Wahrheit und das Wohl der Kirche zu suchen. Mögen sie sich dazu verstehen, sich nicht mit Autorität durchzusetzen, sondern lediglich ihre Meinung darzulegen und allein dem Pontifex Maximus die Sorge überlassen, an letzter Stelle zu entscheiden». Lefebvre schliesst noch einen Rückblick auf die erste Konzilssession an. Es sei beklagenswert, dass der Vorbereitungstext [gemeint hier wohl jener über die Offenbarung] im Namen des Papstes vorgelegt worden sei, als sei er bereits verpflichtend, während der Papst eigentlich eine freie Diskussion gewünscht habe. Lefebvre erhofft einen Weg, «der es besser ermöglichen möge, unsere Arbeit in Freude und brüderlicher Nächstenliebe zu erfüllen. Wo Liebe und Barmherzigkeit walten, da ist Gott!» (zit. nach A 2,460f Anm. 59). (emf)

2.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Spontane Verfügbarkeit

Am 1. März 1963 erhält P. Yves Congar eine Expressnachricht: eine einfache Karte von P. Daniélou, der ihn bittet (auffordert?), sofort nach Rom zu kommen. Congar ist fast etwas verstimmt – er findet das etwas leichtfertig, zumal im Blick auf seine Engagements, die er absagen müsste. Warum hat man ihn nicht früher benachrichtigt? Wird es einmal mehr nur unnütze Arbeit geben? Und doch, es könnte auch wichtig sein – und so entscheidet sich Congar, sich auf den Weg zu machen, und zwar am selben Tag noch. Route (derart kurzfristig nicht anders möglich): von Strasbourg aus nach Offenburg – Basel – Zürich, von Zürich mit dem Flugzeug nach Rom. In einer Viertelstunde wird der Koffer gepackt, und auf geht's – durch eine Schweiz, die ganz unterm Schnee versunken ist, die Seen gefroren.

Im Angelicum trifft er auf Kardinal Lefebvre und die Bischöfe Garrone, Martin, Cazaux sowie den Kanoniker Jean Streiff. Er erfährt, dass man sich eine ganze Woche über das Verhältnis von Schrift und Tradition gestritten hat. Auch die Neuigkeiten über das

Kirchenschema werden ausgetauscht. Die Tagebuchnotiz vom 1. März endet mit einer persönlichen Notiz: «Mir ist sehr kalt. Das Flugzeug war bei der Ankunft sibirisch kalt» (Co 1,330).

Noch ganz unklar ist, wie P. Congar überhaupt in die Kommissionsarbeit einbezogen werden soll. Dies klärt sich am folgenden Morgen: P. Daniélou will wegen Überlastung aus der Unterkommission *De Ecclesia* ausscheiden; P. Congar soll ihn ersetzen. Ausserdem habe Ottaviani zweimal erklärt, dass jeder vom Papst ernannte Konzilsberater an den Sitzungen der Gemischten Kommission zur Offenbarung und an den Sitzungen der Theologischen Kommission teilnehmen könnte.

Bereits am Nachmittag des 2. März 1963 nimmt Congar an der Sitzung der Unterkommission *De Ecclesia* teil. Staunenswerte spontane Verfügbarkeit.

(emf)

3.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ausflug nach Monte Cassino

Sonntag, 3. März 1963 – ein Tag der Entspannung. P. Yves Congar wird von Kardinal Charles-Joseph Lefebvre und den Bischöfen Joseph Martin und Gabriel-Marie Garrone eingeladen, sie auf einem Ausflug nach Monte Cassino zu begleiten. Die Abtei war nach dem Zweiten Weltkrieg neu aufgebaut worden – und Congar, Mitglied eines Bettelordens, ist angesichts der Fülle von Marmor, Stuck und Vergoldungen irritiert. Wohl würdigt er, dass hier die sterblichen Überreste der Heiligen Benedikt und Scholastika aufgehoben und verehrt werden, ebenso wie die Mauern des ersten Oratoriums Benedikts. Er weiss, dass sich von hier aus das westliche Mönchtum ausgebreitet hat. Doch dass die heutigen Mönche ein «Schmuckkästchen [écrin] von grossem Luxus für die Reliquien der Armut» bauen, weckt ihm Fragen: «Ist das legitim?» (Co 1,334). Auch als das rote Käppchen des Kardinals Türen ins Innere öffnet und den Besuchern nicht nur eine Führung, sondern auch einen Kaffee in der Wohnung des Abtes verschafft, bleibt Congars Unbehagen. Er sieht ein Vorzimmer mit vergoldeten Sesseln und «NICHTS, was monastisch wäre» (Co 1,335).

Am Schluss aber überwiegt die Dankbarkeit für einen «wunderbaren Tag der Entspannung, in einem unerhört schönen Licht» (Co 1,335).

(emf)

4.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Aktiver Beitrag der Laien zur Glaubenserkenntnis

Zum ersten Mal nimmt P. Yves Congar an einer Sitzung der Gemischten Kommission über die Offenbarung teil. Für eine Intervention zum Thema Schrift und Tradition ist es zu spät. Doch meldet sich Congar sogleich mit einem Vorschlag zu einer Formulierung, welche den gläubigen Laien einen aktiven Beitrag zur Glaubenserkenntnis zuerkennen würde.

Bislang spricht der Text nur «ziemlich ängstlich und verschämt» von der Zustimmung, dem «Konsens» der Laien; die Formulierung wird von Kardinal Ruffini sogar noch schonungslos attackiert (vgl. Co 1,336). Demgegenüber erinnert Congar daran, dass auch lehramtliche Texte dem Zeugnis der Gläubigen einen eigenen Wert zusprechen, und schlägt unter Berufung auf Dtn 19,15 vor, von einer «*conspiratio*» [Einklang, wörtlich: Zusammenhauchen] von Hirten und Gläubigen zu sprechen. Pointe dieses Begriffes ist, dass die Laien ebenso wie die Hirten zur geistlichen Erkenntnis des Glaubens aktiv

beitragen.

Ottaviani weist den Vorschlag als nicht die Sache betreffend zurück.

Die Offenbarungskonstitution *Dei Verbum* wird die Formulierung Congars wieder aufnehmen in der Aussage, «dass im Festhalten am überlieferten Glauben, in seiner Verwirklichung und seinem Bekenntnis ein einzigartiger Einklang [*singularis conspiratio*] herrscht zwischen Vorstehern und Gläubigen» (DV 10).

(emf)

5.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Kirche als Sakrament

In der Vollversammlung der Theologischen Kommission am Nachmittag des 5. März 1963 herrscht dicke Luft. Zur Diskussion steht die neue Vorlage für *De Ecclesia*.

Die erste Diskussion entzündet sich um die Verbindlichkeit des entstehenden Dokumentes. P. Sebastian Tromp «wendet sich gegen die generelle Forderung, dass das Konzil grundsätzlich keine unfehlbaren und unwiderruflichen Lehrentscheidungen beabsichtige. Eine derartige Forderung führe zu theologischem Libertinismus» (Tr 1,264). Er bezieht sich auf eine Anmerkung zu Beginn des Textes und erhält für sein Votum Rückendeckung. Auch Kardinäle Ottaviani hält eine Konstitution für irreformabel, und sein Mitarbeiter Pietro Parente unterstreicht sogar, dass alle Texte des ausserordentlichen Lehramtes [also auch Konzilstexte] in irgendeiner Weise an der Unfehlbarkeit teilhaben (vgl. Co 1,338f). Die Kommission entscheidet sich schliesslich mehrheitlich dagegen, dass der Text überhaupt eine Aussage über die Verbindlichkeit enthält.

Die neue Vorlage wird sodann von Kardinal Ottaviani angefochten, weil die Unterkommission kein Recht gehabt habe, sich für den Text von Philips zu entscheiden. Die Mitglieder der Unterkommission haben hingegen die Weisung Cicognanis anders gehört und wehren sich entschieden. Philips selbst weist darauf hin, dass der neue Text das Schema der Theologischen Kommission berücksichtigt und kann in seiner diplomatischen Art zumindest diese Wogen ein wenig glätten.

Auf inhaltlicher Ebene missfällt Ottaviani das Vorwort, das zu pompös sei und zu viele Schriftzitate enthalte. Der abwesende Kardinal Ruffini lässt ein schriftliches Votum verlesen, in dem er die neue Vorlage als professoraler und schulmässiger als die alte verwirft – ein Echo der Kritik, welches die ursprüngliche Vorlage erhalten hatte.

Sodann sei die Bezeichnung der Kirche als Sakrament unannehmbar. Immerhin kommt dieselbe Sitzung schliesslich zu der Entscheidung, der Text solle die Formulierung «*signum et instrumentum seu quasi [veluti] sacramentum* [Zeichen und Werkzeug oder gleichsam ein Sakrament]» enthalten (vgl. Wa 370-373). In LG 1 wird stehen: «Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heisst Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit».

(emf)

6.3.2013 (Weiteres)

Wohin steuert das «Schifflein Petri»? – Konziliare Optionen im nachkonziliaren Gezeitenwechsel

Es war am Abend der Konzilseröffnung. Ein Fackelzug der Katholischen Aktion hatte Joseph Ratzinger auf den Petersplatz geführt. Die ganze Szene ist vom Mond erhellt. Auf ihn bezieht sich Papst Johannes in seiner legendären «Mondscheinrede»: «Das Licht, das

über uns leuchtet, das in unseren Herzen ist und in den Stimmen unseres Gewissens, ist ein Licht Christi, der mit seiner Gnade wirklich alle Menschen führen will. [...] Geht nach Hause, gebt euren Kindern einen Kuss und sagt ihnen, er kommt vom Papst».

Fünfzig Jahre später gibt es in Rom wieder einen Fackelzug. Nun redet als Papst der junge Theologieprofessor von einst: «Auch heute [...] haben wir Freude in unserem Herzen, [...] eine vielleicht nüchternere Freude [...]. In diesen fünfzig Jahren haben wir [...] gesehen, dass [...] das Schiff der Kirche auch [...] in Stürmen fährt, die das Schiff bedrohen, und zuweilen haben wir gedacht: Der Herr schläft und hat uns vergessen.“ Dieses Bild ist ein Leitmotiv des gerade zurückgetretenen Papstes. Er hatte es bereits 1962 in seinem Entwurf einer Eröffnungsbotschaft des Konzils verwendet: «Diese Hl. Synode [...] weiss [...] um die Dunkelheiten dieses Zeitalters, in denen [...] der Herr inmitten von Sturm und Wellen zu schlafen scheint». In seiner Rede zum Amtsverzicht, aber auch bei seiner letzten Generalaudienz sprach Papst Benedikt dann abermals vom «Schifflein Petri», das der Papst durch Wellengang und Gegenwind zu steuern habe.

In seinem Buch *Inside the Council* (1963) hatte der US-Konzilskorrespondent Robert Kaiser das Bild der «barque of St. Peter» mit Blick auf Johannes XXIII. noch mit ungleich hoffnungsfroheren Stichworten versehen: «A new crew», «Charting new waters» und «Winds of change». Welche «sailing orders» der nächste Steuermann des «Schiffleins Petri» wohl ausgeben wird? Ob er sich dabei an der Mondscheinrede von Papst Johannes orientiert? Und damit an den pastoralen Optionen jenes Konzils, das nach der Gnade Christi in den Herzen «aller Menschen guten Willens» (GS 22) suchte?

(Christian Bauer)

(Heute vor 50 Jahren)

Kirchenbilder

Die katholische Ekklesiologie steht in der Mitte des 20. Jahrhunderts ganz im Bann der Enzyklika *Mystici Corporis* von Pius XII. (1943). Entsprechend wachsam wird in der Theologischen Kommission der Philips-Text darauf geprüft, ob er das Motiv des Leibes Christi hinreichend prominent enthält. Gegenläufig dazu machen sich Einsichten geltend, dass das Motiv vom Leib Christi nicht als logisches Konzept dienen kann, aus dem Kirchenstrukturen deduziert werden können. Eine grössere Nähe zum biblischen Befund wird gesucht – und dabei wächst die Aufmerksamkeit für die Vielfalt biblischer Bilder für die Kirche. Philips verwendet in diesem Sinne zwei Artikel auf die biblischen Kirchenbilder, von denen einer ausschliesslich den biblischen Aussagen über den Leib Christi, der zweite anderen Kirchenbildern gewidmet ist. Dies wird in der Vollversammlung der Kommission für die Glaubenslehre am 6. März 1963 einerseits gewürdigt, andererseits aber angefochten (vgl. Wa 374f). Philips sagt zu, für diesen Abschnitt noch stärker auf die Enzyklika *Mystici Corporis* zurückzugreifen.

Im verabschiedeten Konzilstext wird LG 6 diverse Bilder für die Kirche Revue passieren lassen, LG 7 aber auf die Kirche als Leib Christi eingehen. Zu diesem Zeitpunkt noch nicht absehbar ist, dass im Laufe der Zeit unter den biblischen Motiven jenes vom Volk Gottes am stärksten auf die Kirchenkonstitution Einfluss nehmen wird.

(emf)

7.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Verleihung des Balzan-Friedenspreises

Mit dem Namen Johannes' XXIII. bleibt nicht nur das II. Vatikanische Konzil auf Dauer verbunden, sondern auch die Friedenspolitik dieses Papstes. Voraussetzung hierfür war

Unabhängigkeit vom Westen wie vom Osten, um von beiden Seiten ernst genommen zu werden. Der Papst löste sich deshalb von einer Politik, die zuletzt hauptsächlich in der Unterstützung der USA und im Antikommunismus bestanden hatte. In zahlreichen Stellungnahmen rief er zu Versöhnung und Frieden der Völkergemeinschaft auf und eröffnete eine neue Ära der vatikanischen Ostpolitik. Programmatischen Ausdruck fand die päpstliche Friedenspolitik vor allem in der bleibend aktuellen Enzyklika «Pacem in terris», die vor 50 Jahren, am 11. April 1963, erschien.

Vor diesem Hintergrund ist es zu verstehen, dass die Internationale Balzan-Stiftung Anfang März 1963 mit Unterstützung ihrer sowjetischen Mitglieder beschloss, dem Papst ihren Friedenspreis zu verleihen. Dieser signalisierte, dass er den Preis mit Freude entgegennehme und darin ein Zeichen der Anerkennung für die Bemühungen der Kirche um den Frieden in der Welt sehe.

In seiner viel beachteten Dankrede anlässlich der Preisverleihung am 7. März 1963 verteidigte der Papst seinen Einsatz für den Frieden gegen laut gewordene Kritik an der Annahme des Preises. Er bekannte sich zu einer «engagierten», also aktiven, Zeugnis ablegenden Politik der Neutralität (*une neutralité qui conserve toute sa vigueur de témoignage*), «mit der die Kirche ihren Friedenswillen überall dort bezeugen will, wo sie mit Menschen guten Willens zur Zusammenarbeit bereit ist»; einer Neutralität, die dazu beitrage, «die Prinzipien eines wahren Friedens zu verbreiten». Und er betonte: «Wir haben des Öfteren wiederholt: Das Handeln der Kirche ist nicht nur passiv; es besteht nicht nur darin, die Regierenden zu beschwören, den Griff zu den Waffen zu unterlassen. Vielmehr will sie Menschen des Friedens heranbilden, Menschen mit friedlichen Gedanken, Herzen und Handlungen» (DMC V 150).

(Franz Xaver Bischof)

8.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Audienz für Chruschtschows Schwiegersohn Alexej Adschubei und seine Frau Rada und Reaktion

Die Annahme des Balzan-Friedenspreises und mehr noch die spektakuläre Tatsache, dass Johannes XXIII. anlässlich der Preisverleihung am 7. März 1963 Alexej Adschubai (1924-1993), den politisch einflussreichen Schwiegersohn Chruschtschows und Herausgeber der sowjetischen Tageszeitung *Iswestija*, zusammen mit seiner Frau Rada (*1929) in Privataudienz empfing, hat dem Papst harte Kritik seitens der rechtsgerichteten Presse eingetragen und zu erheblichen Spannungen zwischen ihm und der Römischen Kurie geführt, die das Treffen mit allen Mitteln zu verhindern suchte.

Um die Kritik, unter der Johannes XXIII. gelitten hat, zu entkräften, liess er einen exakten Bericht über die Begegnung erstellen. Staatssekretariat und Osservatore Romano lehnten es jedoch ab, diesen zu veröffentlichen. Am 20. März 1963 schrieb der Papst deshalb eine Stellungnahme, die allerdings erst nach seinem Tod bekannt wurde: «Die absolute Klarheit meiner Sprache zuerst in der Öffentlichkeit und dann auch in meiner Privatbibliothek [in der die Audienz stattgefunden hatte] verdient es, wahrgenommen und nicht absichtlich mit Schweigen übergangen zu werden. Man muss sagen, dass es nicht nötig ist, den Papst zu verteidigen. Ich habe zu Dell'Aqua und Samoré wiederholt gesagt, dass die Notiz veröffentlicht werden sollte, die von Pater Koulic verfasst wurde, dem einzigen [als Dolmetscher anwesenden] Zeugen der Audienz, die ich Rada und Alexej Adschubej gewährt habe. Die Erste Sektion des Staatssekretariates denkt diesbezüglich anders, und das missfällt mir. [...] Wenn man erst einmal wissen wird, was ich gesagt habe und was er gesagt hat, ich glaube, dann

wird man den Namen von Papst Johannes preisen. Alles muss mit Sorgfalt vermerkt werden. Ich bedauere diejenigen, die in diesen Tagen Anlass zu unsäglichen Spielen gegeben haben. Ich ignoriere es und lasse das Thema fallen» (Übersetzung: Giuseppe Alberigo, Johannes XXIII, 2000, 212).

(Franz Xaver Bischof)

9.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Petrus und die Apostel

Kann man Petrus und die Apostel gemeinsam als Fundament der Kirche bezeichnen (so wie Eph 2,20 die Apostel und Propheten als Fundament der Kirche bezeichnet)? In der Sitzung der Theologischen Kommission vom 9. März 1963 entbrennt darüber ein Streit. «Eminenz Brown sagt, das Ausdruck <Fundament> werde nicht im gleichen Sinn für Petrus und die Apostel gebraucht. Exzellenz Parente schlägt vor zu sagen, Petrus sei das erste Fundament» (Tr 1,290). Ein weiterer Vorschlag ist, Petrus Fels, die Apostel aber Fundament zu nennen.

Die Diskussion dauert – vom Sekretär P. Sebastian Tromp minutiös festgehalten – von 18.03 Uhr bis 19.03 Uhr abzüglich einer viertelstündigen Pause. P. Yves Congar ist über die subtilen Distinktionen konsterniert. Die Vertreter der römischen Kurie, so hält er fest, bestreiten den Aposteln von Eph 2,20 jegliche juridische Funktion und Offb 21,14 (wonach auf den Grundsteinen des neuen Jerusalem die Namen der zwölf Apostel stehen) gilt ihnen zufolge nur für das himmlische Jerusalem, nicht für die irdische Kirche.. «<Sie> denken nur an eines: überall den Papst einsetzen [mettre du pape partout], ihn über alles setzen, nichts als ihn sehen, die ganze Kirche nur aus ihm bestehen lassen» (Co 1,345).

Nur wenige Tage später hat Congar Anlass, auf dasselbe Thema zurückzukommen. Es scheint ihm wie eine Obsession zu sein: immer geht es nur um diesen einen Punkt: «so wenig wie möglich – und sogar nichts den Bischöfen oder der Kirche zuschreiben !!! damit es nichts als den Papst gebe, nur ein Prinzip oder eine Quelle: den Papst» (Co 1,356).

Der endgültige Text von LG wird am Ende von LG 19 die heikle Frage umgehen (vgl. (vgl. SynLG 154 sowie 163).

(emf)

10.3.1963 (Personen)

Die Kirche sucht sich und die Welt. Kardinal Montini über das Konzil

Der Mailänder Erzbischof Kardinal Giovanni Battista Montini stand während der ersten Konzilsperiode nicht im Vordergrund. Doch hatte er im Dezember 1962 die Pläne der Kardinäle Suenens (Mecheln-Brüssel), Lercaro (Bologna), Döpfner (München) unterstützt, die eine Neuordnung des Konzilsprogramms vorschlugen, und in den Monaten der Intersession 1962/63 (bis zu seiner Papstwahl) hatte er in der Öffentlichkeit wiederholt Stellung zum Konzil bezogen. Vor allem aber gehörte Montini zu jenen wenigen Bischöfen, die ihren Klerus und ihre Gläubigen von Anfang an regelmässig über den Verlauf und die Themen des Konzils informierten und versuchten, diese in das Konzilsgeschehen einzubinden, überzeugt davon, dass das Konzil nicht nur die Bischöfe, sondern alle Glieder der Kirche betreffe.

Auch die Ansprache bei der Priesterweihe vom 10. März 1963, die der «unersetzlichen Funktion des Priesters» gewidmet war, stand in diesem Dienst. Darin brachte er pointiert

zum Ausdruck, welche Bedeutung er dem Konzil beimass, wenn er sagte: «Sie sehen die Kirche, die dabei ist, sich selbst zu suchen, die mit grosser und bewegender Mühe versucht, sich selbst zu definieren, selber zu verstehen, was sie ist. [...] Nicht nur sich selbst sucht die Kirche, sie sucht auch die Welt.» [...] Sie tut das, fuhr er fort, «indem sie die Bedürfnisse der Welt entziffert, indem sie schaut, wo Mangel herrscht, was Not tut, indem sie die Sehnsüchte, die Leiden, die Hoffnungen wahrnimmt, die im Herzen der Menschheit sind.» Dt. Übersetzung des Zitats in: Giuseppe Alberigo, Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils, Bd. 2, 2000, 606.

Franz Xaver Bischof

11.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Erste Dispute um das Bischofskollegium

Bei der Fortsetzung der Diskussion um den Entwurf für De Ecclesia stösst die Theologische Kommission am 11. März 1963 auf die Ausführungen über das Bischofskollegium. Dabei bricht auch die frühere Diskussion um Petrus und die Apostel als Fundament der Kirche (Hyperlink auf 9.3.) wieder auf. Gewichtiger und heftige Diskussionen auch in der Konzilsaula ankündigend brechen aber Auseinandersetzungen um den Begriff des Kollegiums auf. Kann die Gemeinschaft der Bischöfe als Kollegium bezeichnet werden?

«Kollegium bedeutet, eine gemeinsame Aufgabe zu haben – und wie kann das mit dem Primat vereinbart werden?», so referiert P. Tromp den Einwand von Kardinal Browne. In der heftigen Diskussion scheint vor allem eine Intervention von P. Marie-Rosaire Gagnebet OP Wirkung gezeitigt zu haben. Er weist darauf hin, dass auch im Text der Vorbereitungskommission vom Kollegium die Rede gewesen sei, ohne dass irgendjemand darin ein Problem gesehen habe.

Man wird sich vorerst auf die Formulierung «*ad instar collegii* [nach Art eines Kollegiums]» einigen.

(emf)

12.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ständiger Diakonat und Kollegialität

Zwei Themen beherrschen das Feld der Kommissionssitzung vom 12. März 1963 zur Vorlage über die Kirche.

Auf dem Tisch liegt ein Text, der das Thema verheirateter ständiger Diakone anspricht. Kardinal Ottaviani hält das Thema nicht für opportun und meint zudem, es müsse anderen Kommissionen zugewiesen werden. Darauf erinnert der kroatische Bischof Franjo Šeper daran, dass die Kommission über die Sakramente dazu eine Konzilsvorlage verfasst hatte, die inzwischen aber nicht mehr auf der Traktandenliste des Konzils steht, so dass er den Vorschlag in der Vorlage über die Kirche begrüsst. P. Sebastian Tromp bringt ein, dass die Frage verheirateter Diakone für die Missionen äusserst wichtig sei (vgl. Tr 1,308; Co 1,353). Die weitere Diskussion und Entscheidung wird auf den Mai vertagt.

Zweites Thema ist wiederum die Kollegialität der Bischöfe und die Wahrnehmung ihrer Vollmacht ausserhalb des Konzils. Congar nimmt wahr, dass die Vertreter der römischen Kurie sich gegen jeden Versuch, eine Art «permanentes Konzil» einzurichten, sperren – denn dies wäre das Ende ihrer Herrschaft und das Scheitern dessen, was sie seit 15 Jahrhunderten aufzubauen versuchten. «Ich fühle mich völlig machtlos vor dieser rein ideologischen Logik, die weder den historischen Realitäten noch der Bewegung, mit der

sich die Kirche der Zukunft öffnet, noch auch den legitimen Anfragen der Orientalen Rechnung trägt» (Co 1,354).

(emf)

13.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Abschied mit Tränen

Eine lange Sitzungsperiode der Kommission für die Glaubenslehre geht zu Ende. Dicke Luft, Auseinandersetzungen, Konflikte, Irritationen liegen hinter den Mitgliedern und Beratern der Theologischen Kommission. Die letzte Sitzung beschliesst Ottaviani mit einer Danksagung an Gott, mit einem Dank an alle, an die Berater, an Mgr. Philips. Congar hält fest: «Man trennt sich, man verabschiedet sich, in einem herzlichen Klima» (Co 1,356). Auch P. Tromp gegenüber findet er zu einer positiven Geste, erhält eine etwas müde Reaktion und hört so etwas wie einen Schluchzer. Bereits einige Tage vorher hatte Congar festgestellt, dass P. Tromp an den Rand gedrängt wird (vgl. Co 1,351) und seine Beiträge selbst von Ottaviani und Parente nicht sehr beachtet werden (vgl. Co 1,351.356). Hingegen hat Philips sogar das Vertrauen von Ottaviani gewonnen. Von Kardinal Léger und seinen zwei Theologen verabschiedet Congar sich, indem er würdigt, dass zu ihnen eine echte Freundschaft entstanden ist (vgl. Co 1,357).

(emf)

14.3.2013 (Weiteres)

Die erste Sitzungsperiode – ein Präludium

Lukas Vischer, aus Basel stammender reformierter Theologe, wurde vom Ökumenischen Rat der Kirchen, der in Genf seinen Sitz hat, als «ökumenischer Beobachter» zum II. Vaticanum entsandt. Er wurde in der Folge ein veritabler Konzilsakteur, sowohl in Rom als auch in Genf. Seine regelmässigen Berichte aus Rom, die er in verschiedener Form verschiedenen Adressaten(-kreisen) sandte bzw. vortrug, zeugen von einer Vischer kennzeichnenden Mischung aus Begeisterungsfähigkeit und Nüchternheit. In einem Rückblick auf die erste Sitzungsperiode schreibt er 1963: Diese «muss als Anfang verstanden werden, als Präludium, und es muss sich erst noch zeigen, wie sich von hier aus die eigentliche Melodie entfalten lässt [...] Die Bedeutung der ersten Periode kann darum nicht an greifbaren Texten abgelesen werden. Die grosse Arbeit der Verwirklichung muss erst noch geleistet werden. Worin liegt die Bedeutung der bisherigen Verhandlungen? Sie liegt darin, dass die grossen Intentionen umschrieben wurden, die das Konzil und darüber hinaus das Leben der Kirche überhaupt leiten sollen; sie liegt darin, dass die Bischöfe eine Standortsbestimmung vornahmen: wo stehen wir und was ist unser erster Auftrag? Und wenn auf diese Weise auch nur wenige konkrete Resultate erzielt werden konnten, ist doch offensichtlich, dass die Auseinandersetzungen über diese Fragen tiefen Einfluss auf die römisch-katholische Kirche ausgeübt haben. Die Verhandlungen der ersten Periode haben bereits eine neue Atmosphäre herbeigeführt. Sie haben eine Bewegung der Neubesinnung und Neuorientierung ausgelöst, die immer weitere Kreise erfasst; und sie haben eine Offenheit gegenüber den nicht-römischen Kirchen und gegenüber der Welt überhaupt zustandekommen lassen, die in der römischen Kirche bisher nicht zu finden war».

(Michael Quisinsky; Zitat aus Lukas Vischer: Bericht über das 2. Vatikanische Konzil. In: Kirche in der Zeit. Evangelische Kirchenzeitung 18 [1963] 427-434, 427)

15.3.2013 (Weiteres)

Das Konzil – eine Herausforderung

Lukas Vischers Konzilsbewertung aus ökumenischer Perspektive zeugt bei aller Dankbarkeit für die Chancen des II. Vaticanums stets von dem Bewusstsein, dass diese Chancen eine Verpflichtung darstellen. Und zwar nicht nur für die Katholiken, sondern für alle Christenmenschen. Während der gesamten Konzilszeit – und darüber hinaus – macht es sich Vischer zur Aufgabe, im Dienste der Ökumene die gemeinsamen Herausforderungen zu formulieren. Sein Bericht über die erste Sitzungsperiode bringt dies leitmotivisch zum Ausdruck: «Anfang, Atmosphäre, Bewegung! Mit diesen Worten ist zugleich auch angedeutet, dass sich heute noch nichts Endgültiges über das Konzil aussagen lässt. Wir befinden uns offenkundig in einer Zeit des Übergangs, und es wäre falsch, den Ausgang mit einem eiligen Urteil vorwegzunehmen. Es fehlt allerdings nicht an solchen Urteilen. Sie reichen von enthusiastischen Jubelrufen bis zu skeptischen Warnungen. Nicht selten wird uns bereits heute erklärt, das Konzil sei das grösste kirchengeschichtliche Ereignis des zwanzigsten Jahrhunderts (als ob wir wissen könnten, was in Gottes Plan verborgen ist), und gelegentlich wird mit der Monotonie des Unbeweglichen wiederholt, dass es zu eigentlichen Änderungen ohnehin nicht kommen könne. Solche Urteile gehen aber gerade an dem vorbei, was die erste Periode bedeutsam macht, nämlich an dem Umstand, dass eine Bewegung eingeleitet worden ist, die so viele Möglichkeiten in sich birgt. Türen, die als endgültig verschlossen galten, sind aufgestossen worden; Fragen, die als erledigt galten, werden neu gesehen und gestellt. Ich denke, es ist gerade dieser Vorgang, der das bisherige Konzilsgeschehen zu einer Herausforderung nicht nur an die einzelnen nicht-römischen Kirchen, sondern auch an den Ökumenischen Rat der Kirchen als ganzen werden lässt. Wir sind seit langem in einer Bewegung der Erneuerung begriffen. Sind wir aber wirklich bereit, die Fragen neu zu stellen und auf die neu gestellten Fragen dann auch mit Entschiedenheit Antworten zu suchen und zu geben?»

(Michael Quisinsky; Zitat aus Lukas Vischer: Bericht über das 2. Vatikanische Konzil. In: Kirche in der Zeit. Evangelische Kirchenzeitung 18 [1963] 427-434, 427)

16.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Das erste Konzil nach Auschwitz

Am 16. März 1963 hält P. Yves Congar vor der israelitischen Gemeinde in Strasbourg einen Vortrag über das Konzil und die Juden. Sie reklamieren – und nach Ansicht von Congar zu Recht – dass das Konzil von ihnen sprechen müsse. «Das erste Konzil, das nach Auschwitz stattfindet, kann nicht nichts über diese Dinge sagen» (Co 1,357). Congar empfiehlt ihnen, sich als jüdische Gemeinde von Strasbourg an Kardinal Bea zu wenden.

(emf)

17.3.2012 (Weiteres)

Konzilsmütter und Konzilstöchter

Nachdem 1963 erstmals männliche Laien als Auditoren des Konzils zugelassen wurden, kamen 1964 fünfzehn Frauen dazu. 1965 stieg ihre Zahl auf dreiundzwanzig an. Im Verhältnis zu den über 2000 Bischöfen eine verschwindende Zahl – aber als Zeichen für die Öffnung der Kirche doch ein Anfang.

Weitere Frauen trugen über die Infrastruktur des Konzilsbetriebes zum Konzil bei. Regina Heyder erinnert z.B. an <Gastgeberinnen> und <Übersetzerinnen>:

«Im Foyer Unitas der <Damen von Bethanien> [...] versammelten sich die nichtkatholischen Konzilsbeobachter zu ihren wöchentlichen Besprechungen. Während der Konzilsjahre unterhielt das Foyer eine Art ökumenischen Salon, dessen Gäste Konzilsväter, Periti, die nichtkatholischen Beobachter, Laienauditorinnen und Laienauditoren sowie Journalistinnen und Journalisten waren.

Paul VI. berief 1963 mehrere männliche Laienauditoren, die regelmässig ihre Lagebesprechungen im Ständigen Büro der <Organisations Internationales Catholiques> (O.I.C.) abhielten. Dort hat Dr. Maria Alberta Lückert – Referentin für internationale Beziehungen beim ZdK in Bonn (Zentralkomitee der deutschen Katholiken; AB) – mitgearbeitet. Für die Laienauditoren übersetzte sie die Konzilsschemata auf Englisch und Französisch und war bei deren Beratungen dabei. [...]

Auch Sr. Maria Brüning, [...] Vorsitzende der Höheren Ordensoberinnen Deutschlands, nahm 1964 eine Woche in Rom an den Beratungen zur Erneuerung des Ordenslebens teil. In einem Interview hoffte sie, dass <die Kirche den Ordensfrauen Grundsätze darbiete, nach denen sie in innerer Freiheit und aufgeschlossen handeln könnten, ohne durch kirchliche Gesetze behindert zu sein>. Gleichzeitig beklagte sie, dass es noch <zu wenige Frauen gebe, die in der theologischen Auseinandersetzung unserer Tage einen eigenständigen Beitrag leisten können>. Tatsächlich wird es noch eine wichtige Begleiterscheinung des Konzils sein, dass sich Frauen in Gemeinden, Verbänden oder Orden um eine grössere theologische Kompetenz bemühen.»

(AB; Regina Heyder: *Frauen beim Konzil. In: Theologische Kommission des Katholischen Deutschen Frauenbundes e.V. (Hg.): Die Tür ist geöffnet. Das Zweite Vatikanische Konzil – Leseanleitungen aus Frauenperspektive. Münster: Aschendorff, 2013, 15f*)

18.3.2012

Konzilsmütter und Konzilstöchter

Es ist das Verdienst der Theologischen Kommission des Katholischen Deutschen Frauenbundes (KDFB), heute an die <Konzilsmütter> zu erinnern. Eine der Frauen auf dem Konzil, die Laienauditorin und <Konzilsmutter> Gertrud Ehrle (damals im Vorstand der <Arbeitsgemeinschaft katholischer deutscher Frauen>) notierte in der Schlussphase des Konzils einige Sätze, die bis heute nachklingen: Es «möge für uns in aller Welt der Auftrag lebendig werden, der durch dieses gewaltige, einmalige Ereignis, nicht nur für dieses Jahrzehnt, sondern für unser Jahrhundert, ja für alle Zeiten, aber eben doch zuerst an uns ergeht. Die Verantwortung, die daraus erwächst, fordert unsere Antwort. Sie bedeutet ein ernstes Sich-Mühen um die Verwirklichung der Konzilsbeschlüsse. Es darf zu keinem Müde-Werden kommen – keine Zögerung darf eine Verzögerung bringen.»

Diese Sätze finden sich im Eingangskapitel eines Buches mit Leseanleitungen zum Konzil aus Frauenperspektive: *Die Tür ist geöffnet. Das Zweite Vatikanische Konzil – Leseanleitungen aus Frauenperspektive, Münster 2013.*

Das Arbeitsbuch liefert wertvolle Informationen zum Konzil, zu den beteiligten Frauen und den Umständen ihrer Mitwirkung. Vor allem aber hilft das Buch beim Transfer der Konzilstexte in die Gegenwart. Eine reiche Sammlung an Vorschlägen zur Aneignung des Konzils (nicht nur) durch Konzilstöchter und Enkelinnen steht im Zentrum: Leseanleitungen zu den wichtigsten Konzilstexten.

Die Dokumente des Konzils werden sachkundig vorgestellt, Auszüge kommentiert und für

ein heutiges Publikum zugänglich gemacht. Wertvoll sind die Leseanleitungen für Gruppen: Auf jedes vorgestellte Dokument folgen <Fragen aus Frauenperspektive> und <Methodische Ideen>. So wird aus dem spannend aufbereiteten Konzilslesebuch zugleich ein Arbeitsbuch – und das Konzil ein lebendiger Auftrag.

Die vorliegende Leseanleitung ist eine Brücke von den Konzilsmüttern zu ihren Töchtern und Enkelinnen, die auch von Söhnen und Enkeln erprobt werden darf.

(AB; zit. nach: *Theologische Kommission des Katholischen Deutschen Frauenbundes e.V. (Hg.): Die Tür ist geöffnet. Das Zweite Vatikanische Konzil – Leseanleitungen aus Frauenperspektive. Münster: Aschendorff, 2013, 13)*



Theologische Kommission des Katholischen Deutschen Frauenbundes e.V. (Hg.): Die Tür ist geöffnet. Das Zweite Vatikanische Konzil - Leseanleitungen aus Frauenperspektive, Münster 2013 ISBN 978-3-402-13014-8

19.3.2013 (Personen)

Abt Basilius Niederberger

Vom heiligen Josef war hier im Konzilsblog schon im Rückblick auf den 10. November 1962 die Rede (Hyperlink <http://www.kath.ch/nucleus/konzilsblog.php?itemid=6739>). Er scheint mehrfach für Schmunzeln gesorgt zu haben. Denn schon zuvor notiert Abt Basilius Niederberger von Mariastein in seinem Tagebuch: «Die Bemerkung eines Bischofs, man solle nur echte Reliquien verehren und die <Lac B.M.V.> [Milch der seligen Jungfrau Maria] und das <Cingulum S. Joseph> [den Gürtel des hl. Josef] und dergleichen Reliquien solle man ehrfürchtig begraben und nicht mehr erwähnen, erregte Heiterkeit am Grab des hl. Petrus» (22.10.1962).

Abt Basilius Niederberger (1893-1977) war von den Schweizer Benediktinern gezielt ans Konzil gesandt worden. Als Abt Benno Gut von Einsiedeln zum Abtprimas gewählt wurde, verlor die Schweizer Kongregation ihren Präses. Statt wie üblich den neuen Einsiedler Abt, Raymund Tschudi, zum neuen Präses zu wählen, entschied man sich dafür, dieses Amt dem Abt von Mariastein zu übertragen. Denn der Abt von Einsiedeln konnte als solcher ohnehin am Konzil teilnehmen. Einen anderen Abt als ihn zum Präses zu wählen hieß: einen zweiten Benediktinerabt zum Konzil entsenden zu können.

Auszüge aus dem Tagebuch von Abt Basilius ebenso wie weitere interessante Beiträge zum Konzil sowie interessantes Bildmaterial aus dem Nachlass des Strasbourger Bischofs Elchinger sind in einem Themenheft zum Konzil veröffentlicht, das vom Benediktinerkloster Mariastein herausgegeben wurde.

Es ist erhältlich bei der Redaktion «Mariastein», Benediktinerkloster, CH-4115 Mariastein,

redaktion@kloster-mariastein.ch für CHF 5.- plus Versandkosten.
(emf)

20.3.2013

Heute, nach 50 Jahren

Die Rubrik des Konzilsblogs «Heute vor 50 Jahren» soll für einmal umgekehrt werden. Denn «heute, nach 50 Jahren» finden wir uns mitten im Leben an «heute vor 50 Jahren» erinnert.

Es ist bereits wiederholt gesagt worden, dass Papst Franziskus in manchen Zügen an Papst Johannes XXIII. erinnert. *Il Papa buono* mit seiner Herzlichkeit – er hat in Papst Franziskus einen echten Nachfolger gefunden. Das heisst auch schon jetzt: Wie immer dessen «Programm» aussehen wird: Wer sich darauf berufen will, sei es hinsichtlich der Vision der armen Kirche, sei es hinsichtlich der Geschwisterlichkeit, kann dies authentisch nur tun, wenn er sich auch von seiner kommunikativen Herzlichkeit anstecken lässt.

Wie Johannes XXIII. – und in anderen Rahmenbedingungen mit offenkundigeren Konsequenzen – hat Papst Franziskus den Mut, sich selbst zu sein, selbst wenn das Konventionen bricht und nicht bei allen auf Verständnis stösst.

Eine andere Parallele war bereits am ersten Abend zu erkennen, als Papst Franziskus sich betont als Bischof von Rom vorstellte. Auch Johannes XXIII setzte diesen Akzent, indem er seinen Bezug zur Lateranbasilika unterstrich und vor dem gesamtkirchlichen Konzil eine Diözesansynode einberief.

Ich könnte mir vorstellen, dass auch ein anderer Charakterzug beide verbindet: das Selbstbewusstsein, welche Aufgabe ihnen mit ihrem Amt gegeben ist. Papst Johannes XXIII. soll über die Kurienmitarbeiter einmal gesagt haben: «Es sind eifrige Männer, aber nicht sie regieren die Kirche. Das Amt habe ich.» Auch der Jesuit im Papstamt wird (hoffentlich) um seine Leitungsaufgabe sehr wohl wissen.

Zu wünschen ist, dass der Gegenwind, der ihm ins Gesicht blasen wird, nicht jenen Grad der Ablehnung erreicht, wie sie in einem Kardinal Siri zugeschriebenen Wort zum Ausdruck kommt: «Die Kirche wird 50 Jahre brauchen, um sich von den Irrwegen Johannes' XXIII. zu erholen». Im Gegenteil: Heute, nach 50 Jahren lassen wir uns gern durch Papst Franziskus an Papst Johannes XXIII. erinnern.

(emf)

21.3.2013 (Weiteres)

Kirchenfrühling

«Bei der Eröffnung des Konzils hat Papst Johannes den Wunsch ausgesprochen, es möge zu einem Frühling der Kirche werden. Sein Wunsch und seine Hoffnung haben sich erfüllt. Doch wie in jedem Frühling, so treten auch bei der kirchlichen Erneuerung Wetterstürze und Verzögerungen ein. [...]

In der Natur kann der Frühling nur dann voll zur Wirkung kommen, wenn man die Bäume und Sträucher beschneidet. Doch muss man Hecken- und Baumschere mit Sorgfalt und Vorsicht handhaben.

Wenn man die kahlen, vieler Äste und Zweige beraubten Bäume sieht, kann man sich kaum vorstellen, dass daraus neues Leben entstehen und aus diesem Winter ein Frühling erblühen wird.

Je mehr man Abstand gewinnt, desto klarer wird man erkennen, dass das Zweite Vatikanum ein Konzil von aussergewöhnlicher Bedeutung war; und man wird sehen, dass

gewisse Zweige und Ranken nur abgeschnitten wurden, damit der Baum sich besser entfalten kann».

(Kardinal Léon-Joseph Suenens: Die Mitverantwortung in der Kirche. Salzburg: Otto Müller, 2. Auflage 1969, 9f)

22.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Gefährliche Männer

P. Marie-Dominique Chenu OP trifft im Oktober 1963 P. Ernesto Balducci. Dieser hatte mit verschiedenen Artikeln in seiner Zeitschrift «Testimonianze» Kritik auf sich gezogen, unter anderem, weil er einen Wehrdienstverweigerer verteidigt hatte. Auf Entscheidung des Heiligen Offiziums musste er Florenz verlassen und nach Rom ins «Exil» gehen.

Bei dieser Gelegenheit fällt Chenu ein schon Monate zurückliegendes Telefonat ein. «Ein Telefonat aus dem Heiligen Offizium im letzten März: <Haben Sie sich während des Konzils mit P. Congar und P. de Lubac getroffen?> – <Ja.> – <Es wäre besser, nicht mit ihnen zu verkehren; denn das sind gefährliche Männer>» (Ch 141).

(emf)

23.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Zweite Sitzung der Koordinierungskommission

Vom 25. bis 29. März 1963 tritt die Koordinierungskommission (vgl. Blogeintrag vom 14.12.2012 <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m93767>) erneut zusammen. In wenigen Tagen werden alle Schemata daraufhin gesichtet werden, ob sie im Sinne der Konzilsdiskussion überarbeitet wurden und ob sie in der vorliegenden Fassung den Bischöfen zugeschickt werden können. Zudem braucht es Kürzungen; Wiederholungen sollen vermieden werden. Geboten ist die Weisheit der Zurückhaltung: Die Koordinierungskommission soll darüber wachen, dass umstrittene Fragen (*quaestiones disputatae*), die erst noch theologischer Reflexion bedürfen, vom Konzil nicht vorschnell entschieden werden. Am 28. März 1963 wird Papst Johannes XXIII. persönlich an der Sitzung teilnehmen. Wie wir bald sehen werden, bleibt die Situation spannungsvoll.

(emf; Jan Grootaers: Zwischen den Sitzungsperioden. Die «zweite Vorbereitung» des Konzils und ihre Gegner. In: A 2,421-617,449-452)

24.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Duell zwischen Cento und Ottaviani

Es sind verschiedene Anregungen, die seit Herbst 1962 zusammenkommen und zum Entstehen des Schemas XVII, später *Gaudium et spes*, beitragen. Zu nennen ist vor allem das von Kardinal Suenens eingebrachte Motiv der *Ecclesia ad extra* (vgl. Konzilsblog vom 4.12.2012), das in der Kommission für das Laienapostolat formulierte Desiderat, vom sozialen Einsatz der Laien zu sprechen (vgl. Konzilsblog vom 31.12.2012), sowie ein Vorschlag Kardinal Liénarts, ein Schema *De homine* [Über den Menschen] zu entwerfen. Als die Koordinierungskommission im Januar 1963 dafür grünes Licht gibt, entwirft eine Gruppe von Fachleuten zunächst einen Vorentwurf, der in einer Kommission unter Leitung der Kardinäle Cento und Browne revidiert wird.

Am Vorabend der zweiten Sitzung der Koordinierungskommission (ab 25. März 1963) kommt es zu einer spannungsvollen Situation. Kardinal Ottaviani weigert sich, den erarbeiteten Entwurf des Schemas XVII der Koordinierungskommission vorzulegen, bevor

er nicht von der Kommission für die Glaubenslehre überprüft und gutgeheissen worden ist – eine Demütigung für Kardinal Cento ebenso wie eine Blockade für die Weiterarbeit. Jan Grootaers hält die Dramatik der Situation fest: «Ganz Rom hielt im März 1963 den Atem an, denn in dem Duell zwischen Cento und Ottaviani stand viel auf dem Spiel» (A 2,443). Nicht zuletzt wäre es ein Präzedenzfall für andere Texte gewesen. Der Forderung Ottavianis wird schliesslich nicht nachgegeben; der Entwurf des «Schemas XVII» wird am 29. März 1963 in der Koordinierungskommission diskutiert – allerdings ohne Kardinal Ottaviani, der sich der Teilnahme verweigert.

(emf; vgl. Jan Grootaers: Zwischen den Sitzungsperioden. Die «zweite Vorbereitung» des Konzils und ihre Gegner. In: A 2,421-617,442f)

25.3.2012 (Heute vor 50 Jahren)

Ordensleben auf dem Weg zu grösserer Weite

«In der Kürze liegt die Würze» – gemäss diesem deutschen Sprichwort äusserte sich Kardinal Döpfner in der Sitzung der Koordinierungskommission vom 27. März 1963 lobend über die rigorose Kürzung des Schemas zum Ordensdekret. Zumindest darüber. Denn dann wiederholte er seine schwerwiegenden Kritikpunkte: Es fehle der christologische Charakter des Ordenslebens, seine zeichenhafte Funktion in der Kirche und die Verbundenheit der Ordensleute mit den anderen Gliedern des Volkes Gottes. Der Spielraum für den Erneuerungsprozess der Orden soll nicht so eng gefasst werden. Die Welt werde einseitig negativ gesehen, anstatt sie auch als Schöpfung Gottes und als Ort zu verstehen, «an dem Christus mittels der Kirche durch seinen Geist gegenwärtig» ist (zit. nach Joachim Schmiedl). Ein Teil der Koordinierungskommission stimmte Kardinal Döpfner zu, ein anderer war mit dem vorliegenden Schema zufrieden. Die Ordenskommission schloss (voreilig) daraus, dass der Entwurf keine grössere Bearbeitung bräuchte. Das rief im Folgenden Protest hervor. Dabei ging es auch darum, dass den Orden geholfen wird, «aus ihrer vielfach engen Mentalität etwas heraus[zu]kommen in eine grössere Weite hinein» (Karl Rahner 22.4.1963).

Gleichzeitig wurde das Kirchenschema besprochen. Hier diskutierte man im Blick auf die Orden die Frage, ob es ein eigenes Kapitel geben soll oder ob die Aussagen über das Ordensleben in ein Kapitel über die allgemeine Berufung zur Heiligkeit integriert werden. Kardinal Suenens und andere wollten damit dem Eindruck wehren, «dass Vollkommenheit und Heiligkeit gleichsam Monopole sind, die für die Religiösen reserviert sind» (Relatio vom 28.3.1963). Er setzte hinzu, dass diese neue Anordnung «von allen Gläubigen [...] gut und zustimmend angenommen werden» würde. Dieser «Kapitelstreit» zog sich über längere Zeit hinweg. Letzendlich entstanden zwei aufeinanderfolgende Kapitel, die auf dem Hintergrund der Entstehungsgeschichte zusammen gelesen werden müssen.

(Sr. Anneliese Herzig MSsR)

26.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Bischofskonferenzen als Beratungs- und Entscheidungsorgane

Am 26. März 1963 stellt Julius Kardinal Döpfner der Koordinierungskommission die Textvorlage über die Bischöfe vor.

War bereits im Januar 1963 auf der Notwendigkeit, über die Bischofskonferenzen zu sprechen, insistiert worden (vgl. 26.1.2013: <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m93807>), so berichtet Döpfner nun über

die Verbesserung des Kapitels zu den Bischofskonferenzen im überarbeiteten Text. Der praktische und pastorale Nutzen der Bischofskonferenzen wird hervorgehoben: «Obwohl jeder einzelne Bischof unter der Autorität des Bischofs von Rom der eigentliche, ordentliche und unmittelbare Hirte der ihm anvertrauten Diözese ist, ist es dennoch sehr angebracht, dass sich alle Bischöfe desselben Landes zu einem Gremium oder einer Konferenz zusammenfinden und zu festgesetzten Zeiten treffen, um die katholische Sache in ihrem gesamten Gebiet durch gegenseitige Beratung fruchtbarer und wirksamer zu fördern und zu koordinieren» (AS 5/1,306; Übersetzung nach Winterkamp 251).

Die zentrale Frage ist, wann Beschlüsse der Bischofskonferenz den einzelnen Bischof juridisch binden. Der Entwurf nennt dafür vier Fälle: Fragen, die durch das Kirchenrecht oder den Apostolischen Stuhl den Bischofskonferenzen zugewiesen werden; Erklärungen von grösserem Gewicht im Namen der Bischofskonferenz; Angelegenheiten von nationaler Bedeutung, die mit der staatlichen Autorität verhandelt werden müssen; ein gemeinsames Vorgehen in schwerwiegender Sache, bei der eine absolute Mehrheit der Konferenz für eine juridische Bindung eintritt.

Mitglieder der Bischofskommission (die Vollversammlung tritt nicht zusammen – siehe dazu am 1. April 2013 ...) werden nach der Sitzung der Koordinierungskommission erwirken, dass die erforderliche Mehrheit für juridisch bindende Entscheidungen von einer absoluten auf eine Zwei-Drittel-Mehrheit heraufgesetzt wird. Das nachkonziliare Bestreben zur Schwächung der Bischofskonferenzen zeichnet sich hier bereits ab.

(emf; vgl. Klaus Winterkamp: *Die Bischofskonferenz zwischen «affektiver» und «effektiver Kollegialität»*. Münster: LIT, 2003 [Studien zur systematischen Theologie und Ethik 43], 250-252)

27.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

«... um nicht der protestantischen Gefahr zu verfallen»

Am 27. März 1963 steht auf der Traktandenliste der Koordinierungskommission unter anderem das Schema «Über die göttliche Offenbarung». Kardinal Liénart, der Bischof von Lille (Belgien), trägt einen vorsichtig optimistischen Bericht vor. Er lobt die Arbeit der sogenannten «Gemischten Kommission» (zu der Mannschaft von Kardinal Ottaviani war noch jene - bibeltheologisch und ökumenisch ausgerichtete - des «Einheitssekretariats» von Kardinal Bea dazugekommen) und hält die inhaltlich gefundenen Kompromisse für tragfähig. Er schliesst seinen Bericht: «Nach langen Diskussionen hat die Gemischte Kommission einen Text des ersten Kapitels des Schemas verabschiedet, der sich mit den früheren Konzilien im Einklang befindet. Ich schlage deshalb vor, dass unsere Kommission [also die «Koordinierungskommission»] die Arbeit der Gemischten Kommission für lobenswert erklärt und das Schema zur Konstitution über «Die göttliche Offenbarung» in seinem gegenwärtigen Zustand approbiert». Bereits die anschliessende Diskussion machte tiefgreifende theologische Unterschiede deutlich, die eine Fortsetzung der Arbeit an diesem Text zu blockieren drohten. So bemängelte Kardinal Confalonieri, dass die heilige Schrift, die Tradition und das kirchliche Lehramt in einem Atemzug genannt würden. Seiner Meinung nach seien die heilige Schrift und die Tradition «eine Sache und das Lehramt eine andere». Ottaviani konterte, dass die Formulierungen über die Bedeutung des Lehramts mit Bedacht gewählt worden seien, «um zu vermeiden, der protestantischen Gefahr zu verfallen» (AS 5/1,449). Bis zu einer grundsätzlichen Klärung der offenbarungstheologischen Fragen und einer Darstellung des Themas in einem neuen (nicht antiprotestantisch-kontroverstheologisch geprägten) Horizont, war es noch ein weiter Weg.

(Hanjo Sauer)

28.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Erster Durchbruch für ein neues Kirchenschema

In der letzten Woche der ersten Konzilsperiode war der Entwurf *De Ecclesia* gleichsam öffentlich zerzaust worden. So gross waren die Vorbehalte, dass schon vor der Verteilung des Schemas erste Gegenentwürfe zirkuliert hatten.

Die weitere Arbeit an diesem Thema sollte zum historischen Schulbeispiel für die konziliaren Prozesse zwischen den Sessionen werden. Die Kommission für die Glaubenslehre musste den Revisionsauftrag akzeptieren und setzte eine Unterkommission ein, welche aus sieben Konzilsvätern bestand. Deren Berater leisteten die entscheidende Konzeptarbeit. Es sollte sich als wahrer Glücksfall erweisen, dass sich darunter mit Karl Rahner, Gérard Philips und Jean Daniélou Theologen von Rang befanden, die bereits seit längerer Zeit mit der Kirchenthematik befasst waren.

Die «Kommission der Sieben» erarbeitete eine vollständig neue Fassung des Schemas. Grundlagen waren die Einwände aus der Konzilsaula und eine Reihe von Entwürfen, darunter ein Text aus der Feder von Philips selbst. Bald lagen zwei Kapitel vor: Im ersten war das Wesen der Kirche als mystischer Leib Christi dargestellt, das zweite entwickelte eine neue Sicht auf die Kollegialität der Bischöfe; beide sollten sich später in den Kapiteln 1 und 3 der Konstitution *Lumen Gentium* wieder finden. Obwohl die Darstellung sehr unterschiedlichen Interessen Rechnung trug und die hierarchische Sicht des ersten Vatikanischen Konzils vollständig aufnahm, erfuhr das Projekt Widerstand und es gab Versuche zur Verzögerung. Am 28. März 1963 aber erfolgte eine Art Durchbruch: An diesem Tag erstattete Kardinal Léon-Joseph Suenens der Koordinationskommission einen engagierten Bericht und pries den neuen Text als «versöhnlich, kohärent und ausgewogen». Dieses Wort hatte Gewicht – es ermöglichte die Zustimmung und ebnete den Weg für die neue ekklesiologische Sichtweise des Konzils.

(Markus Ries; vgl. Jan Grootaers: *Zwischen den Sitzungsperioden. Die «zweite Vorbereitung» des Konzils und ihre Gegner. In: A 2,421-617, hier 464-482*)

29.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Die Themen von Schema XVII

Gegen den Widerstand von Kardinal Ottaviani (siehe Konzilsblog vom 24.3.2013) wird in der Koordinierungskommission am 29. März 1963 über den Entwurf von Schema XVII diskutiert. Kardinal Cento gesteht den vorläufigen Charakter des Entwurfs, der noch nicht von der dazu eingesetzten Gemischten Kommission durchgesehen werden konnte, zu, hält es aber für opportun, dass die Koordinierungskommission über den Stand der Dinge informiert wird.

Der Entwurf hat sechs Kapitel: über die wunderbare Bestimmung der Person, die menschliche Person in der Gesellschaft, die Ehe und Familie, die menschliche Kultur, wirtschaftliche Ordnung und soziale Gerechtigkeit und über die Gemeinschaft der Völker und den Frieden.

Der Berichterstatter Kardinal Suenens postuliert eine positivere und pastoralere Darlegung. Bereits in dieser Kommissionssitzung wird von einer bevorstehenden Enzyklika über den Frieden gesprochen, die bei der Überarbeitung des 6. Kapitels zu berücksichtigen wäre. Die Enzyklika *Pacem in terris* von Papst Johannes XXIII. wird am 11. April 1963 erscheinen.

(emf; vgl. A 2,498f; AS 5/1,504-508.512-514)

30.3.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Das Bischofkollegium: eine verzichtbare Struktur der Kirche?

Schon früh zeichnet sich im Konzilsverlauf ab, dass das Thema «Kollegialität» und ihre Verwirklichungsformen ein sensibler Konfliktpunkt der Konzilsdiskussionen sein wird.

Die eine Richtung sieht die Kirche auf Petrus und die Apostel gegründet und schreibt deswegen den Bischöfen nicht nur eine diözesane, sondern auch gesamtkirchliche Verantwortung zu. Entsprechend stellt sich die Frage nach Strukturen solcher Verantwortung auf gesamtkirchlicher Ebene, wofür immer wieder ein gesamtkirchlicher «Leitungsrat» postuliert wird. Nicht zuletzt die in der Konzilsaula präsente orientalisch-traditionelle legt zudem regionale Verwirklichungsformen der Kollegialität analog zu den Patriarchaten nahe. In diesem Sinne rücken die bereits existierenden Bischofskonferenzen in neues Licht, und es stellt sich die Frage nach deren Aufwertung. In diesem Sinne äussern sich nicht zuletzt Bischöfe aus nichteuropäischen Ländern, die durch die europäisch dominierte und zentralistische Leitung der Kirche ihre spezifischen Situationen nicht hinreichend berücksichtigt sehen.

Der anderen Richtung sind solche Vorstellungen ein Dorn im Auge. Sie sehen darin den Primat des Papstes gefährdet. Für sie besteht die Kirche vornehmlich aus dem Papst. Nicht zu Unrecht vermutet Congar (vgl. Blogeintrag vom 12.3.2013 <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m96988>), dass Kurienangehörige auch ihre eigene Macht beeinträchtigt sehen. Manche Vertreter dieser Richtung wollen zudem die Autorität der Bischöfe in ihren Bistümern in keiner Weise kollegial eingebunden und insofern «beeinträchtigt» sehen. Zu dieser Richtung gehören Kurienangehörige ebenso wie ein Konzilsvater wie Marcel Lefebvre, was vielleicht ein erklärender Faktor für die zögerliche Umsetzung von Kollegialitätsstrukturen in der Gegenwart ist.

In krasser Weise äussert sich Giuseppe Kardinal Siri von Genua am 30. März 1963 in der Zeitschrift *America* zu diesem Thema. Er postuliert ein Ende der «Mehrdeutigkeiten» um das Thema der Kollegialität. «Der Papst ist auch der Stellvertreter Christi auf Erden, und er wäre es sogar dann, wenn es gar kein Bischofkollegium gäbe» (zit. nach A 2,622).

(emf)

31.3.2013 (Weiteres)

Frieden

Die Berliner Mauer war erst knapp zwei Jahre alt. Die Kubakrise lag ein halbes Jahr zurück. Die Welt befand sich im Kalten Krieg – und der Abgrund einer atomaren Katastrophe gehört zum Hintergrundbild des Konzils wie die Gerichtsszenen der Sixtinischen Kapelle zur Papstwahl.

Johannes XXIII. sah an der Gefahr nicht vorbei. Seine Sorge um den Frieden liess ihn alte Gräben überwinden. Auch Kommunisten konnten Menschen guten Willens sein. Wenn es dem Frieden diene, so sprach nichts gegen eine gute Kooperation. Das waren ganz neue Töne aus dem Vatikan, der über lange Zeit seine Feindbilder eifrig gepflegt hatte.

Längst gab es schon eine Friedensinitiative, die sich ausgerechnet mit dem höchsten christlichen Fest verband: Die Ostermärsche. Menschen guten Willens machten ihre Friedenshoffnungen und Bedrohungsängste in vielen Ländern sichtbar, sie gingen auf die Strasse, sangen und demonstrierten – Prozessionen der Friedenssehnsucht. Johannes

XXIII. wird bald noch deutlicher zu dieser Art gemeinsamer Ostern, gemeinsamer Hoffnung und gemeinsamen Lebens aufrufen.

(ab)

1.4.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Konziliarer Aprilscherz

Die Konzilskommission *De episcopis* [Über die Bischöfe] wird von Kardinal Marella präsidiert. Wiederholt (A 2,539 Anm. 228 zählt vier Einladungsbriefe auf) kündigt er eine Vollversammlung dieser Kommission an. Jedes Mal wird die Versammlung wieder abgesagt. An deren Stelle formiert Kardinal Marella mit Hinweis auf die zeitliche Belastung der Bischöfe und die langen Wege nach Rom eine Unterkommission aus Kommissionsmitgliedern, vor allem solche, die in Rom und Umgebung wirken – eine «Rumpfkommision», wie sie von Klaus Mörsdorf genannt wurde. Besonderen Einfluss hat darin Bischof Carli von Segni – ein ausgesprochener Gegner einer Erneuerung der Ekklesiologie und der Theologie des Bischofsamtes.

Auch die Einladung vom 1. April 1963 für eine Versammlung Anfang September macht dem Datum alle Ehre. April April ...

So kommt diese Konzilskommission zwischen Dezember 1962 und November 1963 kein einziges Mal zusammen. «Sie wird mithin weder Gelegenheit gehabt haben, den Entwurf desjenigen Dekretes zu studieren, das sie selbst direkt betrifft, noch, es zu verbessern oder vor der Konzilsdebatte zu verabschieden» (Jan Grootaers, in: A 2,539).

(emf)

2.4.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Einsetzung einer Codex-Kommission

Während der Sitzung der Koordinierungskommission Ende März wird der Wunsch geäußert, eine Kommission für die Reform des Kirchenrechts zu errichten. Dieser Wunsch wird an Papst Johannes XXIII. weitergeleitet, der bereits am 28. März 1963 bei seinem persönlichen Besuch in der Koordinierungskommission mitteilt, dass er diese Kommission einrichten wird.

Am 2. April 1963 erhält Kardinal Döpfner bereits einen Brief von Johannes Wagner, in dem dieser ihm zur Ernennung in diese Kommission gratuliert (vgl. Dö 401f). Schliesslich sei das eine äusserst wichtige Sache.

In seiner Antwort zeigt sich Döpfner «alles andere als glücklich» über diese Berufung in die Codex-Kommission, räumt aber ein: «Aber natürlich haben Sie recht, wenn wir wollen, dass dabei etwas Rechtes herauskommt, müssen wir uns auch einsetzen, und müssen froh sein, wenn dies uns möglich ist» (Dö 405).

(emf)

3.4.2013

Erst die Kirche verstehen, dann der Kirche ein Gesetz geben

Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil sollte auch das Kirchenrecht grundlegend überarbeitet werden. Das hat schon Papst Johannes XXIII. bei der Ankündigung des Konzils so angemeldet. Die Überarbeitung galt besonders dem universal geltenden Kirchenrecht, das seit 1917 in einem positiv-rechtlichen Sinn gefasst war im *Codex Iuris Canonici* (CIC). So wurde 1963 eine Kommission eingesetzt, welche sich mit der

Überarbeitung des CIC zu befassen hatte. Der erste Beschluss dieser Kommission war so einfach wie wichtig: Man möge mit der konkreten Überarbeitung zuwarten, bis die Erkenntnisse des Konzils vorliegen. Nicht das Kirchenrecht leitete die Konzilsväter in ihren Überlegungen, sondern umgekehrt: Die Aussagen des Konzils, deren Vorstellung über die Kirche, ihre Aufgabe, ihre Stellung in der Welt, ihre innere Organisation etc. waren der Ausgangspunkt, auf dem das universale Kirchenrecht der lateinischen Kirche überarbeitet wurde. Insofern ist öfter davon die Rede, der überarbeitete CIC (in Kraft gesetzt am 25. Januar 1983) sei das letzte Konzilsdokument. In dieser Logik wäre er dann allerdings das zweitletzte Konzilsdokument, da man den 1990 promulgierten *Codex Canonum Ecclesiarum Orientalium* nicht vergessen darf.

(Claudius Luterbacher)

4.4.2013 (Heute vor 50 Jahren)

I. und II. Vatikanum – Stationen einer Kirche auf dem Weg durch die Zeit

Der italienische Franziskaner Umberto Betti (1922-2009) gehört zu den Theologen, deren Wirken und Werk den Weg der Kirche durch die Zeit veranschaulicht, auf dem die beiden Vatikanischen Konzilien entscheidende Stationen sind. Dass der am Antonianum lehrende Betti seine historischen und theologischen Kenntnisse in die Diskussionen des II. Vatikanums einbringen konnte, verdankte der Spezialist des I. Vatikanums nicht zuletzt seiner Beratertätigkeit für den Florentiner Erzbischof Ermenegildo Florit (1901-1985). Während die erste Sitzungsperiode für Betti noch wenig Arbeit mit sich brachte, änderte sich dies nach seiner Ernennung zum Peritus am 25. März 1963. Florit erteilte ihm Anfang April 1963 von Chiavari aus, wo er eine Bronchitis auskurierte, die er sich in Rom zugezogen hatte, erstmals mehrere Arbeitsaufträge im Hinblick auf die bevorstehenden Kommissionssitzungen. Am 4. April 1963 bat er ihn, «i punti più delicati» in einigen Schemata einer Analyse zu unterziehen. Die Zusammenarbeit zwischen Betti und Florit wurde in der Folge immer intensiver, Bettis Tätigkeit als Peritus erlangte nicht zuletzt für die konziliaren Aussagen zur Offenbarung und zur Kollegialität Bedeutung. In beiden Fällen eröffnete das II. Vatikanum für den weiteren Weg der Kirche durch die Zeit weitreichende pastorale und theologische Perspektiven. Betti selbst war nach dem Konzil u.a. Mitglied der Kommission « Glaube und Kirchenverfassung » des Ökumenischen Rates der Kirchen und wurde 2007 Kardinal.

Michael Quisinsky (Zitat in: Umberto Betti: Diario del Concilio. 11 ottobre 1962-Natale 1978. Bologna 2003, 17 bzw. 188).

5.4.2013 (Weiteres)

Was gerade zu Ende ging. Die Gegnerschaft der Kirche gegenüber der modernen Welt

Mit dem Konzil hat die Kirche ihre Beziehung zur Welt grundlegend erneuert. In drei kleinen Beiträgen skizziert Rainer Bucher den Weg der Kirche zu einer neuen Haltung gegenüber der Welt. (ab)

1791 hatte Papst Pius VI. seinen Gläubigen erklärt, die ganze «absurde Freiheitslüge» liefe darauf hinaus, die katholische Religion zu vernichten, widerspräche zutiefst Vernunft und Offenbarung (Enzyklika *Quod aliquantum* vom 10.3.1791).

Von der Französischen Revolution bis zum II. Vatikanischen Konzil stand die katholische Kirche in offener Gegnerschaft zum Projekt der bürgerlichen Moderne. Mit der

augustinischen Parole «Keine Freiheit für den Irrtum» vertrat man eine Staatsauffassung, die rechtspolitisch ständisch orientiert war, sich auf ein übergeschichtliches Naturrecht berief und die religiöse Einheitlichkeit des Staates und seine enge Verbindung mit der Kirche forderte.

Der Staat wurde als eine dem Menschen vorgegebene Ordnung definiert, in der die Einheit von Recht und Moral zu gelten habe. Das Individuum wurde von seiner Einbindung in diese Ordnung her gedacht, wahre Freiheit als Gehorsam gegen die von Gott vorgegebene Ordnung bestimmt. Diese Ordnung konnte interpretiert, nicht aber gestaltet werden. Sozialpolitisch war diese Staatsauffassung paternalistisch geprägt: Es waren die vorgegebenen Autoritäten, welchen es zukam, für das Wohl aller Mitglieder der Gesellschaft zu sorgen. Demokratie, Menschenrechte, Religionsfreiheit waren diesem Denken zutiefst fremd und verdächtig.

Die Enzyklika *Mirari vos* Gregors XVI. (1832), *Quanta cura* und der Syllabus errorum Pius' IX. von 1864 sowie die Dogmen des I. Vatikanums vom Iurisdiktionsprimat und der Unfehlbarkeit des Papstes waren Programmschriften einer konservativen kirchlichen Zentralisierung innerhalb der entstehenden liberalen Gesellschaft. Sie entwerfen das Projekt, die katholische Kirche als zeitlose Grösse über der Geschichte zu entwickeln. Der Zeitbezug wurde paradoxal auf einen Gegenbezug gestellt. Binnenkirchlich hatte dieses Projekt durchaus Erfolg, zumal die Innenbeziehungen der katholischen Kirche sehr gezielt auf das gläubige Individuum hin ausgerichtet wurden. Die Aussenrelationen der Kirche aber wurden über Konkordate als zwischenstaatliche Beziehungen organisiert.

(Rainer M. Bucher)

6.4.2013 (Weiteres)

Was gerade zu Ende ging. Risse im Projekt der pianischen Kirche

Anfang des 20. Jahrhunderts zeigten sich Risse im Projekt der Pianischen Kirche, vor allem im Bereich der wissenschaftlichen Theologie. Das Lehramt griff mit einer Reihe von Dekreten ein und verhinderte die Aufnahme moderner Wissenschaftsmethodiken und moderner philosophischer Ansätze in die katholische Theologie. Man sah die Gefahr, dass Glaube und Kirche zu einem Folgeprodukt des religiösen Subjekts und zudem geschichtlich relativiert würden. Die katholische Theologie litt in ihrer wissenschaftlichen Reputation bis zum II. Vatikanum an dieser lehramtlichen Disziplinierung.

Die Hierarchie war dabei auch gesellschafts- und kirchenpolitisch motiviert. Dies belegt schon die Enzyklika *Aeterni Patris* Leos XIII. aus dem Jahre 1879 mit ihrer ungemein wirkungsmächtigen Empfehlung der thomistischen Philosophie. Die damals vollzogene kirchenamtliche Abkehr von der zeitgenössischen Philosophie, die man als «Subjektivismus» und «Relativismus» etikettierte und auf den «Phänomenalismus» Kants zurückführte, geschah – nach einer Äusserung Jacques Maritains – in der Annahme, dass «das Problem der christlichen Philosophie und dasjenige einer christlichen Politik nur die spekulative und praktische Seite ein und desselben Problems bilden» (De Bergson à Thomas d'Aquin, Paris 1947, 134f.).

Aber nicht nur in der wissenschaftlichen Theologie, auch in der institutionellen Struktur der Kirche wie in der Glaubenspraxis der Einzelnen lagerten Sprengsätze für die pianische Sozialform der Kirche. Denn deren relative Stabilität beruhte auf der Abwehr von Pluralitätsirritationen durch sehr spezielle, sehr heikle Balancen von Vereinheitlichung und kontrollierter Pluralisierung in Frömmigkeitsformen und kirchlichen Strukturen.

Jugendbewegung, Liturgische Bewegung, Ökumenismus und Bibelbewegung entstehen als von qualifizierten Basisminderheiten getragene Projekte, als der eigentliche, von der Universitätstheologie getragene «Modernismus» innerkirchlich vorerst kalt gestellt war.

Sie entstehen als praktische Kritik der pianischen Sozialform von Kirche quer zu ihren fein austarierten Balancen.

(Rainer M. Bucher)

7.4.2013 (Weiteres)

Was gerade zu Ende ging. Der neue Ort der Kirche ist Aussen

Johannes XXIII. spürt, dass jene Form, in die sich die katholische Kirche intellektuell wie institutionell geflüchtet hatte, nicht mehr in der Lage ist, den Herausforderungen des 20. Jahrhunderts gerecht zu werden. Johannes XXIII. hatte viel erlebt, was ihn zu dieser Einsicht brachte und er benennt es auch: die Emanzipation der Frauen, den sozialen Aufstieg der Arbeiter, die Autonomiebestrebungen der kolonialiserten Völker, die Neubewertung des Krieges angesichts der Atombombe, den Sieg der westlichen Demokratien, den Aufbruch der modernen Wissenschaften in Technik und Geisteswissenschaften. Und er hatte die Katastrophen des 20. Jahrhunderts erlebt, zwei Weltkriege mit zwei mörderischen Ideologien und allem Bösen voran: den europäischen Judenmord.

Johannes XXIII. sieht, dass die bisherigen Reaktionen der katholischen Kirche auf all das nicht wirklich zukunftsfähig sind, vor allem nicht ihr forcierter Antimodernismus, der moderne Wissenschaftsmethodiken aus der Theologie ausschloss, die moderne freiheitliche Gesellschaft als Feind der Kirche wahrnahm und auf die Herausforderung der Weltkriege mit stiller Diplomatie auf der Basis von Neutralität regierte, und das hiess öffentlich: mit Schweigen - eben auch zum Holocaust.

Johannes spürt, dass die bisherigen kirchlichen Reaktionsmechanismen nur das kirchliche Innen erreichen, aber nicht das gesellschaftliche Aussen. Denn dieses Aussen wurde von der Kirche in seiner modernen Verfassung nicht wirklich akzeptiert. Es ist ihm geistlich ein ungläubiger und daher verworfener Grund und politisch ein Objekt zwischenstaatlicher Diplomatie. Für Johannes und das Konzil ist das Aussen der Kirche aber nicht verworfen, sondern der Ort, wo der geistliche Auftrag der Kirche zu sich selber kommt und ist es politisch nicht nur ein Ort der zwischenstaatlichen Diplomatie, sondern der Realisation der Menschenrechte.

(Rainer M. Bucher)

8.4.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ein Abschnitt über die Protestanten

Wie bereits am 24.2.2013 <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m93834> dargestellt wurde, gestaltet sich die Arbeit am Schema über die Ökumene schon deswegen schwierig, weil es ein Kompetenzgerangel zwischen dem Sekretariat für die Einheit und der Kommission für die Ostkirchen gibt. Auf der Ebene der Texte stellt sich die Frage, ob ein Kapitel über die Orientalen im Schema über die Ökumene nicht durch das Schema über die orientalischen Kirchen überflüssig wird. Die Koordinierungskommission entscheidet jedoch im März, dass das entsprechende Kapitel im Text über die Ökumene beibehalten werden soll. Da diese Entscheidung vor allem einem plötzlichen Sinneswandel von Kardinal Cicognani zu verdanken ist, kann vermutet werden, dass Papst Johannes XXIII., der bei der Diskussion über den Textentwurf *De oecumenismo* anwesend war, Cicognani umgestimmt hat (vgl. A 2,451).

Damit verbunden wird aber nun ausserdem beschlossen, dass es einen ähnlichen Abschnitt auch für die Protestanten geben soll. In einem Brief vom 8. April 1963 bittet

Gerhard Gruber, der Konzilssekretär Kardinal Döpfners, Heinrich Fries im Auftrag Döpfners, bis zum Folgetag (!) eine Vorlage zu diesem Abschnitt zu erarbeiten.

Tatsächlich kann Döpfner bereits am 9. April einen solchen Entwurf an Augustin Kardinal Bea senden. Am selben Tag schreibt Jan Willebrands im in derselben Sache.

(emf)

9.4.2013 (Heute vor 50 Jahren)

De oecumenismo: viel Segen für die Kirche

Am 9. April 1963, demselben Tag, an dem Kardinal Döpfner den Textentwurf für einen Abschnitt über die Protestanten an Augustin Kardinal Bea sendet, schickt dessen Sekretär Jan Willebrands einen vergleichbaren Entwurf an Kardinal Döpfner.

Kardinal Döpfner schreibt in seinem Begleitbrief zum Entwurf, er habe Prof. Heinrich Fries für diese Angelegenheit konsultiert, und dieser habe nachdrücklich die Meinung vertreten, «der Abschnitt für die Protestanten müsse, damit nichts versäumt und den Protestanten kein Anlass zur Klage gegeben werden, dem Kapitel für die Ostkirchen in Umfang und Anlage in etwa entsprechen» (Dö 407).

Am 16. April 1963 wird Döpfner Jan Willebrands antworten und dessen ebenfalls am 9. April 1963 versandten Entwurf begrüßen: «Nun sehe ich zu meiner grossen Freude, dass in Ihrer neuen Vorlage das Problem in einer sehr glücklichen und vorzüglichen Weise gelöst ist. Ostkirchen und Protestanten sind gleichmässig behandelt und die Aussagen über die letzteren entsprechen ganz den Vorstellungen, die ich von Anfang an hatte. Ich bin also mit dem vorliegenden Text durchaus einverstanden und würde mich freuen, wenn er bald gedruckt und den Vätern zugeleitet werden könnte. Ich hege die Hoffnung, dass das Schema *De Oecumenismo* eines der bedeutungsvollsten Dokumente des II. Vatikanischen Konzils werden und viel Segen für die Kirche bringen wird» (Dö 412).

(emf)

10.4.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Franz Kardinal König bei József Kardinal Mindszenty

Am 10. April 1963 stattete einer der wichtigsten Konzilsväter, Franz Kardinal König, der aufgrund seiner Sprachkenntnisse zahlreiche Kontakte in den Osten pflegte und Brückenbauer zu orthodoxen und altorientalischen Kirchen und zu römisch-katholischen Diözesen im sozialistisch-kommunistischen Osten war, dem bedrängten Kardinal Mindszenty einen Besuch in Budapest ab. Mindszenty hielt sich dort seit November 1956 als Asylant in der amerikanischen Botschaft auf. Mit dem 10. April 1963 begann Kardinal König eine Reihe von Besuchen, die es ihm ermöglichten Kardinal Mindszenty über das Konzil zu informieren und in direktem Auftrag von Johannes XXIII. dessen Interesse und Sorge um den ungarischen Kardinalprimas mitzuteilen.

Diese Tradition der Entsendung Königs zu Mindszenty führte auch Paul VI. weiter, wobei aber Mindszenty wenig Interesse an den Konzilsdokumenten gezeigt haben soll. Dem späteren Wunsch des Heiligen Stuhls, Ungarn zu verlassen und ins Exil zu gehen, widersetzte sich Mindszenty bis 1971, der im Banne seines ungarischen Schicksals blieb und sich auch der 1973 aus politischen Gründen durch den Heiligen Stuhl erfolgten Absetzung als Bischof und Primas von Ungarn widersetzte.

(ufw/A II, 673f)

11.4.2013

***Pacem in terris* – der Durchbruch zu einem anderen Papsttum**

Wer sich an alle wendet, muss etwas zu sagen haben, in dem alle sich wiederfinden. Dem folgte Johannes XXIII. mit seiner letzten Enzyklika. Das war aber schwer, weil sein Amt von einem Diskurs beherrscht war, die Katholiken im Glauben auf Kosten anderer zu stärken. Darin war das moderne Papsttum gefangen, seit es an Robert Bellarmins (+ 1621) Kontroversen Mass nahm. Es galt, die Gegner genau zu kennen und ihre Schwächen zu identifizieren, um so die eigenen Stärken herauszustellen. Dieses Papsttum wollte sich primär mit eigener religionsgemeinschaftlicher Souveränität ausweisen. Wer dem in der Kirche nicht folgte, galt dem Modernismus verfallen.

Pacem in terris ersetzt diesen Diskurs mit einer Aufmerksamkeit auf Probleme, vor denen alle Menschen stehen wie dem in der Kuba-Krise gefährdeten Weltfrieden, und mit dem Respekt vor Lösungen, die ausserhalb der Kirche bereits gefunden waren wie den Menschenrechten. Statt auf Schwächen zu schielen, setzt Johannes XXIII. bei der gefährdeten Würde an, um deren Anerkennung heutige Menschen gesellschaftlich ringen. Das ist ihre Stärke, der die Kirche nicht ausweichen darf. *Pacem in terris* nennt dieses Ringen – nur in der italienischen Publikation – ‚Zeichen der Zeit‘. Erst an ihnen kristallisieren sich kirchliche Botschaften, die dem Evangelium Bedeutung bei allen Menschen geben können. Ohne sie kommt kein Papst über geistreiche religiöse Verlautbarungen hinaus.

Hier beginnt ein anderes Papsttum. Päpste können mit dieser Strategie zu global anerkannten Repräsentanten des religiösen Kapitals der Menschheit werden, aber daran auch scheitern. Dem Konzil war damit ein Weg aus der Sackgasse der innerkirchlichen Kontroversen gewiesen, in die es sich in der ersten Intersession verstrickte. Erst nach dem Geniestreich von *Pacem in terris* näherte es sich langsam dem inhaltlichen Niveau der globalen Aufmerksamkeit, von der seine Akteure überrascht worden waren.

(Hans-Joachim Sander)

12.4.2013

«*Pacem in terris*»

Sie ist das Vermächtnis Johannes XXIII.: die Friedensenzyklika *Pacem in terris*, die der schwer kranke Papst an Gründonnerstag 1963, am 11.4.1963, veröffentlichte. *Pacem in terris* war nichts weniger als eine Revolution – erstmals wandte sich ein Papst mit einer Enzyklika nicht nur an Hierarchie, Klerus Christgläubige, sondern an alle Menschen guten Willens. Erstmals bekannte sich ein kirchenamtlicher Text deutlich zu den Menschenrechten und erteilte der Lehre vom gerechten Krieg eine Absage.

Die Bedeutung eines Textes entscheidet sich mit seiner Rezeption. Für diese Enzyklika Johannes XXIII. sind hier zunächst die Konzilstexte zu nennen: die Pastorkonstitution *Gaudium et spes* wird zwölfmal auf diese Enzyklika verweisen; die Rede von den *Zeichen der Zeit* begegnet mehrmals wörtlich und noch öfter der Sache nach in den Konzilsdokumenten.

Bei anderen Konfessionen und Nichtchristen stiess die Enzyklika auf eine positive Resonanz und sie regte verschiedentlich zur künstlerischen Auseinandersetzung an. Noch 1963 vertonte der französisch-jüdische Komponist Darius Milhaud Auszüge der Enzyklika in einer Chorsymphonie (op. 404; auf youtube zu hören).
<http://www.youtube.com/watch?v=Joe2N8kN3xE>

Der amerikanische Künstler Frederick Franck, der das Konzil als selbsternannter «Outsider im Vatikan» in Zeichnungen festgehalten hat, war von ihrer verständlichen

Sprache ebenso angetan wie davon, dass sie kaum Verurteilungen aussprach. «Die Kirche wird wieder einleuchtend und sachdienlich, zumal sich ihre Ablehnung auf Rechtlosigkeit, Grausamkeit, Dummheit schlechthin und auf den Missbrauch atomarer Energie beschränkt»). Unmittelbar nach der Rückkehr aus Rom begann er 1966 mit den Arbeiten an einem «transreligiösen» Skulpturengarten in Warwick (NY), den er Johannes XXIII., Albert Schweitzer und Daisetz T. Suzuki widmete und *Pacem in terris* nannte.

Vielleicht bricht gegenwärtig eine neue innerkirchliche Phase der Rezeption an. Papst Franziskus hat jedenfalls am 1. April mit Erzbischof Loris Francesco Capovilla, dem einstigen Sekretär Johannes XXIII., telefoniert und augenscheinlich auch über das Jubiläum der Enzyklika gesprochen.

(Regina Heyder, Quelle: Frederick Franck, *Ein Outsider im Vatikan*, Stuttgart 1966, 105f).

13.4.2013

«Dass die Frau am öffentlichen Leben teilnimmt»

Frauenfrage, Frauenbewegung, Emanzipation – keines dieser Substantive gibt genau wieder, was die Enzyklika *Pacem in terris* an zweiter Stelle unter den «Zeichen der Zeit» anführt: «dass die Frau am öffentlichen Leben teilnimmt [...] Die Frau [...] nimmt vielmehr sowohl im häuslichen Leben wie im Staat jene Rechte und Pflichten in Anspruch, die der Würde der menschlichen Person entsprechen.»

Vielleicht kann man sich am besten über die Grammatik diesem «Zeichen der Zeit» nähern: Frauen sind gleichberechtigte Subjekte und Akteurinnen des öffentlichen wie privaten Lebens geworden (der lateinische Text der Enzyklika verwendet übrigens den angenehmeren Plural *mulieres*).

Für Katholikinnen wurde diese Passage schnell zu einem wichtigen Referenzpunkt; kaum eine katholische Publikation zu Frauenthemen verzichtete auf ein Zitat. Für die Theologin Elisabeth Gössmann war 1968 klar: «Den Boden für den Geist des Konzils bereitete ohne Zweifel die Enzyklika *Pacem in terris* von Papst Johannes XXIII.»

Wie sehr wiederum die Friedensbotschaft der Enzyklika bewegen konnte, berichtet die österreichische Friedensaktivistin Hildegard Goss-Mayr. Rund 70 Frauen der Bewegung «Women Strike for Peace», Gläubige und Nichtgläubige von vier Kontinenten, seien nach Rom gekommen, um Johannes XXIII. für die Enzyklika zu danken. Zunächst bemühte sich die Gruppe vergeblich um eine Audienz beim Papst, weil im Vatikan, anders als in der Enzyklika, nichtgläubige Friedensaktivisten nicht als Menschen guten Willens galten, sondern als Kommunisten verdächtigt wurden. Jean Goss und Hildegard Goss-Mayr wurden um Vermittlung gebeten; mit Hilfe von Kardinal Bea kam es schliesslich zur Teilnahme an einer Audienz und zur Begegnung mit Johannes XXIII.

(Regina Heyder; Quelle: Hildegard Goss-Mayr, *Wie Feinde Freunde werden. Mein Leben mit Jean Goss für Gewaltlosigkeit, Gerechtigkeit und Versöhnung*, Münster 2008, 67-70).

14.4.2013 (Aktuelle Bezüge)

Ein Leitungsrat für die Kirche

Die Frage, wie die Bischöfe der Weltkirche in die Leitung der Kirche einbezogen sein können, zählte zu den hauptsächlichen Diskussionspunkten des II. Vatikanischen Konzils. Hat der Episkopat – das Bischofskollegium – teil an der universalen Leitung der Kirche? In welchen Formen könnte diese Verantwortung wahrgenommen werden?

Wie schwer sich manche mit solchen Überlegungen taten, zeigt schon der Blick auf Vorgänge, die hier im Konzilsblog bereits beleuchtet wurden, so die subtile Frage, ob

Petrus und die Apostel überhaupt gemeinsam als Fundament der Kirche bezeichnet werden können (9.3.2013 <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m93854>) und ob überhaupt von einem Bischofskollegium die Rede sein soll (11.3.2013: <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m96987>).

Im Vergleich zu diesen Disputen in den Kommissionen äussern sich manche Bischöfe sehr viel entschiedener. So hält es Bischof Paulus Rusch von Innsbruck unter Berufung auf Joh 20,23 und Mt 28,19-20 für eindeutig, dass Jesus Christus «dem Kollegium besondere Vollmachten gegeben hat, und zwar Vollmachten, in denen das Recht der Kirchenleitung klar enthalten ist» (Ko 43-45). Der koptisch-unierte Bischof Isaac Ghattas von Theben rekurriert am 10.10.1963 auf das «von Papst Paul VI. bereits in seiner Rede vom 21. September angedeutete Projekt, eine gewisse Zahl seiner Brüder an der Verantwortung für die Regierung der Kirche zu beteiligen. [...] Dieser Bischofsrat, dieser Senat, so möchte ich sagen, hätte den Vorteil, das Prinzip der Kollegialität in die Struktur der Kirche einzutragen» (AS 2/2,417). Der koptische Bischof denkt dabei insbesondere an die Patriarchen des Ostens. Er bezieht sich auf die Worte Pauls VI. aus der Eröffnungsansprache für die zweite Konzilssession: «Obwohl Wir in der Ausübung dieser universalen Sendung von Christus mit der Fülle und dem rechten Mass an Gewalt ausgestattet worden sind, so können Wir Uns dabei, wie ihr wisst, doch zur Hilfe und Unterstützung weitere Kräfte zugesellen, wenn die geliebten und ehrwürdigen Brüder im Bischofsamt nach einem noch entsprechend festzulegenden Modus eine wirksamere und in bezug auf die übernommenen Aufgaben bewusstere Mitarbeit anbieten werden» (AS 2/1,190f).

Auch andere Bischöfe postulieren ein solches Gremium, das zusammen mit dem Papst an der universalen Leitung der Kirche teilhaben sollte. So tut Laurean Kardinal Rugambwa am 8.11.1963 im Namen der Bischöfe Afrikas und Madagaskars kund, die afrikanischen Bischöfe wünschten «möglichst bald die Gründung jenes Leitungsrates der universalen und ganzen Kirche, welcher ein wirksames Zeichen der Ausübung der bischöflichen Kollegialität sein wird» (AS 2/3,621).

Die Einberufung einer beratenden Gruppe von 8 Kardinälen von allen Kontinenten durch Papst Franziskus (13.4.2013) ist eine Antwort auf solche Desiderate.

(emf)

15.4.2013

Zensur in Sachen Gewissen

Die Enzyklika *Pacem in terris* gibt noch lange zu reden. Am 5. Juni 1963 begegnet Jan Willebrands, Sekretär des Sekretariates für die Förderung der Einheit der Christen, dem Theologen Pietro Pavan, der während der Konzilsjahre als Dozent für Moraltheologie an der Lateranuniversität und als Konzilsberater tätig war.

Er hatte an der Enzyklika *Pacem in terris* mitgewirkt und erzählt Jan Willebrands, dass im Text der Enzyklika an Stellen, wo von der «Natur» die Rede ist, ursprünglich der Begriff «Gewissen» gestanden habe. «Gewisse Personen haben diese Veränderung vorgenommen, weil sie der Ansicht waren, dass das Gewissen die Basis für Subjektivismus ist!».

Viele Abschnitte, vor allem über die Unterscheidung zwischen dem Irrtum und der irrenden Person (Nr. 83), stammten von Papst Johannes XXIII. selbst.

(emf; zit. nach: *Les Agendas conciliaires de Mgr J. Willebrands Secrétaire du Secrétariat pour l'unité des chrétiens. Traduction française annotée par L. Declerck. Leuven: Maurits Sabbibliotheek, 2009 [Instrumenta Theologica 31] 27*)

16.4.2013 (Personen)

Selbst zu Russen freundlich

Mario von Galli SJ war als Korrespondent des Deutschen Rundfunks tätig. Eine Anekdote über ihn brachte frühzeitig zum Ausdruck, was in *Pacem in terris* dann von Johannes XXIII. formuliert wurde. Galli soll es gelungen sein, während der Eröffnungsfeierlichkeiten des Konzils trotz der strengen Bewachung nicht nur die ganze Peters-Basilika zu erkunden, sondern bis zu den vatikanischen Grotten vorzudringen, die für die Fernsehsprecher reserviert waren. In einem dunklen Gang sei er auf einen päpstlichen Gendarmen gestossen. Galli konnte «furchterregend» erscheinen. «Seine sehr originelle Auffassung von dem, was man klerikale Kleidung nennt, machte ihn noch gefährlicher. So klang es barsch: <Ist das ein Russe?> Er antwortete: Herr Gendarm, bei der Eröffnung des Ökumenischen Konzils muss man selbst zu Russen freundlich sein» (P. Fransen).

(Giancarlo Collet)

17.4.2013 (Personen)

Mario von Galli SJ – ein publizistischer Theologe

«Die Fachtheologen, die nach den Gesetzen der Wissenschaft arbeiten, waren und sind nur schwer zu bewegen, einem religiösen Ereignis in der Publizistik Ausdruck zu geben. Dabei hat es sogar einmal eine Theologie gegeben, die die Kirche einfachhin als <Ereignis> aufgefasst wissen wollte. Gerade weil Galli Theologe ist, vermochte er mehr als andere Leute das innere Geschehen der konziliaren Versammlung mitzuerleben und mitzuleiden. Sein Engagement geht in die Tiefe. Er schreibt nicht über eine Sache, sondern hat Anteil daran! Seine grundtiefe Kenntnis theologischer Streitfragen verschafft ihm eine Freiheit der Aussage, die von Unkundigen schon beinahe als Respektlosigkeit aufgefasst werden könnte. Der Kundige liest das mit Schmunzeln» (F. Lorenz).

(Giancarlo Collet)

18.04.2013

Die Pille wird eingeführt – ein Ernstfall der Moderne für das Konzil

Ein Österreicher hatte die Idee zuerst: Frauen sollten Hormone einnehmen, um den Eisprung zu verhindern. Im Hintergrund standen damals – 1919 – sog. eugenische Überlegungen; minderwertige Nachkommenschaft sollte verhindert werden.

Als die Forschung in den 1950er Jahren in den USA weitergetrieben wurde, waren es nicht zufällig Frauen in Puerto Rico, an denen das Präparat getestet wurde. Im Hintergrund stand die Sorge vor einer Welle der Armen (und womöglich kommunistischen Armen) aus dem Süden, die man auf die USA zukommen sah.

1960 wurde die sog. Anti-Baby-Pille in den USA eingeführt. 1963 wurde sie auch in Westdeutschland zugelassen. Heute geht man davon aus, dass dort die Zahl jährlicher illegaler Abtreibungen bei 1,5 Millionen gelegen habe. Es gab also schon lange grosse Probleme in Sachen Liebesleben, Sexualität und Schwangerschaften, aber diese Probleme wurden heimlich «gelöst».

Die Zulassung der Pille geschah in einer gespaltenen Gesellschaft. 45% der Westdeutschen waren 1963 gegen die Erlaubnis der Pille in Deutschland – und 43% dafür. Die gleiche Umfrage zeigte ein anderes Bild, wenn gefragt wurde, ob die Pille z.B. in Indien zur Geburtenregelung eingeführt werden solle. Hier waren plötzlich 63% für die

Erlaubnis der Pille. Unehrlichkeit in Sachen Sexualität und Moral wurde mehr als deutlich. Die Pille jedenfalls hat sich durchgesetzt. In Westdeutschland hat sich die Geburtenrate bis 1978 halbiert. Dabei ist die Pille bis heute umstritten geblieben. Die Gemengelage aus politischen, medizinischen, sexuellen, moralischen, geschlechterbezogenen, gesellschaftlichen, kulturellen und anderen Dimensionen macht es schwer, eine differenzierte Position zu formulieren.

Ob die Konzilsväter die Ambivalenz der modernen Welt und ihrer Konsequenzen wohl geahnt haben?

(ab)

19.04.2013

Der Verlust der Deutungshoheit

Ausgerechnet die Pille wurde zum Synonym für den Verlust klarer Deutungshoheiten. Während die einen die Pille als Befreiung feierten, sprachen die anderen von der «Grünen Bombe», so die Bild-Zeitung. In der katholischen Kirche ist die Pille zum sichtbaren Angelpunkt des Zerbrechens jeder zentralistischen Deutungshoheit in der Spätmoderne geworden. Zwar sollte Paul VI. noch einmal versuchen, ein Machtwort zu sprechen, aber angesichts der übergrossen Komplexität der Frage wurde das Thema schon früh vielerorts in den Bereich der individuellen Gewissensfreiheit zurückverwiesen.

Das Zweite Vatikanische Konzil suchte den Weg der Kirche in die Moderne. Dabei kamen die Konzilsväter nicht mehr um die Frage der unhintergehbaren Pluralität der Deutungs- und Orientierungsangebote für das Leben in einer Welt im Wandel herum. Gewissensfreiheit, Menschenrechte und Religionsfreiheit wurden damit auch innerkirchlich zu grossen, aber notwendigen Herausforderungen.

Die Pillenfrage begleitete das Konzil in diesem Suchprozess fast von Anfang an und sie begleitet die Versuche der Kirche, sich in der modernen Welt zu behaupten, bis heute. Nicht zufällig hat diese Frage, zusammen mit anderen aus dem Feld der Sexualmoral, oftmals den Charakter einer Testfrage, wenn es um die Modernitätsfähigkeit der Kirche geht – und um die Einschätzung der Bedeutung des Konzils für die Kirche.

(ab)

20.4.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ökumene auf Sendung

Der erfahrene Ökumeniker Johannes Willebrands verfügte über ein gut gefülltes Adressbuch, das ihm in seiner Eigenschaft als Sekretär des von Augustin Kardinal Bea geleiteten Einheitssekretariats äusserst nützlich war. Zahlreiche Begegnungen während des Konzils zeugten davon. Am 20. April 1963 empfing er – nach einem Besuch bei Kardinal Cicognani und einem weiteren Besuch beim Metropoliten Slipyj – vier Jesuiten: René Rouquette, Raymond Bréchet, Albert Ebner und Mario von Galli. Besonders bekannt ist bis heute das Engagement Mario von Gallis (<http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m99087>), des Chefredakteurs der Zürcher Zeitschrift Orientierung, der u.a. durch zahlreiche Reden und Radiobeiträge für das Konzil begeisterte. In der französischsprachigen Schweiz spielten die Konzilsbeiträge in der Zeitschrift Choisir eine wichtige Rolle, deren Redakteur Bréchet war. Weniger bekannt dürften hierzulande dessen Beiträge für Radio Canada sein. Wie von Galli und Bréchet war auch Albert Ebner, Professor am Institut für weltanschauliche Fragen in Zürich, ökumenisch engagiert. So wichtig die ökumenischen Aktivitäten auf dem Konzil

selbst waren, so entscheidend wurde für die Rezeption des Konzils nicht zuletzt auch jene ökumenische Sensibilisierung, für die das Engagement der genannten Jesuiten in Presse und Rundfunk entscheidende Beiträge leistete.

(*Michael Quisinsky; vgl. Wil 13*).

21.4.2013 (Personen)

Sebastian Tromp SJ (1889–1975)

Der Name Sebastian Tromp ist im Konzilsblog bereits in 16 Beiträgen erwähnt worden, ein Beleg dafür, wie wichtig das Wirken dieses Jesuiten in den Konzilsvorbereitungen und während der ersten Konzilssession war. In den nächsten Tagen soll Tromps Leben und Wirken sowie dessen theologische Ausrichtung noch etwas genauer angeschaut und eingeschätzt werden.

Der am 16. März 1889 in Beek (Limburg) geborene niederländische Theologe trat 1907 in den Jesuitenorden ein und absolvierte philosophische, philologische und theologische Studien in Oudenbosh, Amsterdam und Maastricht, bevor er 1925–1926 Theologie an der Päpstlichen Universität Gregoriana studierte, wo er danach gleich drei Dokortitel erwarb (die dafür benötigten Leistungen sind nicht mit dem heutigen Aufwand für eine Doktorarbeit vergleichbar). 1929–1960 dozierte er an der Gregoriana, der sicher bedeutensten kirchlichen Universität Roms, Fundamentaltheologie und Religionsgeschichte. Wie bei guten oder zumindest auffälligen römischen Professoren üblich stand er auch für Tätigkeiten zugunsten der römischen Kurie zur Verfügung. Besonders erwähnenswert ist sein Beitrag zur Enzyklika *Mystici corporis* aus dem Jahre 1943. In Sachen Konzil leistete er als Sekretär der vorbereitenden Theologischen Kommission von der Kurie wichtige Vorarbeiten, wo er aber durch den Sekretär des Heiligen Offiz, Kardinal Alfredo Ottaviani, zu dem er ein schwieriges Verhältnis hatte, auch eingeschränkt wurde. Am Konzil selbst erlebten ihn, nun Sekretär der Theologischen Kommission, Konzilsväter und Theologen der Konzilsmehrheit als sehr selbstbewusst, ja autoritär; Tromp versuchte besonders das Wirken des Sekretariats für die Einheit der Christen möglichst einzuschränken (siehe Konzilsblog 26. Juli 2012/24. September 2012 usw.). Seine Zeit als einflussreiche Person lief zu Beginn der zweiten Konzilssession ab. Er verstarb 1975 in Rom.

(*ufw/vgl. Michael Quisinsky/Peter Walter: Personenlexikon zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Freiburg-Basel-Wien 2012, S. 274f*)

22.4.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Versand der Texte für die zweite Konzilssession

Nach geleisteter Arbeit der verschiedenen Konzilskommissionen und der Koordinierungskommission bestimmt Papst Johannes XXIII. am 22. April 1963, dass elf Texte bereits an die Konzilsväter verschickt werden sollen, darunter die gewichtigen Texte über die Offenbarung, die Kirche und den Ökumenismus ebenso wie Entwürfe zu den Themen Laienapostolat, Bischöfe und die Ordensleute. Sinn der Versendung dieser Dokumente vor der zweiten Konzilssession ist es, den Bischöfen die Möglichkeit zu geben, Anmerkungen, Verbesserungsvorschläge und Anregungen zu diesen Texten zu geben. Dafür wird Zeit bis spätestens Juli eingeräumt (vgl. A 2,593).

Umso mehr ist Papst Johannes XXIII. ungeduldig, dass diese Aussendung möglichst bald geschieht. «Nachdem der Monat Mai begonnen hat, versteht Johannes XXIII. nicht, weshalb die versprochene Aussendung noch immer nicht stattgefunden hat [...] De facto

erfolgt der Versand der ersten sechs Schemata durch Felici dann erst am 21. Mai» (Jan Grootaers, in: A 2,597f).

(emf)

23.4.2013 (Personen)

Karl Lehmann: Begegnung mit Pater Sebastian Tromp am Vorabend des Konzils

Im September 1962, unmittelbar vor Konzilsbeginn, war Lehmann bereits ein kleines «Privatissimum» zuteil geworden: Als er nach den Ferien des Nachts mit dem Zug von Freiburg nach Rom zurückfuhr, identifizierte er im Morgengrauen einen Mitreisenden, der ihm schon die ganze Nacht gegenüber gesessen hatte. Es war der berühmte Pater Tromp. Zaghaft kam der Student mit ihm ins Gespräch, natürlich über das bevorstehende Konzil. Einige Sätze des Paters weiss er bis heute auswendig: «Wir haben alles vorbereitet. Es fehlt ja auch fast nichts mehr an der vollendeten Synthese des katholischen Glaubens; nur der Monogenismus [also die Abstammung des Menschengeschlechts aus einem einzigen Paar] muss noch definiert werden. Die Herren [gemeint waren die Bischöfe] werden in Rom nicht so lange zu tun haben. Sie werden bald sehen, dass man die Vorlagen nicht besser machen kann, werden rasch unterschreiben und wieder nach Hause fahren. Die Kirche hat ja auch nichts anderes als einen Sack voll von Wahrheiten. Den wird sie von Zeit zu Zeit etwas schütteln, Dann wird manches wieder mehr nach oben kommen. Aber es ändert sich nichts. Dies wird sich auch beim Konzil erweisen.»

(Barbara Nichtweiss, *Karl Lehmann: Bausteine zu einer Biografie*, in: *Karl Kardinal Lehmann 2001. Dokumentationen, Erinnerungen und Informationen zur Kardinalserhebung des Bischofs von Mainz, Mainz 2001, 119-171, hier 138; Regina Heyder*)

24.4.2013 (Heute vor 50 Jahren)

«Laien» und ihre produktive Konzilsverunsicherung

Nur mündlich fasste man zwischen den ersten beiden Konzilssessionen den Beschluss, «Laien» in die Beratungen über Konzilstexte einzubeziehen. Die erste Konsultation im Februar 1963 verlief in grosser Heimlichkeit: «Die Leiter [Laien] des Komitees der Internationalen Kongresse für das Laienapostolat hatten sich ohne irgendeine sichtbare Verbindung zu den Arbeiten der Konzilskommission zu einer normalen Sitzung in Rom versammelt. Bei dieser Gelegenheit statteten die Experten der Kommission dem Treffen [...] einen «Besuch» ab, um sich mit den Komiteeleitern zu unterhalten. «Alles geschah so, als hätte die Beratung zufälligerweise stattgefunden.» Doch es versteht sich von selbst, dass diese erste Konsultation keine *Creatio ex nihilo* war.» (A2, 527)

Erst das zweite Zusammentreffen war offiziell. Vom 24. bis 26. April 1963 waren Laien als *Periti* an der Vorbereitung des Schemas XVII (aus dem nach langen Auseinandersetzungen die Pastorkonstitution *Gaudium et spes*, «Über die Kirche in der Welt von heute», hervorging) beteiligt. Frauen hatten auch hier noch keinen Zugang. Sie wurden erst später berücksichtigt.

Inhaltlich ging es um das Verständnis der «Katholischen Aktion» im Selbstverständnis der Kirche. Sollte dieser Begriff weiterhin das organisierte Auftreten von kirchlichen Laienbewegungen zum Ausdruck bringen, die in enger Bindung an die Hierarchie kooperierten? Oder sollte man mit Kardinal Suenens den Begriff breiter verstehen, nämlich als Ausdruck der grundsätzlichen Sendung, des Apostolats der Laien, das in den

Bewegungen einen Ausdruck findet, sich aber nicht darin erschöpft? Noch hatte die Kirche kein überzeugendes Konzept für die Laien gefunden.

(ab; A 2,520 – 530)

25.4.2013 (Rezeption)

«Laien» oder «Getaufte»?

Die Konzilsväter waren spürbar verunsichert durch die Präsenz von Laien beim Konzil. Sollte dadurch der – seitens der Bischöfe gerade erst wieder gewonnene – grössere Einfluss im Lehramt der Kirche relativiert werden? Andererseits wurde mehr und mehr deutlich, dass die Kirche in der modernen Welt nicht nur durch die Hierarchie vertreten werden konnte. Ohne Laien würde die Kirche in der Welt stumm werden. Die ersten Gesprächskontakte des Konzils waren von Unsicherheit geprägt – und sie waren heimlich. Im Hintergrund stand immer auch die Anfrage an die Autorität, die Rolle, den Vorrang der Bischöfe bzw. der Kleriker vor den Laien. Wer darf was tun? Wer kann mit welcher Autorität sprechen? ...

Die Konzilsväter waren angesichts der Präsenz der Laien mit einer zentralen Frage konfrontiert, die zuvor kaum so massiv gestellt worden war: Wer gehört mit welcher Würde, mit welcher Berufung und mit welcher Kompetenz zur Kirche? Die Kirche der Piuspäpste liess sich in weiten Teilen noch als eine Klerikerkirche verstehen. Die übrigen Katholikinnen und Katholiken galt es lediglich zu versorgen – und im Gegenüber zur modernen Gesellschaft zu organisieren; immer unter aufmerksamer Kontrolle der Hirten. Mit dem vermehrt aufkommenden Begriff «Laie» bekamen die bislang wenig theologisch und ekklesiologisch in den Blick genommenen Gläubigen einen Begriff verpasst. Jetzt hatten sie einen Kategoriennamen. Insbesondere die Konstellation Priester-Laien hat in den Folgejahrzehnten eine grosse Karriere erlebt. Trotz des Bekenntnisses zu gleicher Würde von Klerikern und Laien blieb oftmals der Unterschied im Vordergrund. Vermehrt wird heute Kritik am Begriff «Laien» geübt. Er stellt der Kategorialisierung «Kleriker» lediglich eine andere Kategorie gegenüber. Dabei lässt sich der Eindruck des Vorranges der Unterschiedenheit vor der fundamentalen Gleichheit kaum verhindern. Etliche Theologen lehnen heute den Begriff «Laien» ab. Sie greifen auf das gemeinsame Fundament zurück: die Taufe. «Getaufte» bilden die Kirche.

(ab)

26.4.2013 (Personen)

Wahrheit als erste pastorale Pflicht

Das Auftreten von Papst Johannes XXIII., der in seinen Begegnungen Wert darauf legte, gütig zu wirken und jede Belehrung zu vermeiden, kollidierte offensichtlich mit dem Verhalten von Pater Sebastian Tromp SJ, dem Sekretär der Theologischen Kommission des Konzils. In einem Interview über die erste Session 1962 und die darauf folgende Inter-session äusserte sich Tromp bezüglich der vieldiskutierten pastoralen Ausrichtung des Konzils folgendermassen: «Für mich ist die erste pastorale Pflicht, die Wahrheit zu sagen, die klare, deutliche Lehre wiederzugeben und hinzuweisen auf Gefahren und Irrtümer zurückzuweisen. Auch darin zeigt sich die Kirche in ihrer ganzen Güte. Es besteht kein Gegensatz zwischen <mater> und <magistra>, zwischen <Mutter> und <Lehrmeisterin>». Tromp erläuterte in diesem Interview vom 20. Januar 1963, dass er seine Sicht in Sachen Pastoralkonzil und betreffs der öffentlichen Meinung in der Kirche ein Jahr zuvor in einer Rede an der Päpstlichen Universität Gregoriana dargelegt habe,

die von Johannes XXIII. als ausgezeichnet beurteilt worden sei.

Ob Papst Johannes XXIII. seine Meinung wohl zwischenzeitlich geändert hatte? Jedenfalls war sich Johannes XXIII. nicht zu schade, von einer guten Ansicht zu einer besseren zu wechseln, wenn er das als richtig erachtete. Und spätestens mit der berühmten Konzilseröffnungsrede vom 11. Oktober 1962 verdeutlichte Johannes XXIII., dass seine pastorale Sicht des Konzils eine andere war als diejenige von Tromp.

(ufw/Tromp-Zitat, in: Tr 2/1,8).

27.4.2013

Das Tagebuch von Jan Willebrands

Das Konzilstagebuch des wichtigsten Mitarbeiters von Augustin Kardinal Bea im Sekretariat für die Förderung der Einheit der Christen Johannes Gerardus Willebrands ist streckenweise sehr nüchtern. Willebrands notiert oft nur, bei wem er war, wem er begegnet ist oder mit wem er telefoniert hat. Schon dies ist aber oft überaus aufschlussreich, zeugt es doch von dem vielfältigen Beziehungsnetz, welches das Einheitssekretariat aufgebaut hat. Ausserdem notiert Willebrands mitunter Ereignisse des Tages, selbst wenn er darin nicht direkt involviert ist.

Machen wir eine Stichprobe bei den Tagebucheinträgen Ende April. Am 20. April 1963 zeigt der erste Eintrag dieses Tages, wohin die Gedanken Willebrands' neben seinen eigenen Aktivitäten auch noch wandern: Seine erste Notiz betrifft die Zusammenkunft der afrikanischen Kirchen vom 20.-30. April 1963 in Uganda.

Mehrmals in diesen Tagen ist Willebrands bei Kardinal Cicognani, dem Vorsitzenden der Koordinierungskommission. Thema ist der Entwurfstext für das Konzilsdokument über den Ökumenismus. Am 20. April geht es speziell um den neuen Abschnitt über die Protestanten. Dabei kommt auch der Brief von Julius Kardinal Döpfner vom 9. April 1963 <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m98227> zur Sprache. Am 27. und nochmals am 29. April wird Willebrands wegen letzter Modifikationen wieder zu Cicognani gerufen – was ihn etwas entnervt, da Papst Johannes XXIII. bereits am 22. April die Zustimmung zum Versand des Textes gegeben hatte.

Mehrmals im April trifft Willebrands mit dem ukrainischen griechisch-katholischen Metropoliten Josyf Slipyj zusammen. Dieser war von 1945 bis 1963 in Haft gewesen und aufgrund der Kontakte zwischen Papst Johannes XXIII. am 23. Januar 1963 ins Exil freigelassen worden. Willebrands hatte ihn aus Moskau nach Rom begleitet.

Auffällig viele Schweizer kommen im April mit Willebrands zusammen. Wir lasen davon schon am 20. April. Am 27. April erhält Willebrands Besuch von P. Henri de Riedmatten, Mitarbeiter bei der Koordinationsstelle für internationale katholische Organisationen. Am 29. April wird Willebrands nochmals einem prominenten Schweizer begegnet.

(emf)

28.4.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Die italienischen Wahlen vom 28. April 2013.

Auf dem Weg zur Entflechtung von Kirche und Staat in Italien

Hinsichtlich der Politik in Italien hatten Papst Pius XII. und die italienischen Bischöfe mit wenigen Ausnahmen die Auffassung vertreten, dass den kirchlichen Weisungen auch in der Politik Folge zu leisten sei und dass sie und nicht die einzelnen Gläubigen über Formen der Zusammenarbeit mit Parteien, die religiöse Grundsätze in der Politik ablehnten, zu entscheiden haben. Führende Vertreter des linken Flügels der

christdemokratischen Partei Democrazia Cristiana, die als verlängerter Arm der Kirche galt, vertraten hingegen seit den 1950er Jahren die Unabhängigkeit der Partei von der Kirche und strebten eine «apertura a sinistra» an, die durch die italienischen Wahlen vom 28. April 1962 auf nationaler Ebene möglich wurde und im Dezember 1963 unter dem Katholiken Aldo Moro (1916-1978) zur ersten Mitte-Links-Regierung in Italien führte.

Papst Johannes XXIII. hatte diese politische Wende in Italien mitbewirkt. Er hatte sich im Vorfeld der italienischen Wahlen in seiner Dankrede für die Verleihung des Balzan-Friedenspreises (7. März 1963) gegenüber dem italienischen Staatspräsidenten für eine übernationale Neutralität der Kirche ausgesprochen und in Pacem in terris (11. April) den Dienst der Kirche an allen Menschen angemahnt (Konzilsblog vom 7./8. März, 11. April 2013). Zugleich hatte er die politische Neuorientierung hin zu einer Mitte-Links-Koalition weder verurteilt noch die direkte Einflussnahme der italienischen Bischöfe in den Wahlkampf unterstützt.

Als die Christdemokraten bei den Wahlen vom 28. April 1963 Verluste hinnehmen mussten, während die Kommunisten Gewinne erzielten, warfen die Kurie und konservative Kreise in Italien Johannes XXIII. vor, er trage durch sein Verhalten Mitschuld am Wahlausgang. In Wirklichkeit ebnete er der lange überfälligen «Loslösung der Kirche und des Papsttums aus der Verwicklung in die italienische Politik den Weg» (Giuseppe Alberigo) – ein Sachverhalt, der auch für die Konzilsarbeit bedeutsam war.

(Franz Xaver Bischof)

29.4.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Brüder im Geiste

Zur theologischen wie geistlichen Dimension des II. Vaticanum gehört auch ein schwer zu fassendes Phänomen, das man als kongeniales Zusammentreffen und –wirken diverser Akteure bezeichnen könnte. Eine solche Konstellation liegt wohl auch im Falle von Johannes Willebrands, dem Sekretär des Einheitssekretariates, einerseits, und Lukas Vischer, dem vom ÖRK entsandten «Beobachter» des Konzils, andererseits vor. Beide waren sowohl gewissenhafte und treue Zuarbeiter ihrer Vorgesetzten – im Falle Willebrands der Präsident des Einheitssekretariates Kardinal Bea bzw. der Generalsekretär des ÖRK Willem Adolf Visser't Hooft im Falle Vischers – als auch ihrem eigenen theologischen Gewissen verpflichtete ökumenisch gesinnte Akteure des Konzils. Eine besonders intensive Begegnung beider fand am 29. April 1963 statt. Hier wurde eine Linie besprochen, wie sie in der Folge weit über das Konzil hinaus die Zusammenarbeit von römisch-katholischer Kirche und ÖRK prägte : «17 Uhr: Unterredung mit Lukas Vischer im Sekretariat. Hinsichtlich der praktischen Zusammenarbeit mit dem ÖRK und der grundsätzlichen Probleme, die sich diesbezüglich ergeben: nicht Mitglied des ÖRK werden, aber dennoch sich in der Zusammenarbeit engagieren» (Wil 15). Vorausgegangen waren seit dem 25. April («Lukas Vischer ist in Rom eingetroffen» [Wil 14]) gemeinsame Treffen Willebrands und Vischers u.a. mit Kardinal Marella (Vorsitzender der Bischofskommission), George A. Lindbeck (Professor in Yale und nichtkatholischer Beobachter des Konzils), Josef Höfer (Botschaftsrat an der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland beim Heiligen Stuhl) und Achille Glorieux (Sekretär der Kommission für das Laienapostolat).

(Michael Quisinsky)

30.4.2013 (Personen)

Das Tagebuch von Sebastian Tromp SJ

Der Sekretär der Theologischen Kommission des Zweiten Vatikanischen Konzils, Sebastian Tromp SJ (vgl. Konzilsblog vom 21. und 26. April 2013) füllte insgesamt 17 handgeschriebene Tagebücher mit nüchternen Notizen über die Geschichte der Theologischen Kommission von der Vorbereitungszeit bis zur Veröffentlichung der Konstitutionen *Lumen Gentium*, *Dei Verbum* und *Gaudium et Spes*. Bis jetzt sind die Notizen der Vorbereitungszeit vor dem Konzil und diejenigen der ersten Konzilssession und der ersten Intersession bis September 1963 veröffentlicht. Der zweite Teilband, der die erste Konzilszeit umfasst, enthält neben den Protokollheften Tromps die offiziellen Relationen aus der Arbeit der Theologischen Vorbereitungskommission, dazu verschiedene unveröffentlichte Briefe, Dokumente und Aufzeichnungen sowie eine Übersicht über die Schemata und ein Personenverzeichnis mit Kurzbiografien.

Das Tagebuch ist im Allgemeinen sehr nüchtern gehalten, gibt aber gute Einblicke in die Namen der Beteiligten und mit kurzen Worten ab und zu auch Tromps persönliche Beurteilung von Dokumenten und Textvorschlägen wieder. Von sich selbst redet er im Tagebuch meistens in der dritten Person. So schrieb er etwa am 27. April 1963 über sich selbst: «Der Sekretär merkt an, dass nicht sicher ist, dass das gesamte Naturrecht offenbart ist. Offenbart ist aber, dass wir den Willen Gottes erfüllen müssen, und dieser Wille manifestiert sich auf zweifache Art: durch die menschliche Natur selbst und durch die Offenbarung im eigentlichen Sinn» (Bd. II/1, 358). Selten fließen auch Bemerkungen zur persönlichen Tagesgestaltung mit ein, so am 12. Mai 1963: «Ich [Sebastian Tromp] machte mit Pater Laberge einen Ausflug nach Viterbo. O je! In dieser Stadt goss es in Strömen» (ebd. 366).

(ufw/ Sebastian Tromp S.J.: Konzilstagebuch Bd. I/1–/2: 5. Juni 1960–10. Oktober 1962 [Vorbereitungszeit]. Roma 2006; Bd. II/1–2: 11. Oktober 1962–28. September 1963 [1. Konzilssession und 1. Intersession]. Nordhausen 2011)

1.5.2013 (Personen)

Kirche und Staat

Bei der letzten Begegnung zwischen Johannes XXIII. und Léon Joseph Kardinal Suenens erklärte der Papst diesem, dass er gerade dabei sei, die vorbereiteten Dokumente über die Beziehungen zwischen Kirche und Staat zu lesen. «Ich erklärte ihm spontan, dass ich dies nicht für ein Thema hielt, das auf einem Konzil behandelt werden sollte, weil die Situationen von Land zu Land derart verschieden seien. «Dann ist es ja gut», sagte er mir, und zerriss die Entwürfe vor meinen Augen, mit einem Seufzer der Erleichterung und einem komplizenhaften Lächeln».

(Su 95; emf)

2.5.2013 (Personen)

Das vergessene Mikrofon

Während einer feierlichen Audienz für die Teilnehmer eines wissenschaftlichen Kongresses las Papst Johannes XXIII. die vom Staatssekretariat vorbereitete Rede vor. Nachdem er sie beendet hatte, vergass er, dass das Mikrofon immer noch eingeschaltet war. So konnte das ganze Auditorium hören, wie er zu dem ihn begleitenden Prälaten sagte: «Lieber Freund, eine Rede wie diese hätte ich auch selbst schreiben können».

(Su 89f; emf)

3.5.2013 (Rezeption)

Papst Franziskus: Sich vom Konzilsgeist stören lassen

Papst Franziskus thematisierte am 16. April und erst wenige Tage nach seinem Amtsantritt die Rezeption des Konzils. Er sprach davon, dass es noch «mangelhaft verwirklicht» sei. Mit klaren Worten kritisiert er den Stillstand in der Kirche:

«Heute, 50 Jahre danach, müssen wir uns fragen: Haben wir da all das getan, was uns der Heilige Geist im Konzil gesagt hat? In der Kontinuität und im Wachstum der Kirche, ist da das Konzil zu spüren gewesen? Nein, im Gegenteil: Wir feiern dieses Jubiläum und es scheint, das wir dem Konzil ein Denkmal bauen, aber eines, das nicht unbequem ist, das uns nicht stört. Wir wollen uns nicht verändern und es gibt sogar auch Stimmen, die gar nicht vorwärts wollen, sondern zurück: Das ist dickköpfig, das ist der Versuch, den Heiligen Geist zu zähmen. So bekommt man törichte und lahme Herzen.»

(ab; <http://blog.radiovatican.de/der-heilige-geist-drangt-und-wir-sind-bequem/>)

4.5.2013 (Rezeption)

«Mangelhaft verwirklicht»? Rezeption des Konzils im deutschsprachigen Bereich

Am 16. April dieses Jahres sprach Papst Franziskus in einer Predigt davon, das II. Vatikanische Konzil sei nur «mangelhaft verwirklicht». Das lässt fragen: Wie steht es damit in der deutschsprachigen Kirche? War sie nicht immer ganz vorne dran bei der Umsetzung des Konzils?

Natürlich gibt es offenkundige Bereiche einer authentischen Rezeption des Konzils. Hierfür stehen etwa das Bekenntnis zu den Menschenrechten als genuine Konsequenzen des Evangeliums selbst und der Aufbau eines völlig neuen Verhältnisses zum Judentum, aber auch die Liturgiereform, die ökumenische Öffnung und der Auszug der wissenschaftlichen Theologie aus der neuscholastischen Denkform.

Alle diese Prozesse führen im deutschsprachigen Bereich traditionell starke Optionen weiter: die Liturgiereform den erfahrungsorientierten Gemeinschaftsgedanken, die Ökumene die ökumenische Bewegung: eine schiere Notwendigkeit in der sehr kleinteiligen konfessionellen Topographie der deutschsprachigen Länder.

Die Befreiung der Theologie aus dem Gehäuse der Neuscholastik aber wurde als Rehabilitation der historischen Methodik, des Imports humanwissenschaftlicher Methoden und nach-auflärerischer philosophischer Ansätze in die Theologie verstanden. Diese Methoden-Updates waren Voraussetzungen für das Verbleiben theologischer Fakultäten an staatlichen Universitäten und für die Konkurrenzfähigkeit der katholischen Theologie mit jener des Protestantismus.

Das katholische Bekenntnis zu Religionsfreiheit, Demokratie und zu einem neuen Verhältnis zum Judentum auf dem II. Vatikanum war zudem der realpolitische Sieg der Christdemokratie über die römische Christkönigsideologie.

(Rainer Bucher)

5.5.2013 (Rezeption)

«Mangelhaft verwirklicht»? Eine verschobene Rezeption des Konzils

Es gibt in der deutschsprachigen Kirche auch Bereiche einer merkwürdig verschobenen Konzilsrezeption. Dazu gehört die gemeindetheologische Umformatierung der kirchlichen Basisstruktur inklusive des Aufbaus einer Rätestruktur.

Der gemeindetheologische Diskurs entsteht 1935 im Kontext von Katholischer Aktion und österreichischem Ständestaat und knüpft an den genuin anti-liberalen, demokratiekritischen «Organismusgedanken» der Zwischenkriegszeit an. Nicht mehr das subjektiv-individualistische Denken sollte vorherrschen, sondern eine organisch geprägte Form, in der die Kirche als Gemeinschaft entdeckt und erlebt wird. In diesen Kontext gehören auch die berühmten innerkirchlichen Erneuerungsbewegungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts: die Jugendbewegung, die liturgische Bewegung und im gewissen Sinne auch die ökumenische Bewegung. Immer ging es um erfahrbare Gemeinschaft statt sakraler Heilsbürokratie.

Nach 1945 und vor allem nach 1968 wird dieser Diskurs vom «anti-liberal Organischen» ins «Emanzipatorische» gewendet. Eine emanzipatorische Gemeindetheologie wird geradezu zum Haupterfahrungsfeld nachkonziliarer Erneuerung. In der Aufwertung der einzelnen Gläubigen und der anfänglichen Überwindung eines paternalistischen pastoralen Umgangsstils war diese gemeindetheologische Umformatierung ohne Zweifel auch ein Fortschritt im Sinne der Volk-Gottes-Theologie des II. Vatikanums – freilich ein sehr begrenzter.

Denn in ihrer Priorität der Sozialform entsprachen viele Gemeindetheologien eher noch dem nach-tridentinischen Konzept, Kirche als möglichst homogenen Konstrukt zu organisieren, jetzt unter familiaristischen, nicht mehr wie früher militärischen Metaphern. Die Gemeindetheologie entsprach in ihrer Gemeinschaftsorientierung zudem der ab 1985 propagierten «communio-Ekklesiologie», jenem angeblich die konziliare Ekklesiologie resümierenden, in Wirklichkeit aber entscheidend verändernden Konzept.

(Rainer Bucher)

6.5.2013 (Rezeption)

«Mangelhaft verwirklicht»? Zur uneingelösten Radikalität des Konzils in der deutschsprachigen Kirche

Wie steht es mit der Erforschung der *Zeichen der Zeit* (GS 4) in der deutschsprachigen Kirche? Gibt es definierte und verpflichtende Abläufe in der Kirche, die eine an den *Zeichen der Zeit* orientierte Pastoral ermöglichen?

Eine solche Pastoral wäre situativ, prozess- und problemorientiert. Sie würde die irritierenden Gegenwartsphänomene und ihre Träger und Trägerinnen suchen, nicht meiden. Sie würde sich mit jenen solidarisieren, die in den *Zeichen der Zeit* nach Sinn und Bedeutung der christlichen Tradition heute suchen, und diese «unfestgestellten» Gläubigen nicht marginalisieren.

Wie steht es mit Begriff und Konzeption von *Pastoral* (GS 1)? Mit der Entgrenzung dieses Begriffs über das Weihepriestertum hinaus, mit seiner kirchenkonstitutiven Bedeutung und Funktion, mit dem Einbezug des sozialen und diakonischen Wertebereichs in den Pastoralbegriff, mit seiner Situierung im Kontrast von säkularer Existenz und christlicher Tradition? Caritatives und sozialpolitisches kirchliches Handeln wird in der Breite immer noch nicht als pastorales Handeln erfasst, wie es *Gaudium et spes* entspräche.

Und wie steht es mit dem *Volk Gottes*-Begriff (LG II)? Wird er überhaupt operativ eingesetzt, etwa in den aktuellen Umbauprozessen der katholischen Kirche? Ist er ein Basisbegriff der deutschsprachigen Kirche zur Gestaltung ihrer internen und externen Beziehungen?

Es gibt Indizien dafür, dass sich die Reserve der deutschsprachigen Bischöfe gegen *Gaudium et spes* auf dem Konzil in der nachkonziliaren Rezeption fortsetzte und man das Konzil als Reformkonzil begriff, das den eigenen Anliegen zum Durchbruch verhalf, nicht

aber als jenen wirklichen Neuansatz der Präsenz der katholischen Kirche, der es war und ist.

«Wir feiern dieses Jubiläum und es scheint, dass wir dem Konzil ein Denkmal bauen, aber eines, das nicht unbequem ist, das uns nicht stört. Wir wollen uns nicht verändern» (Papst Franziskus).

(Rainer Bucher)

7.5.2013 (Personen)

Papsttreue?

Der letzte Bischof, den Papst Johannes XXIII. zur Audienz empfing, war der Bischof von Brügge, Emiel-Jozef De Smedt. Er erzählt Léon Joseph Kardinal Suenens, der Papst habe ihm voll Traurigkeit gesagt: «Es gibt hier viele Leute, die den Namen des Papstes dauernd im Mund tragen und die sich auf ihn berufen, wenn es ihnen passt, die sich aber keinen Deut um ihn kümmern, wenn es ihnen nicht passt».

(Su 94; emf)

8.5.2013 (Personen)

Kollegialer Instinkt: Verantwortung übergeben

Bevor zwei Sitzungsperioden, nämlich die Vollversammlungen des Einheitssekretariates (10.-18. Mai 1963) und der Theologischen Kommission (15.-28. Mai 1963) beginnen, sei nochmals erinnert, welchen Raum Papst Johannes XXIII. dem Konzil und seinen Kommissionen für freie und eigenverantwortliche Arbeit einräumen wollte. Da er einen «kollegialen Instinkt» hatte, wünschte er, so Léon Joseph Kardinal Suenens, dass die Bischöfe ihre volle Verantwortlichkeit wahrnehmen sollten.

«Einmal teilte mir Johannes XXIII. lang und breit mit, welche Veränderungen und Weglassungen ihm in der Ordnung und im Text des Breviers wünschenswert schienen. Dann schloss er mit den Worten: <Ich habe Ihnen meine Präferenzen gesagt, doch natürlich ist es jetzt an den Bischöfen, diese Aufgabe zu übernehmen>» (Su 93).

(emf)

9.5.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Kritische Blicke auf das zweite Kirchenschema

Ende März war der neue Entwurf von *De Ecclesia* in die Koordinationskommission gekommen, am 22. April gab das Staatssekretariat den Text offiziell frei, und im Mai erfolgte der Versand an die Bischöfe auf der ganzen Welt. Sie erhielten Gelegenheit, noch vor Beginn der zweiten Konzilsperiode ihre *animadversiones* [Beobachtungen] schriftlich einzubringen.

An vielen Orten profitierte diese Arbeit von den konziliaren Prozessen, welche seit bald einem Jahr im Gang waren. Für die Beteiligten wirkte das neue Schema weit weniger überraschend, als es noch bei der ersten Version der Fall gewesen war. Ihren Beurteilungen legten die Bischöfe Überlegungen zugrunde, mit welchen sie Anfang Dezember 1962 in Rom konfrontiert worden, und sie konnten sich auch eigene Stellungnahmen stützen, die sie bereits früher abgegeben hatten. Einige von ihnen wiederholten Kritikpunkte, welche bei der Überarbeitung unbeachtet geblieben waren. Ins Gewicht fiel der Umstand, dass das Kirchenschema gemeinsam mit anderen Akten zum Versand kam – insbesondere der gleichzeitig zugestellte Entwurf zum Dekret über die

Bischöfe beeinflusste die Stellungnahmen.

Eine bedeutende Rolle spielten Überlegungen zur Kollegialität der Bischöfe und zur Stellung der Bischofskonferenzen. Das Bischofskollegium liess sich nun verstehen als ekklesiologische Grösse mit einer Bedeutung, die im Glauben gegründet war und die weit hinausreichte über das Funktionale einer Kooperation und erst recht über affektive Zusammengehörigkeit. Bischöfe sind qua Ordination in das Kollegium eingegliedert, nicht einfach aus Gründen der Effizienz oder aus Interesse am freundschaftlichen Austausch. Zu kritischen Bemerkungen gab der Status der Bischofskonferenzen Anlass, welche in der theologischen Tradition nicht verankert sind. Gegen die Vorstellung, dass auch sie Ausdrucksform der Kollegialität sein können, wurden Einwände erhoben. Die Unsicherheit sollte in abgeschwächter Form das Konzil überdauern und später auch nach der Revision des allgemeinen kanonischen Rechtes weiter bestehen.

(Markus Ries; vgl. Klaus Winterkamp, *Die Bischofskonferenz zwischen «affektiver» und «effektiver Kollegialität»*. Münster 2003 (= *Studien zur systematischen Theologie und Ethik* 43), 160-174.

10.5.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Eintreten in die Ökumenische Bewegung

Vom 10.-18. Mai 1963 tagt in Rom die Vollversammlung des Sekretariates zur Förderung der Einheit der Christen. Thema ist die inzwischen stark umgearbeitete Fassung des Textes *De oecumenismo*. Eine der wichtigsten Entwicklungen ist der Anfang des Dokumentes. Der Blick richtet sich – wie in UR 1 – auf die bereits existierende ökumenische Bewegung, die bislang von der römischen Seite aus eher skeptisch beäugt worden war, in der sich die römisch-katholische Kirche nun aber selbst engagieren möchte.

(emf)

11.5.2013 (Personen)

Johannes XXIII. und die Ökumene

Fred Pierce Corson, Bischof der Methodistischen Kirche in den Vereinigten Staaten und nichtkatholischer Beobachter beim Konzil, stand in freundschaftlicher Beziehung zu Papst Johannes XXIII. Dieser brachte ihn in einem Gespräch sehr in Verlegenheit, als er ihn unvermittelt fragte: «Corson, mein Freund, was meinen Sie, wie lange die Trennung unter uns Christen noch dauern wird?» Auf die eher zögerliche Antwort des methodistischen Bischofs reagierte Johannes XXIII. schnörkellos: «Jedenfalls, zwischen Ihnen und mir ist das schon überwunden».

(Su 92; emf)

12.5.2013 (Personen)

Prophetische Worte von Papst Johannes XXIII. für Jan Willebrands

Als Papst Johannes XXIII. noch vor Beginn des Konzils 1960 unangemeldet einen Besuch im neuen Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen machte, präsentierte man ihm einen neu eingetroffenen Ausländer – nämlich den zukünftigen Sekretär und späteren Kardinal Jan Willebrands. Diesem erklärte Papst Johannes XXIII. wörtlich: «Mein Freund, Sie werden hier leiden müssen, denn in Rom gibt es so viele Leute, die niemals etwas anderes als Rom gesehen haben!» (Su 93).

Suenens sieht in dieser Bemerkung einen «Schlüssel zur Psychologie Johannes' XXIII, der zu verstehen erlaubt, warum die <Peripherie> sich bei ihm so gut aufgehoben fühlte» (Su 93). Dabei ist unter «Peripherie» hier letztlich die ganze Kirche ausserhalb der administrativen Zentrale zu verstehen ... Seinem engsten Mitarbeiter, dem Kardinalstaatssekretär Domenico Tardini, soll Johannes XXIII. gesagt haben: «Sie kennen das Zentrum viel besser als ich, aber ich kenne die <Peripherie> viel besser als Sie – also: arbeiten wir zusammen» (Su 92).

(emf)

13.5.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Wieder auf nach Rom

Am 13. Mai 1963 trägt P. Yves Congar ins Tagebuch ein: «Ich bin also fest entschlossen, nach Rom zu fahren. Ich werde vor Ort sehen, ob ich nützlich bin oder nicht» (Co 1,360). Es geht um die Vollversammlung der Theologischen Kommission, die vom 15.-28. Mai 1963 in Rom stattfindet. Congar hat Grund, sich in seiner Entschlossenheit zu bestärken, denn anders als andere, von denen er über die zugesandten Schemata und über Einladungen informiert wird, hat er weder Texte noch eine Einladung erhalten. Er hat genug Misstrauen und Verdächtigung erfahren, um sich zu fragen: «Was soll das bedeuten? Will man mich fernhalten?» (Co 1,360).

Ohne weitere (diesbezügliche) Irritationen wird er indes ab 15. Mai 1963 an den Sitzungen der Vollversammlung teilnehmen.

(emf)

14.5.2013 (Heute vor 50 Jahren)

In der Begegnung mit Protagonisten des Konzils aus Bologna

Am 14. Mai 1963 reist Yves Congar für die Vollversammlung der Theologischen Kommission nach Italien, zuerst nach Bologna. Dort zeigt ihm Giuseppe Alberigo die Bibliothek des «Istituto per le scienze religiose». Auch mit Kardinal Lercaro trifft Congar zusammen. Dieser beabsichtigt, während der nächsten Konzilssession erneut den Gedanken der Kirche der Armen einzubringen, und bedauert, dass die Reform der Kirche nicht explizit auf der Tagesordnung des Konzils steht.

Sehr beeindruckt ist Congar von Giuseppe Dossetti, dem Konzilsberaters von Kardinal Lercaro: Er begegnet in ihm einem kultivierten, geistlichen Menschen mit einem bewegten Werdegang. Dossetti war während des Krieges im Widerstand aktiv gewesen und engagierte sich nach dem Krieg für die italienische christdemokratische Partei. Er wirkte als Professor für Kirchenrecht, gründete eine Gemeinschaft mit eremitischen Zügen, die ganz in die diözesanen Strukturen eingebunden ist, und wurde selbst zum Priester geweiht. Congar formuliert ein bemerkenswertes Urteil: «Ein Mensch, der den verschiedenen Situationen, in denen er sich befindet, überlegen ist» (Co 1,362).

(emf)

15.5.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Die Laien sind in die konziliare Arbeit eingetreten

Am 15. Mai 1963 findet die erste einer Reihe von Sitzungen der Theologischen Kommission statt. «Man begrüsst sich. Man beginnt, sich zu kennen» (Co 1,364). Kardinal Ottaviani eröffnet die Sitzung mit einer Rede, dann berichtet P. Sebastian Tromp

über Vorgänge der letzten Wochen. Dabei berichtet er auch über die Beratungen, zu denen Laien hinzugezogen worden waren (vgl. Konzilsblog vom 24.4.2013: <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m99218>). Congar registriert die Bedeutung dieses Vorgangs: «Das ist ein sensationeller Moment im Leben der Kirche: Laien sind IN DIE KONZILIARE ARBEIT zusammen mit den Klerikern eingetreten. Der Autor von *Jalons* hat das Recht, sich darüber zu freuen» (Co 1,365). 1953 hatte Congar sein 682seitiges Buch «*Jalons pour une théologie du laïcat*» publiziert (1956 in deutscher Übersetzung unter dem Titel «Der Laie. Entwurf einer Theologie des Laientums» erschienen).
(emf)

16.5.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Was ist ein Laie?

In der Intersessio kommt im Zusammenhang der Überarbeitung der Konzilsvorlage für *De Ecclesia* das Thema der Laien auf den Tisch. Bereits im ersten vorbereiteten Text war Gérard Philips einer der Hauptautoren für das entsprechende Kapitel gewesen. Diese Ausführungen hatte er fast unverändert in seinen Alternativentwurf übernommen, der inzwischen Arbeitsgrundlage war.

Zu reden gibt indes die Definition des Begriffs «Laie». In der Vollversammlung der Theologischen Kommission notiert der Sekretär Sebastian Tromp am Vormittag des 16. Mai 1963, dass die einen die Definition des Codex fordern, andere – wie Paul-Émile Kardinal Léger sowie der Generalobere der Dominikaner – sich gegen die Abgrenzung der Laien von den Ordensleuten («völlig antiquiert» [Tr 374]) wenden, wieder andere – wie Bischof Marcos Gregorio McGrath – überhaupt auf eine Definition verzichten wollen.

Das sachliche Problem führt bezüglich der Kommission für das «Laienapostolat» sogar dazu, dass zwischenzeitlich – ohne Rücksprache mit der Kommission selbst – versucht wurde, den Namen in «Kommission für das Apostolat der Gläubigen» zu ändern. Deren Sekretär Msgr. Achille Glorieux bestimmt die der Kommission zugrundeliegende Sprachregelung dahingehend, dass mit dem Begriff «Gläubige» alle Getauften bezeichnet werden, mit dem Begriff «Laien» hingegen jene, die weder Kleriker noch Ordensleute sind. Die Negativdefinition – nicht Glied des Weihestandes oder Ordensstandes – bleibt mangels Besserem bis in LG 31 hinein bestimmend.

(emf)

17.5.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Zuviel Naturrecht

In diesen Maitagen vor 50 Jahren (20-25. Mai 1963) tagt auch die Gemischte Kommission für das «Schema XVII», also das Konzildokument, das die Kirche in ihrem Verhältnis zur Welt thematisieren soll (zum Titel und den Anfängen der Entstehungsgeschichte: <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m93811>). Am 16. Mai 1963 geht Congar die vorliegenden Texte durch und kommentiert sie ohne Umschweife: «Ich finde sie schlecht: sehr scholastisch im schlechten Sinn des Wortes, sehr abstrakt und philosophisch. Sie sprechen nicht christlich und sie sprechen nicht zu den Menschen» (Co 1,366). Dreieinhalb Monate vor Wiederaufnahme des Konzils findet er dies sehr unbehaglich.

Am 17. Mai 1963 erhält er einen Anruf von Mgr. Garrone, der ihn zu seinem Experten für das erste Kapitel des Schemas macht. Zu viert wird an dem Text gearbeitet. Congar

besteht auf der Verbindung von Anthropologie und Theologie, auf biblischen und christlichen Aussagen, um nicht nur auf das Naturrecht zurückgehen zu müssen. Congar möchte eine Theologie der Gottebenbildlichkeit auf den Menschen in seiner sozialen und geschichtlichen Dimension beziehen.

(emf)

18.5.2013 (Weiteres)

Ein neues Pfingsten

«Das gemeinsame Anliegen aller wird es sein müssen, dass alle Gläubigen auf die Arbeit des Konzils eine grossmütige und treue Antwort geben. Dann wird ohne Zweifel jenes heissersehnte <neue Pfingsten> aufleuchten, das die Kirche mit grösserer geistiger Kraft erfüllen und ihre mütterliche Sorge und ihre heilbringende Kraft in allen Tätigkeitsbereichen besser zur Geltung bringen wird. Dann wird das Reich Christi auf Erden einen neuen Aufschwung erfahren. Dann endlich wird auf dem Erdkreis heller und vernehmbarer die Frohbotschaft von der Erlösung des Menschen widerhallen in den höchsten Rechten des allmächtigen Gottes, in den Banden der Liebe zwischen den Menschen und der Friede, der auf dieser Welt den Menschen guten Willen versprochen worden ist, neu erstarken».

(Abschlussansprache von Papst Johannes XXIII. nach der 1. Konzilssession, zit. nach HThK Vat II 2,498).

19.5.2013 (Weiteres)

«Ich glaube an den Heiligen Geist»

Konzilstagebücher sind eine kostbare Quelle nicht nur für den Nachvollzug der äusseren Ereignisse des Konzils. Sie lassen auch in das Herz derer schauen, die sich auf dem Konzil engagieren. Yves Congar, manchmal hin und her geworfen zwischen Pessimismus (am 17.11.1962 notiert er: «das ist eine Sackgasse»: Co 1,232) und Hoffnung, schreibt gleich in den ersten Konzilstagen: «Wie sehr man beten muss! Ich glaube an das Gebet. Ich HOFFE» (Co 1,113). Während er einerseits viel Misstrauen und Verdächtigung erfährt, notiert er andererseits, er sei etwas verwirrt von dem hohen Vertrauen und der Wertschätzung, die ihm entgegengebracht werden. Er besinnt sich darauf, dass er nie etwas anderes haben suchen wollen als den Willen und den Ruf Gottes. Auch auf dem Konzil wollte er keine andere Regel haben, als alles von Gott führen zu lassen. Konkret bedeutet das für ihn, die Bischöfe als Subjekte des Konzils zu achten und je nach deren Bedarf zu arbeiten. Indessen wolle er sich jeder Initiative öffnen, die das Zeichen eines Anrufes Gottes trägt (vgl. Co 1,177). Als Congar Ende November 1962 den Eindruck hat, dass «man nicht durchblickt», sucht er Gelassenheit in der Vorstellung, dass das Konzil nun einmal durch Schatten und Licht hindurchmuss, und im Glauben: «Ich glaube an den Heiligen Geist. Er bedient sich der Menschen» (Co 1,261).

(emf)

20.5.2013 (Heute vor 50 Jahren)

«Zusammengepfuscht»

Das Wirrwarr der Konzilskommissionen war ein äusseres Zeichen der inneren Irritation der Kirche und Theologie in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Die alten Ordnungen des theologischen und kirchlichen Denkens wollten in der Moderne mit ihren Dynamiken

und zuweilen unabsehbaren und chaotischen Entwicklungen nicht mehr recht greifen. Die vom Konzil verworfenen Schemata waren noch ein Ausdruck der alten Ordnung – ein Ausdruck, der auch die Bischöfe nicht mehr überzeugte.

Die Phase zwischen den ersten Konzilssessionen wurde somit zu einer Phase der Reorganisation des Denkens: Alte Kommissionszuständigkeiten mussten hier korrigiert werden, die Absprache mit anderen Kommissionen wurde notwendig und neue Gesprächsteilnehmer kamen ins Spiel: Koordinierungskommission, Gemischte Kommissionen, zahlreiche Unterkommissionen und Laien als neue Akteure auf dem Konzil zeigten deutlich die fundamentale Neuorientierung des Konzils in der modernen Welt.

Inhaltlich stand man aber noch am Anfang: Auf das Schema XVII, das sich mit der Kirche in der Welt befassen sollte, wurden viele und sehr unterschiedliche Erwartungen gerichtet. Nicht zuletzt die Enzyklika *Pacem in terris* von Johannes XXIII. und das weltweite Echo darauf haben den Erwartungshorizont noch einmal erhöht. Im Mai 1963 konnte ein neuer Entwurf des Schemas nur oberflächlich behandelt werden. Congar sprach von einer «zusammengepfuschten» Arbeit, die nicht seriös sei und vom Konzil wohl so noch nicht akzeptiert werde.

Vielleicht hat Johannes XXIII. die gewaltige Grösse der Anstrengungen vor Augen gehabt, als er mit der apostolischen Exhortation *Novem per dies* die Pfingstnovene eröffnete und dabei die bisherigen Fortschritte des Konzils lobte, seine Freude über die Fortsetzung des Konzils zum Ausdruck brachte und so die Konzilsteilnehmer ermutigte.

(ab; A2, 500f./601)

21.5.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ein bedeutungsvolles Konzilsdokument: De Oecumenismo

Am 21. Mai 1963 schreibt Julius Kardinal Döpfner an Bischof Lorenz Jaeger. Er hat die ersten Dokumente für die zweite Konzilssession aus Rom erhalten. Die Bischöfe sind gebeten, bis im Juli ihre Stellungnahmen einzusenden. Döpfner hält es für wichtig, dass die Konzilsväter deutscher Sprache wiederum eine gemeinsame Stellungnahme ausarbeiten (siehe auch 24. Mai 2013). Döpfner möchte den Ökumene-Erfahrenen Jäger bitten, sich des Schemas über den Ökumenismus anzunehmen. Dabei bemerkt er: «Im übrigen glaube ich, dass das Schema De Oecumenismo keine grossen Schwierigkeiten bereiten wird. Die Fassung, die bei der Koordinierungskommission Ende März vorgelegt wurde, schien mir recht gut geglückt. M.E. wird es ein bedeutungsvolles Konzilsdokument werden» (Dö 432).

(emf)

22.5. 2013 (Heute vor 50 Jahren)

Der letzte öffentliche Auftritt des «Papa buono»

Am Mittwoch, 22. Mai 1963, trat Papst Johannes XXIII. zum zweitletzten Mal in der Öffentlichkeit auf: Er betete vom Fenster seines Büros das *Salve Regina*; die Audienzen dieses Tages aber wurden abgesagt. Der erste Krankenbericht erschien im *Osservatore Romano* erst am 28. Mai 1963.

Noch am vorangehenden Montag empfing Johannes XXIII. Kardinal Stefan Wysinski und vier weitere polnischen Bischöfe in der Bibliothek, obwohl ihm angeraten wurde, die Polen in seinem Schlafzimmer zu empfangen. Vom Montag auf den Dienstag hatte Johannes XXIII. eine unruhige Nacht. Nach der Kommunion um 6 Uhr morgens sagte er: «Ich bin bereit zu gehen [...]. Ich bin froh, dass ich in der Lage war, jedem Impuls der

Gnade zu entsprechen [...]. Es ist alles ohne übertriebene Mühe geschehen: Audienzen, Reisen, die Wiederbelegung der Busspraxis und Pastoralvisitationen in Rom, die Synode, das Konzil.»

Am 23. Mai 1963 schliesslich, dem Himmelfahrtstag, stimmt er mittags an seinem Fenster das *Regina Coeli* an, «mit einer Stimme, die immer noch melodisch und kräftig ist. Der Beifall der Menge lässt ihn beinahe nicht dazu kommen, seinen Segen zu erteilen» (He 629). Am Abend dieses Himmelfahrtstages empfängt er Kardinal Gustavo Testa, der den Schweizern wegen seiner Nuntiatur in Bern in guter Erinnerung blieb.
ufw (He 629; A II 601, Anm. 368)

23.5.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ein neues Kapitel der Theologie der Ehe

Christi Himmelfahrt fällt im Jahr 1963 auf den 23. Mai 1963. Doch die Kommissionen tagen trotzdem. P. Henri de Riedmatten begegnet an diesem Tag P. Yves Congar beim Mittagessen und warnt davor, dass das Schema XVII, das sich der Kirche im Blick auf die Welt widmet, bei blossen Prinzipien und Allgemeinheiten stehen bleiben könnte. Es sei unbedingt notwendig, dass das Konzil konkrete Lösungen formuliere. Um dahin zu kommen, müssten sehr kompetente Personen in einer Kommission zusammenarbeiten.

Ein Thema kommt bereits am Nachmittag auf den Tisch: die Ehe. Congar bemerkt, dass das Kapitel eine bloss juristische Sicht vor allem der Ehezwecke überwunden hat. «Wenn dieser Text durchkommt, wird dies die Öffnung zu einem neuen Kapitel der Theologie der Ehe sein» (Co 1,372). In GS 47-52 wird am Ende des Konzils ein zwar spannungsreicher, aber doch in eine personale Sicht der Ehe hineinweisender Text vorliegen.

(emf)

24.5.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Planung einer Konferenz der deutschsprachigen Konzilsväter

Am 24. Mai 1963 schreibt Julius Kardinal Döpfner an die deutschen und österreichischen Konzilsväter und lädt sie für den 3.-5. Juli 1963 zu einer Konferenz nach Innsbruck ein. Ziel soll eine gemeinsame Stellungnahme der deutschsprachigen Konzilsväter sein, in der Annahme, dass die anderen Sprachgruppen ähnlich verfahren. Gemeinsame Vorschläge hätten mehr Gewicht als Vorschläge von einzelnen Konzilsvätern. Beobachter aus den westlichen Nachbarländern werden eingeladen. Einige Tage vorher hatte Döpfner an Franz Kardinal König geschrieben, er werde beim Schweizer Episkopat wegen einer Teilnahme noch vorfühlen.

Als Arbeitsweise der Konferenz wird vorgeschlagen, dass im Vorfeld zu jedem Schema eine Stellungnahme ausgearbeitet wird, welche eine positive und negative Kritik, Verbesserungsvorschläge sowie Kommentare zu diesen Vorschlägen enthält.

Wegen des Todes von Johannes XXIII. wird die Konferenz auf den 26. August 1963 verschoben werden.

(emf)

25.5.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ausschluss zeitbedingter Themen aus dem Blickfeld des Konzils?

(Ursprünglicher Beitrag von EMF, wird wegen des zufälligen Beitrags von Sander nicht gebracht)

Am 23. Mai 1963 findet im Belgischen Kolleg eine informelle Versammlung von Periti und Kommissionmitgliedern statt, die über das entstehende Schema XVII beraten. Dort wird eine Idee sondiert, die darauf hinauslaufen würde, die Arbeit über das Schema in zwei Teile anzugehen. Einerseits

würde ein Text eine kurze Analyse der heutigen Welt und ihrer Erfordernisse sowie der fundamentalen Prinzipien, die eine Antwort auf diese Erfordernisse darstellen können, vorlegen. Dies wäre ein Text, den das Konzil als im eigentlichen Sinn konziliaren Text verabschieden würde. Andererseits würden Experten Detailfragen bearbeiten und daraus Instruktionen formulieren, die das Konzil aber nur global approbieren würde, ohne sie mit der Autorität des Konzils zu promulgieren.

Die Absicht hinter diesem Vorschlag ist deutlich: Das Konzil soll sich in seinen eigentlichen Texten nur mit unveränderlichen Lehrfragen beschäftigen. Die Auseinandersetzung mit den kontingenten Gegebenheiten der Geschichte soll auf einer anderen Ebene geschehen. Die Auseinandersetzung darüber, ob die Kirche sich in einem Konzilstext mit zeitbedingten Themen auseinandersetzen soll, wird die Entstehung der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* noch lange umtreiben. Die Fussnote zu Beginn der Konstitution, welche den Charakter der Pastoralkonstitution erläutert, wird das Verhältnis zwischen «unwandelbaren» und «geschichtlich bedingten Elementen» ausdrücklich zum Thema machen. Der Versuch, geschichtlich veränderliche Fragen aus der Konzilsthematik auszuschliessen, ist indes abgewiesen worden.

(emf; vgl. Hans-Joachim Sander: *Theologischer Kommentar zur Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute. Gaudium et spes. In: HThK Vat II 4, 581-886, 621f. 704f*)

Im Mai 1963, am Himmelfahrtstag, traf sich im Belgischen Kolleg eine Gruppe von Theologen. Es ging darum, ein strukturelles Problem des Textes über die «*ecclesia ad extra*» zu lösen. Dieser Text musste sich von der Anlage her zu Menschheitsfragen äussern, die in der Diktion des neuscholastischen Diskurses jedoch als immanent-geschichtliche, relativistische Angelegenheiten die Reinheit der katholischen Doktrin gefährdeten. Das hatte zuvor schon die Enzyklika *Humani generis* geprägt.

Ein Abgesandter des Heiligen Offiziums, Kardinal Brown, hatte deshalb halb offiziell, halb privat bei einem Mitglied der Runde, Pater de Riedmatten, eine Zweiteilung des Textes verlangt. Der erste Teil sollte die ganze Autorität eines Konzils erhalten und die fundamentalen Prinzipien des Glaubens auf die groben Linien der Welt anwenden. Ein zweiter Teil sollte mit Texten von Expertenkommissionen zu verschiedenen praktischen Problemen angehängt werden. Aber das ausserordentliche Magisterium dürfe nicht in relative Probleme hineingezogen werden, weshalb die Texte des zweiten Teils kein Konzilstext seien. Die informelle Runde beschloss das auch so und prägte damit den weiteren Gang des Kirchenschemas «*ad extra*».

Diese Position zerfiel später in einem Streit am Beginn der dritten Konzilssession. Damit wurde die Verabredung vom Himmelfahrtstag 1963 hinfällig. Sie spiegelt das Grundproblem des vorkonziliaren Lehrdiskurses. Er konnte sich nicht produktiv auf historische Realitäten und geschichtliche Fragen beziehen, sondern nur deduktiv präsentierte Kontroversen gegen angebliche Relativismen führen, die aber die Lehre nicht vor Dogmatismus schützten.

(Hans-Joachim Sander)

26.5.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ökumenische Bemühungen um den Dienst der Kirche an der Welt

Auf der Suche des Konzils nach einer neuen Hinwendung «*ad extra*», zur Welt, wird die neu begonnene ökumenische Zusammenarbeit bedeutsam. Am 18. April 1963 schrieb Lukas Vischer Bischof Emilio Guano (Livorno) einen Brief, um aus der ökumenischen Bewegung heraus Beiträge für das Thema des Weltverhältnisses der Kirche zu geben. Vischer konnte dafür auf eine Studie des Ökumenischen Rates von 1956 zurückgreifen, die unter dem Titel «Die Herrschaft Christi über die Kirche und über die Welt» stand. Die christologische Schlüsselbotschaft des Briefes von Vischer lautet: «So wie Christus sich unter seinen Jüngern wie ein Diener verhalten hat, so ist die Kirche als Dienerin in diese Welt gestellt. Ihre Aufgabe besteht nicht darin, die Welt unter ihre Herrschaft und unter ihren Einfluss zu stellen». Vischer wirbt in seinem Brief auch um eine vermehrte Zusammenarbeit der Kirchen «in praktischen Fragen, wie etwa der Flüchtlingsfrage».

Bischof Guano, der als Mitglied der Kommission für das Laienapostolat in Aufgaben für das Schema XVII hineingewachsen war, «nahm diesen Austausch mit Vischer ausgesprochen ernst und sorgte schon ab Mai 1963 für die Verteilung des Briefes an alle, die ihn nur irgend haben wollten» (Hans-Joachim Sander).

(emf; Zitate aus Hans-Joachim Sander: *Theologischer Kommentar zur*

Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute. Gaudium et spes. In: HThK Vat II 4,581-886, 624f)

27.5.2013 (heute vor 50)

Was auf dem Spiel stand

Am Ordensleben schieden sich während des Konzils die Geister. Welche Rolle kam den Mitgliedern der Orden innerhalb einer Kirche zu, die gerade im Begriff war zu lernen, dass sie Volk Gottes ist? Jede «Sonderstellung» innerhalb des Volkes Gottes wurde hier zu einem Problem. Bislang kam den Orden eine spezifische Sonderstellung zu. Ordensleute galten als «Stand der Vollkommenheit» und galten zumindest in Sachen Spiritualität und Heiligkeit der Lebensführung sogar einfachen Weltpriestern als überlegen.

Die Konzilsmehrheit, «die bereits zuvor eine pyramidale Kirche verworfen hatte und für die Kollegialität und eine Kirche als Volk Gottes plädiert hatte, widersetzte sich jetzt auch einem in Etagen denkenden Spiritualitätsideal mit den Ordensleuten auf höchster Ebene der Pyramide. Den Erneuerern lag nicht einfach nur daran, den vorgeschlagenen Text zu modifizieren, sondern sie wollen in Wirklichkeit neue Perspektiven eröffnen, indem sie die universelle Berufung zur Heiligkeit in den Mittelpunkt rückten, von der sich dann die besonderen Formen der Spiritualität ableiteten, die jedoch alle gleichermassen Geltung hätten. Das war es, was nach unserer Auffassung Ende Mai 1963 auf dem Spiel stand.»

(ab; A2, 486f.)

28.5.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Es menscht auf dem Konzil

Am 28. Mai 1963 findet die letzte Sitzung im Rahmen der mehrtägigen Vollversammlung der Theologischen Kommission statt. Es geht nochmals um das vierte Kapitel des Schemas über die Kirche, d.h. um die Stände der Vollkommenheit. Congar ist bereits in Abschiedsstimmung (noch am Abend wird er abreisen) – aber man kann fast das tiefe Seufzen heute noch hören, das ihm entfuhr, als er diese Zeilen in sein Tagebuch schrieb: «Pater Rahner spricht wieder einmal als Einziger. Er ist grossartig, er ist mutig, er ist scharfsichtig und tiefsinnig, aber schlussendlich aufdringlich. Man kann selber nichts mehr sagen, man bekommt keine Gelegenheit mehr und verliert sogar die Lust» (Co 1, 382).

«Le P. Rahner monopolise la parole une fois de plus. Il est magnifique, il est courageux, il est perspicace et profond, mais finalement indiscret. On ne peut plus parler, on en perd l'occasion et même le goût» (Co 1,382).

(ab/emf)

29.5.2013 (Heute vor 50 Jahren)

«Man kann nicht vorsichtig genug sein»

Derselbe Rahner, über den Yves Congar gestern vor 50 Jahren in Rom seufzte, schreibt am 29. Mai 1963 von Innsbruck aus Kardinal Döpfner, weil in Rom ausgemacht worden war, dass er für die Tagung der deutschsprachigen Bischöfe (vgl. Konzilsblog vom 24.5.2013: <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m100408>) ein Gutachten über die drei dogmatischen Schemata vorbereiten solle. Rahner fragt Döpfner an, ob er die Texte von ihm erhalten könne, da es ihm in Rom nicht möglich war, die Texte zu

erhalten. «Nur Philips ist in den Besitz der beiden Kapitel gekommen (gedruckt). (Nebenbei sagte er mir, dass im Kapitel 3 *De Laicis* Schauf auf eigene Faust einige Texte herausgestrichen habe, die zu restituieren ihm (Philips) dann wieder gelungen sei. Man kann nicht vorsichtig genug sein, sonst wird man am Ende doch noch hereingelegt» (Dö 448). Im Rückblick auf die Vollversammlung der Theologischen Kommission in Rom bemerkt Rahner: «Den sehr mässigen Erfolg unserer letzten Sitzungen wird Exz. Schröffer schon berichtet haben» (Dö 448).

Denselben Brief beschliesst Rahner mit einer persönlichen Information, nämlich dass er gewillt ist und vom Jesuitengeneral die Zustimmung erhalten habe, eine Berufung auf den sog. Guardini-Lehrstuhl nach München anzunehmen. 1964 wird er in der Tat nach München berufen werden.

(emf)

30.5.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Vorwärts gehen, öffnen!

Zurück in Frankreich begegnet P. Yves Congar am 30. Mai 1963 Bischof François Marty von Reims. Marty erzählt ihm von der letzten Audienz, die er Anfang März 1963 bei Papst Johannes XXIII. hatte. Der Papst habe die Arbeit der französischen Bischöfe und Theologen, namentlich besonders die Congars, gewürdigt. Der Papst habe Marty zudem gesagt, «er habe sich während des ersten Monats des Konzils gelangweilt: er fand, dass man nicht vorankommt und dass diese Diskussionen über die Liturgie nicht von Interesse sind. Der Papst will, dass man vorwärts geht, dass man öffnet [*Le pape veut qu'on aille de l'avant, qu'on ouvre*]! Man müsse immer erst das Gute bei den anderen sehen (Co 1,383).

(emf)

31.5.2013 (weiteres)

Einmal Kontinuität

Benedikt XVI., *Papa Emeritus*, sprach gut zwei Wochen vor seinem Rücktritt ein letztes Mal vor den Priestern seines Bistums Rom. Im Zentrum der sehr persönlich gehaltenen Ansprache stand das Konzil. Benedikt hatte selbst als theologischer Berater von Kardinal Frings daran teilgenommen. Schon vor dem Konzil war Josef Ratzinger Ghostwriter eines Vortrags über das Konzil, den Kardinal Frings in Genua gehalten hatte. Als Frings kurz nach diesem Vortrag zu einer Audienz in den Vatikan bestellt wurde, fürchtete er negative Folgen der Rede.

Benedikt erzählte den weiteren Verlauf der Geschichte so: Frings «war voller Angst, ob er vielleicht etwas Unkorrektes oder Falsches gesagt haben könnte. Er fürchtete, dass man ihm jetzt Vorwürfe machen oder ihm sogar den Kardinalspurpur wieder entziehen könnte. [...] Als sein Sekretär ihn für die Audienz eingekleidet hat, sagte er ihm: <Vielleicht tragen Sie das Zeug ja zum letzten Mal.> [...] Dann geht er (Frings) hinein und Papst Johannes geht ihm entgegen, umarmt ihn und sagt: <Danke Eminenz, Sie haben genau das gesagt, was ich sagen wollte, aber ich habe nicht die Worte dafür gefunden!>» So hatte also Benedikt als Josef Ratzinger schon vor seiner Zeit Papstworte formuliert.

(ab; zit. nach www.domradio.de)

<http://www.domradio.de/themen/papst-benedikt-xvi/2013-02-14/papst-plaudert-zum-abschied-mit-roemischen-priestern-0>

1.6.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Das mediale Sterben von Johannes XXIII.

Noch am 26. Mai spricht das ärztliche Bulletin von «Magenbeschwerden» des Papstes, aber niemand glaubt es. Der nahe Tod von Johannes XXIII. war inzwischen eine öffentliche Angelegenheit, mit einer Anteilnahme vieler, die die bisherigen (Kirchen- und Glaubens-)Grenzen weit überstieg. Das Gebet für den sterbenden Papst war allgemein, «jeder betet für den Papst» (He 631). Johannes XXIII. war bis zu seinem Tod eine öffentliche Gestalt, auch über die Zeit hinaus, in der er überhaupt noch sichtbar war. Diese öffentliche Beziehung wurde vom Papst selbst gepflegt, so etwa, wenn der «Osservatore Romano» am 28. Mai 1963 veröffentlichen liess: «Wenn Gott das Opfer meines Lebens wünscht, möge es dazu nutzen, reichen Segen auf das Ökumenische Konzil, die Kirche und auf die Menschheit, die sich so nach Frieden sehnt, herabzurufen» (He 632).

Am 31. Mai schliesslich, nach einem Tumordurchbruch vom Vortag, waren die Ärzte der Meinung, dass sie nichts mehr tun konnten. Der Privatsekretär des Papstes musste mitteilen: «Die Zeit ist gekommen. Der Herr ruft sie» (He 633). Johannes XXIII. empfängt die Krankensalbung, und es begannen die «Abschiedsaudienzen» von Kardinälen und Mitgliedern der römischen Kurie, aber auch von der Herkunftsfamilie aus Sotto il Monte. Am Abend dieses Tages traf der Erzbischof von Mailand, Giovanni Battista Montini, im Vatikan ein und begab sich sofort in das Sterbezimmer von Johannes XXIII. Am späten Nachmittag schon äusserte Johannes XXIII. sich überzeugt davon, dass die Kardinäle ohne Schwierigkeit einen Nachfolger wählen und das Konzil zu einem glücklichen Ende kommen würde: «Nach meiner Meinung wird Montini mein Nachfolger sein» (He 635).

(ufw)

2.6.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Pfingsten 1963

Nicht der Papst ist der Hauptorganisator der Kirche, sondern der Heilige Geist, so Johannes XXIII. (AD 2/1, 383). Die Gebetsnovene, die Johannes XXIII. im Vorfeld des Pfingstfestes 1963 für das Konzil ausgerufen hatte, wurde zu einer Novene für den «Papst des Konzils». 20'000 Jugendliche beteten die ganze Nacht im Mailänder Dom, in Anwesenheit des zukünftigen Papstes, ihres Erzbischofs Montini, der sagte: «Wir müssen sein Erbe und seine letzte Botschaft des Friedens aufnehmen (...). Vielleicht niemals zuvor in unserer Zeit ist ein menschliches Wort – das Wort eines Lehrers, eines Führers, eines Propheten, eines Papstes – so laut erklingen und hat solche Liebe überall in der Welt gewonnen.» Niemand hielt dies für eine Übertreibung.

Am Pfingstmorgen steigt die Temperatur des Papstes beunruhigend an. Um 21 Uhr beginnen die Gebete für den Sterbenden, die Liturgie des Todes. «Aber Johannes ist zäh» (He 636).

(ufw)

3.6.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Pfingstmontag 1963: Johannes XXIII. stirbt

«Ab 17 Uhr füllt allmählich eine riesige Menschenmenge den Petersplatz. Kardinal Luigi Traglia, der Provikar für Rom, feiert die Messe *pro infirmo*, für den kranken Bischof von

Rom. An Johannes' Bett sind die Familienangehörigen (...), Capovilla (...). Sie beten die Sterbegebete, während auf dem Platz die Messe stattfindet. Gegen 19.45 Uhr ist die Messe zu Ende. Im Schlafzimmer des Papstes können die Worte der Entlassung, *Ite missa est*, deutlich über den Lautsprecher gehört werden. Papst Johannes erbebt ein letztes Mal. Sein Atem wird schwach und steht nach einem kaum hörbaren Todesröcheln still, die Ärzte neigen ehrfurchtsvoll die Köpfe und zucken die Achseln. Es ist 19.49 Uhr. [...]. Das Fenster des Angelus wurde plötzlich erleuchtet, und die Menge wusste die Wahrheit» (He 637). Das kürzeste Pontifikat des 20. Jahrhunderts war zu Ende: «Und doch waren die Kirche und die Welt in ihm wunderbar gesegnet» (He 637).
(ufw)

4.6.2013 (Heute vor 50 Jahren)

NZZ 4. Juni 1963 (E.G.): «Der Tod des Papstes»

«Das Papsttum ist ein schreckliches Amt. Auf den Schultern eines Greises ruht eine Last, an der ein Mann in der Blüte der Jahre schwer zu tragen hätte. Rücksichten auf die Gesundheit gibt es nicht [...].

Die menschliche Grösse des Papstes

Die hervorragendste Eigenschaft Johannes' XXIII. war der Herzenstakt. Daher rührte seine seltene Beliebtheit. Nach dem stilisierten Pathos Pius' XII. wirkte seine ungekünstelte Schlichtheit umso günstiger. Stets geneigt, den Dingen die gute Seite abzugewinnen, belästigte er seine Umwelt nicht mit düsteren Warnungen. Wenn er auch manches zu beanstanden fand, so kleidete er gleichwohl seine Rügen in das Gewand leutseliger Ermahnungen. Mit leichter Hand führte er die Sünder auf den rechten Weg, statt sie durch Schelten zur Umkehr zu zwingen. Kleiner Leute Kind, bewahrte sich Angelo Giuseppe Roncalli das einfache Gemüt: jeder intellektuellen oder gar gesellschaftlichen Herablassung unfähig, fand er mühelos den Zugang zum Herzen des Volkes. Eine angeborene Frömmigkeit verband sich in dem Priester mit einem Wagemut, der für Bedächtigere das Abenteuerliche streifte.»

(ufw)

5.6.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Schweizerische Kirchenzeitung 6. Juni 2013: «An der Bahre Papst Johannes' XXIII.»

«Am Abend des Pfingstmontags trugen Rundfunk und Fernsehen die schmerzliche Kunde vom Heimgang des Heiligen Vaters in alle Teile der Welt [...]. Die Todesnachricht kam nicht mehr überraschend. Seitdem der hohe Kranke am letzten Freitag einen neuen schweren Anfall erlitten hatte, wusste man, dass man auf das Schlimmste gefasst sein musste. Mit grosser Teilnahme verfolgte sozusagen die ganze Welt den qualvollen, mehrtägigen Todeskampf des Papstes. Auf der ganzen Erde füllten sich am Pfingsttag die Gotteshäuser mit Gläubigen, die für den sterbenden Pontifex beteten. Auch in vielen nichtkatholischen Kirchen und Synagogen wurde für den mit dem Tod ringenden Papst gebetet. Zeitungen brachten Bilder von Gläubigen, die auf dem Petersplatz kniend beteten [...]. Als Radio Vatikan die Todesnachricht bekanntgab, unterbrachen die meisten Sender, so auch die drei schweizerischen Landessender, ihr Programm und schalteten eine kurze Gedenkpause ein.

Erschüttert stehen wir an der Bahre des Papstes, dem die Vorsehung ein Pontifikat von

nur vier Jahren und sieben Monaten beschieden hatte [...].

Papst Johannes besass ein eigentliches Charisma, durch seine von Herzen kommende Güte die Menschen für sich zu gewinnen. So war er der Papst, den unsere Zeit brauchte [...].

Unsere Blicke sind in den nächsten Tagen und Wochen mehr denn je nach der Ewigen Stadt, dem Mittelpunkt der katholischen Weltkirche, gerichtet. Wir trauern um den verstorbenen Papst, wie Söhne um ihren heimgegangenen Vater trauern. In diesen Stunden der Trauer tröstet uns aber auch die Verheissung des Herrn, dass er über das Schicksal der Kirche wache, wie er es seinen Jüngern versprochen hatte, ehe er die Welt verliess».

(Johann Baptist Villiger [1904–1993], Redaktionsleiter der SKZ von 1954 bis 1975 und Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Universität Luzern von 1936 bis 1969/ufw)

6.6.2013 (Personen)

Tränen eines Agnostikers

Der Agnostiker Léo Moulin, ein belgischer Soziologe und Schriftsteller, erzählt Léon Joseph Kardinal Suenens, ein Sozialist habe ihm das persönliche (nicht seinen Parteigenossen preiszugebende!) Bekenntnis anvertraut: «Beim Tod von Johannes XXIII. habe ich geweint». Und er selbst habe ihm geantwortet: «Ich auch ...». Moulin deutet das Konzil als das einzige ihm bekannte Beispiel für eine gelungene Reform von innen her. «Wenn das I. Vatikanum das II. Vatikanum gewesen wäre, wäre das Gesicht Europas verändert worden». Schon im Weggehen bemerkt Moulin zu Suenens: «Johannes XXIII. hat meinen Unglauben unbehaglich gemacht» (Su 164).

(emf)

7.6.2013 (Personen)

Ökumenisches Gedenken an Papst Johannes XXIII.

In seinen Erinnerungen erwähnt Léon Joseph Kardinal Suenens die Empfehlung eines Beobachters, man solle Papst Johannes XXIII. nicht heiligsprechen, «damit wir ihn gemeinsam verehren können» (Su 149).

Bereits um den Sterbenden habe sich, so schreibt es Augustin Kardinal Bea, «eine einzigartige, vielleicht nie gesehene Einmütigkeit von Christen jeder Konfession, ja sogar vieler Nichtchristen gebildet» (zit. Schm 583). In einer Rede zu Beginn der zweiten Konzils-session gibt der lutherische Konzilsbeobachter Kristen E. Skydsgaard in einer Rede vor Papst Paul VI. dem Verlangen Ausdruck, «in Ehrfurcht» des verstorbenen Papstes zu gedenken und erklärt: «Die Nachricht vom Tode dieses grossen Papstes hat uns mit Schmerz erfüllt, und wir werden seine so spontane und gütige, von Weisheit und Mut erfüllte Persönlichkeit nicht vergessen» (zit. Schm 584).

(emf)

8.6.2013 (Heute vor 50)

Lobrede Montinis in Mailand

Ausstrahlung über den Tod hinaus wurde Johannes XXIII. von allen Seiten, innerkirchlich wie ausserhalb der Kirche, zugebilligt. Der verstorbene Papst schien noch immer zu den Menschen zu sprechen, sogar «stärker und lauter als er es jemals zu Lebzeiten getan

hatte.» (Grootaers, A2, 602). Diese allgemeine Wahrnehmung griff Kardinal Montini in einer eindringlichen Lobrede im Mailänder Dom auf: «Wenn wir einen Blick über sein jetzt verschlossenes Grab hinauswerfen wollen, werden wir von seinem Nachlass sprechen können, den das Grab nicht festhalten kann: den Geist, den er unserer Zeit eingegeben hat und den der Tod nicht ersticken können.» (A2, 603) Montini wird sich an diesem Geist noch messen lassen müssen.

(ab)

9.6.2013 (Personen)

Der Papst des Übergangs

Erst einige Wochen nach dem Tod von Papst Johannes XXIII. schaut Yves Congar zurück auf die vergangenen Ereignisse. Sterben und Tod des Papstes, so nimmt er wahr, haben für die Kirche und selbst für die Welt eine aussergewöhnliche Erfahrung dargestellt. «Denn plötzlich ist das immense Echo offenbar geworden, die das Dasein dieses demütigen und guten Menschen hervorgerufen hat. Es ist offenbar geworden, dass er die religiöse und sogar menschliche Karte der Welt tiefgreifend verändert hat: einfach indem er gewesen ist, was er war. Er ist nicht durch grosse Darlegung von Ideen vorgegangen, sondern durch Gesten und einem gewissen Stil seiner Person» (Co 1,383f).

Bereits im Januar hatte Congar über das Pontifikat Johannes XXIII. nachgedacht. Der Papst des Übergangs könne wahrhaft ein solcher sein, wenn sich seine Idee realisiere, die Kirche zu eine weithin kollegialen und episkopalen Leitung übergehen zu lassen. Das Ergebnis des Konzils könne darin bestehen, weltkirchliche und nicht nur römisch-katholische Organe einzusetzen (vgl. Co 1,321f).

(emf)

10.6.2013 (Weiteres)

Ein Christ als Papst

Hannah Arendt kommentierte 1966 das «Geistliche Tagebuch» des verstorbenen Papstes. In ihrem Beitrag lässt sie als Antwort auf die Frage nach dem Besonderen des Papstes ein römisches Zimmermädchen zu Wort kommen. Es drückte gegenüber Arendt eine erstaunliche Einschätzung über Johannes XXIII. aus:

«Gnädige Frau [...] dieser Papst war ein wirklicher Christ. Wie ist das möglich? Und wie konnte ein wirklicher Christ auf den Heiligen Stuhl zu sitzen kommen? Musste er denn nicht erst zum Bischof und Erzbischof und Kardinal ernannt werden, bevor er schliesslich zum Papst gewählt wurde? Hatte denn keiner eine Ahnung, wer er war?»

Hannah Arendt nimmt diese Gedanken auf und unterstreicht die Freiheit Johannes' XXIII. gegenüber der Institutionslogik der Kirche.

«Die Kirche predigt zwar seit fast zweitausend Jahren die *Imitatio Christi*, und keiner vermag zu sagen, wie viele unbekannt gebliebene Gemeindepfarrer und Mönche in all den Jahrhunderten sich wie der junge Roncalli sagten: <Hier also ist mein Vorbild: Jesus Christus>, wobei er schon mit 18 Jahren genau wusste, dass <dem guten Jesus gleich zu sein> nur bedeuten konnte, als <Verrückter behandelt> zu werden: <Man sagt und glaubt, ich sei närrisch. Vielleicht bin ich's auch, aber mein Stolz erlaubt mir nicht, so etwas zu glauben. Das ist das Komische an der Sache>.

Aber die Kirche ist eine Institution und befasst sich, besonders seit der Gegenreformation, mehr mit der Aufrechterhaltung dogmatischer Glaubenssätze als mit schlichter Frömmigkeit. Sie öffnet die kirchliche Berufslaufbahn nicht leicht denen, die die

Aufforderung: <Folge mir nach> wörtlich nehmen. Nicht dass sie bewusst zurückschreckte vor den deutlich anarchistischen Elementen in einer unverwässerten, authentisch christlichen Lebensführung; sie glaubt einfach, dass <Leiden und verachtet sein für Christus und mit Christus> falsche Politik ist.

(ab; zum Text von Hannah Arendt)

<http://konzilsvaeter.de/ii-vatikanisches-konzil/hannah-arendt/index.html#2646849f7b0bc5503>

11.6.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Eine Flutwelle der Sympathie

Papst Johannes XXIII. war während seines Pontifikates, nicht zuletzt in den letzten Monaten vor seinem Tod, von manchen Kreisen offen oder versteckt kritisiert worden. Grund dafür war sein Schweigen zur italienischen Politik, so dass ihm die Erfolge der Kommunisten bei den italienischen Wahlen angelastet wurden, ebenso wie seine Haltung gegenüber den anderen Konfessionen und seine Bereitschaft, offene konziliare Prozesse zuzulassen.

In den Tagen nach seinem Tod begegnet dieser kritischen Haltung – wie sich in den letzten Blogeinträgen vielfach widerspiegelt – eine ganz anders geartete Einstellung. «Es war wie eine Flutwelle der Sympathie. ... Nach den Zeugnissen der damaligen Zeit sprach der verstorbene Johannes XXIII. stärker und lauter[,] als er es jemals zu Lebzeiten getan hatte» (Jan Grootaers, in: A 2,602).

(emf)

12.6.2013 (Personen)

«Das Konzil hat viel erreicht»

Pater Sebastian Tromp SJ, in gewissem Sinn ein «Verlierer» der ersten Konzilssession, äussert sich, wie bei klugen Verlierern üblich, sehr intelligent über die Sieger, zu denen sicher auch Papst Johannes XXIII. gehört. Im «Echo der Zeit» vom 25. August 1963 äusserte sich Tromp folgendermassen über Johannes XXIII.: «Der Tod Johannes' XXIII. bedeutet einen grossen Verlust. Der verstorbene Papst hat erreicht, dass die Augen der ganzen Welt mit Wohlwollen auf das Konzil gerichtet sind, aber wegen der Krankheit des Papstes waren viele in einer grossen Sorge, da das Konzil entscheidend vom Papst abhängt, auf seine Leistung angewiesen ist und ohne päpstliche Bestätigung nicht gedacht werden kann. Der neue Papst wird die Arbeit seines Vorgängers fortführen [...].» Zur ersten Sitzungsperiode meinte Pater Tromp, dass vom «technischen Standpunkt aus» alles grossartig war. Dann betonte er, dass die liturgische Feier zur Eröffnung der Sitzungen auch für die Konzilsväter eine Offenbarung war, da sich in aller Verschiedenheit die Einheit zeigte. Nach seiner Meinung wirkte sich die lateinische Sprache als Segen aus [, obwohl sicher ein beachtlicher Teil der Konzilsväter des Lateinischen unkundig war!]. Tromp war weiter der Ansicht, dass die römische Kurie als Organ des Papstes nicht dem Konzil untergeordnet war und meinte, dass die Gläubigen auch vor Irrtümern gewarnt sein sollten.

(ufw / Sebastian Tromp S.J.: Konzilstagebuch Bd. II/1: 1962–1963 [1. Konzilssession und 1. Intersession]. Nordhausen 2011, 9-14)

13.6.2013 (Personen)

«Vom Zauber des Anfangs und von der Geduld auf dem Weg»

Karl Kardinal Lehmann gibt im diesjährigen Korrespondenzblatt für die Alumnus und Ehemaligen des Päpstlichen Kollegs Germanicum et Hungaricum in Rom einen wertvollen Einblick in seine Germanicums-Jahre von 1957 bis 1964. Er schreibt über Pius XII. und Johannes XXIII.: «Als man Pius XII. mit grossem Dank für die Steuerung des Schiffleins Petri in den schweren vergangenen 20 Jahren begraben hatte, war bei allem Vertrauen zur Führung der Kirche durch Gottes Geist die Unsicherheit über den nun einzuschlagenden Weg gross: In gewisser Weise hatte Papst Pius XII. sich auch überlebt. Wir Theologen schauten erwartungsvoll in die Zukunft, wir waren aber nicht wenig enttäuscht, als die Kardinäle am 28. Oktober des Jahres 1958 den damals 77-jährigen Patriarchen von Venedig, Angelo Giuseppe Roncalli aus der Nähe von Bergamo, zum Nachfolger wählten [...]. Man redete nach der Wahl von Johannes XXIII. fast etwas verächtlich vom «Übergangspapst» [...]. Der Papst findet überraschend schnell in sein ganz neues Amt hinein [...]. Die grösste Überraschung erfolgte jedoch am 25. Januar 1959 in der Basilika Sankt Paul vor den Mauern am Fest der Bekehrung des Apostels Paulus mit der Ankündigung des Konzils [...]. Wir waren – fast könnte man das sagen – aus dem Häuschen. So etwas hatten wir beileibe nicht erwartet [...].

Manchmal habe ich den Eindruck, dass diese Zeit von 1958 bis zur Eröffnung des Konzils für mich damals fast wichtiger war als die Konzilszeit selbst, einschliesslich der Zeit danach. Es war ein einmaliger, unerwarteter Aufbruch mit so vielen Überraschungen, wie wir dies nie zu hoffen wagten [...].

Am Schluss muss nochmals der Blick zurück zu Johannes XXIII. gehen. An seiner Gestalt und mit Blick auf seinen Weg habe ich bis heute viel gelernt. Gewiss hat er aufgrund des vorgerückten Alters die Verantwortung als Papst nicht lange wahrnehmen können. Aber in den gut viereinhalb Jahren seines Pontifikates hat er in einer unglaublichen Weise die Kirche und ihre Position in der Welt zum Positiven verändert.»

(ufw / Karl Kardinal Lehmann: Vom Zauber des Anfangs und von der Geduld auf dem Weg. In: Korrespondenzblatt Collegium Germanicum et Hungaricum 122 [2013] 58–63)

14.6.2013 (Personen)

«Ich habe noch nicht verstanden, warum ich Papst geworden bin»

Kardinal Léon Joseph Suenens hatte die Aufmerksamkeit von Papst Johannes XXIII. durch einen Hirtenbrief zu den Konzilerwartungen erweckt. Der Papst ernannte ihn zum Kardinal, damit er auf dem Konzil besser wirken könne. Seitdem bestand ein besonderes Vertrauensverhältnis zwischen Papst Johannes und Kardinal Suenens. Dies erklärt, warum der Papst ihm sehr intime Gedanken preisgab. So erklärte er ihm eines Tages: «Ich habe noch nicht verstanden, warum ich Papst geworden bin, und ich glaube, Gott selbst hat Schwierigkeiten, es sich selbst zu erklären» (Su 87).

(emf)

15.6.2013 (Rezeption)

Abschied von der «Missionskirche»

Die Wirkungen, welche die Kirchenkonstitution des vergangenen Konzils auf die ehemaligen «Missionskirchen» hatten, können nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Der damalige Erzbischof Joseph Albert Malula von Kinshasa (1917-1989), der erste zairische Bischof, sprach von einer «wahrhaft kopernikanischen Wende im Verständnis der Kirche». Bisher sei das Zentrum der Pastoral die «Mission» gewesen, «ein

beeindruckender Gebäudekomplex, geleitet von Priestern, die alles selbst bedachten und organisierten, in Übereinstimmung mit kirchlichen, pastoralen und kulturellen Traditionen ihrer Zeit und ihrer Ordensgemeinschaft [...] Da gab es auf der einen Seite die Spender der heilbringenden Sakramente: die Priester, Brüder und Schwestern, und auf der anderen Seite die Konsumenten: die Gläubigen, die die Sakramente empfangen. Allerdings kamen sie nicht allein wegen der Vorbereitung oder des Empfangs der Sakramente zur Missionsstation, sondern auch wegen aller möglichen sonstigen Dienste.»

Anders das erneuerte Bild der konziliaren Ekklesiologie: «Eine Kirche, die sich als Volk Gottes versteht, als Gemeinschaft derer, die an Jesus Christus glauben, in der jeder Einzelne kraft seiner Taufe berufen ist, in der Gemeinschaft Verantwortung für das Leben und das Wachstum des gesamten Leibes zu übernehmen. Daraus ergibt sich eine Pastoral der Communion, der Gemeinschaft. Die Kirche als Pyramide kehrt sich um.» Für den aus dem sozio-kulturellen Kontext der Bantukultur stammenden Malula entsprach das Verständnis von Kirche als Volk Gottes besonders auch der Mentalität seines Volkes, das den Familiensinn pflegt und für das Gemeinschaft kein leeres Wort ist.

(Giancarlo Collet)

16.06.2013 (Rezeption)

Zeichen der Zeit – heute wie damals zwischen Hoffen und Bangen

Kirchenamtliche Stellungnahmen zu gesellschaftlichen Fragen haben häufig eines gemeinsam: es herrscht ein defensiver Ton vor. Kulturpessimismus und der Hinweis auf Unzulänglichkeiten und mögliche Gefahren prägen viele Beiträge. Bei den Konzilsvätern vermutet man gemeinhin das Gegenteil. Sie seien von der Mentalität der 1960er Jahre geprägt gewesen. Darum seien sie (zu) optimistisch gewesen, etwa mit Blick auf die Möglichkeit, eine humanere Weltgesellschaft zu verwirklichen. In der Tat traute das Konzil der Kirche zu, zusammen mit allen Menschen guten Willens zur Wohlfahrt und Einheit der Menschheitsfamilie beitragen zu können. Mit Blick auf die eigene Zeit war man aber nicht naiv. Insbesondere in *Gaudium et spes* fällt durchgängig eine Pendelbewegung zwischen «zwar» und «jedoch» auf. In den Zeichen der Zeit werden also einerseits die Potentiale identifiziert, die zur Hoffnung Anlass geben und an die man anknüpfen wollte. Andererseits war das Konzil nicht unkritisch. Die jeweilige Kehrseite bleibt immer mit im Blick. So spricht etwa GS 47 mit Hochachtung von allem, was die Gemeinschaft von Ehe und Familie fördert und zu ihrem tieferen Verständnis beiträgt, ohne die Benennung konkreter Defizite zu vergessen. Wenn die Kirchenleitung sich heute der Zeichen der Zeit vergewissert, wird sie neue Themen und Herausforderungen benennen. In der Nachfolge des Konzils sollte diese Vergewisserung aber ein Pendeln zwischen zwar und jedoch auszeichnen – zwischen Wertschätzung dessen, was bereits gut ist, und begründeter, manchmal auch prophetischer Kritik.

(Stefan Gärtner)

17.06.2013 (Rezeption)

Optimistisch oder pessimistisch – wie realistisch ist der Geist des Konzils?

In vielen Rückblenden auf das Konzil wird eine angeblich zu fortschrittsgläubige und optimistische Sicht der damaligen Konzilsväter auf die Welt unterstellt. Stefan Gärtner hat gezeigt, dass diese Diagnose nicht haltbar ist und durch die Texte des Konzils widerlegt wird. Er zeigt eine wertschätzende und zugleich prophetisch-kritische

Wahrnehmung der Zeichen der Zeit durch das Konzil auf.

Ein aktuelles Beispiel für eine ausgewogene und dennoch keinesfalls profillose Beschreibung der «Zeichen der Zeit» hat die konziliare Versammlung in Frankfurt gegeben, bei der verschiedene kirchliche Gruppen 2012 einen gegenwartstauglichen Anschluss an das Konzil gesucht haben: Einige Sätze seien hier zitiert:

«Mit Trauer und Angst sehen wir heute,

- dass die Welt [...] dem Diktat des globalisierten Kapitalismus unterworfen wurde,
- dass gesellschaftlicher Reichtum in globalem Massstab immer ungerechter verteilt wurde,
- dass sich ein Wachstumsmodell durchgesetzt hat, das die Zerstörung unseres Planeten in Kauf nimmt, [...]
- dass Millionen von Menschen auf der Flucht sind, ihr Leben zu sichern suchen und Zehntausende von ihnen bei diesem Exodus an den Grenzen des ‚christlichen Abendlandes‘ ums Leben kommen – obwohl doch genug für alle da wäre.

[...]

Mit Freude und Hoffnung sehen wir aber auch die Aufbrüche [...] in den letzten Jahren. Voller Hoffnung sehen wir in der Welt, [...]

- wie immer mehr Menschen sich das Recht auf Bewegungsfreiheit nehmen und die von Europa erklärten Grenzen der Menschlichkeit überschreiten und
- wie christliche Gemeinschaften sich für und mit Flüchtlingen engagieren und Humanität über Gesetzestreue stellen,
- wie christliche Gruppen Kampagnen gegen Waffenhandel organisieren und sich zusammen mit sozialen Bewegungen dem autoritären Krisenmanagement der reichen europäischen Länder widersetzen,
- wie immer mehr Christinnen und Christen einen einfachen und nachhaltigen Lebensstil praktizieren und neue Lebensformen ausprobieren.»

(ab; nach: Leitfaden zur Orientierung für die Jahre 2012 – 2015. Erwägungen vor und während der Konziliaren Versammlung, http://www.pro-konzil.de/wp-content/uploads/2012/11/Leitfaden_Konzilserinnerung1.pdf)

18.6.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Besorgnis vor dem Konklave

Anfang Juni wendete sich der melkitische Patriarch Maximos Saigh in einem vertraulichen und persönlichen Brief (ausdrücklich und unterstrichen so gekennzeichnet) an Kardinal Julius Döpfner. Dieser Brief, den Maximos auch an andere Kardinäle schickte, war gewissermassen der Versuch, ein briefliches «Vor-Konklave» zu ermöglichen.

Der Patriarch äussert sein Bedauern und seine Besorgnis, dass Papst Johannes XXIII. das Konzil, durch das er der Kirche neue Wege ermöglicht hatte, nicht auch zu Ende führen konnte. Er hofft zwar, dass die Schritte nach vorn irreversibel seien. Doch da die menschlichen Einflüsse und die von Gewohnheit bestimmten Mentalitäten wirken, kann es sein, dass die Mehrheit des Konklaves auf den Stuhl Petri einen Papst von der Art der Kardinäle, die man «Integristen» genannt hat, setzen» (Dö 455). Insbesondere der italienische Teil der Kardinäle könnte in diese Richtung neigen. Der Patriarch erinnert an die in der Konzilsaula geäusserten Postulate nach einer Internationalisierung der Kurie und favorisiert darum die Wahl eines nichtitalienischen Papstes, vorzugsweise aus der Gruppe der von ihm angeschriebenen Kardinäle (Alfrink, Bea, Cushing, Döpfner, Frings, König, Léger, Liénart, Suenens).

Die Direktheit, mit der der Patriarch sich äusserte, ist auch dadurch bedingt, dass die

Patriarchen damals nicht am Konklave teilnahmen und nicht zu den Papstwählern gehörten. Patriarch Maximus hatte darum anderweitig keinerlei Möglichkeiten, die eigene Verantwortung wahrzunehmen.

Er entschuldigt seine Freiheit und Freimütigkeit auch damit, dass er ins 86. Lebensjahr eingetreten ist und nicht mehr lange zu leben hat. (Er starb 1967). «Die Liebe zum Wohl der Kirche drängt und bedrängt mich».

Am 18. Juni 1963, kurz vor dem Konklave, antwortet Kardinal Döpfner, indem er seiner eigenen Besorgnis Ausdruck gibt, insbesondere in Anbetracht der verschiedenen Parteiungen, die im Kardinalkollegium existieren. Er schliesst seinen Brief mit der Bitte an Gott, dass das von Papst Johannes begonnene Werk fruchtbar fortgeführt werden könne (vgl. Dö 459).

(emf)

19.6.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Der Vortag des Konklaves

Am Abend des 19. Juni 1963 werden die Kardinäle ins Konklave einziehen. Um 10 Uhr am Vormittag feiern die Kardinäle im Petersdom die Eucharistie als Motivmesse zum Heiligen Geist. Monsignore A. Tondini, Sekretär für die Päpstlichen Breven, hält die Ansprache «De eligendo pontifice». Statt, wie üblich, den verstorbenen Papst zu würdigen, trägt er eine unverhohlene Kritik an diesem vor. Da er die im Konzil aufgeworfenen Fragen für noch nicht reif hält, votiert er für einen Aufschub des Konzils (vgl. Wil 30; A 2,603). Da das Konklave und das Konzil sich in ihrer Zusammensetzung erheblich unterscheiden (v.a. was den Anteil von Europäern und näherhin Italienern angeht), ist der Ausgang – auch hinsichtlich der Frage der Fortführung des Konzils – ungewiss.

Der aus der Provinz Bergamo stammende Kardinal Gustavo Testa kommentierte das Konklave kryptisch so: «Haarsträubende Dinge sind bei diesem Konklave vorgefallen. Ich werde den Papst um Erlaubnis bitten müssen, darüber zu sprechen». John W. O'Malley dazu: «Entweder fragte er nicht oder er erhielt die Erlaubnis nicht, denn er sagte nichts weiter. Andere Indiskretionen bestätigen, dass das Konklave schwierig war».

(emf; Zitat bei OM 166; siehe auch den interessanten Artikel von Azio de Franciscis in der Zeit vom 26.6.1964: <http://www.zeit.de/1964/26/ein-hamlet-auf-petris-stuhl>)

20.6.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Das Konklave beginnt

Der Tod Johannes XXIII. am 3. Juni 1963 unterbrach nicht nur die Vorbereitung der zweiten Sitzungsperiode, sondern das Zweite Vatikanische Konzil selbst war nach den Bestimmungen des Kirchenrechts aufgelöst. Ein künftiger Papst war nicht verpflichtet, dieses fortzusetzen. Aufgrund dieser Ausgangslage ist es verständlich, dass seitens der Befürworter des Konzils viele dem Konklave in angespannter Erwartung entgegensahen, zumal der Tod des Papstes bei Konzilsgegnern Hoffnungen auf eine Beendigung des Konzils geweckt hatte. Von Anfang an war damit klar: Die Papstwahl entscheidet auch über das Konzil.

Das Konklave begann am Abend des 19. Juni. 80 der 82 Mitglieder des Kardinalskollegiums – 29 Italiener, 26 andere Europäer und 27 Nichteuropäer – nahmen daran teil. Die für die Wahl erforderliche Zweidrittelmehrheit betrug damit 54 Stimmen.

Über das Konklave gibt es keine Berichte. Vertrauliche Informationen über die Papstwahl,

die bekannt wurden, sind nicht nachprüfbar. Als gesichert gilt jedoch, dass konsequente Reformer wie der Erzbischof von Bologna, Kardinal Giacomo Lercaro, auf der einen, konzilskritische Traditionalisten wie Kardinal Giuseppe Siri von Genua auf der andern Seite zwar Stimmen erhielten, aber keine Aussicht hatten, gewählt zu werden. Die Wahl scheint deshalb schon früh auf den Mailänder Erzbischof Kardinal Giovanni Battista Montini als Kompromisskandidaten zugelaufen zu sein, der als gemässigter Progressiver galt und dem zugetraut wurde, zwischen den unterschiedlichen Positionen vermitteln zu können. Er hatte das Konklave als Favorit betreten, die Zweidrittelmehrheit erreichte er am ersten Wahltag aber nicht.

(Franz Xaver Bischof)

21.6.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Die Wahl Pauls VI.

Am 21. Juni 1963, vormittags, kündigte weisser Rauch über der Sixtinischen Kapelle die Wahl eines neuen Papstes an. Gewählt war im sechsten Wahlgang mit wahrscheinlich 58 Stimmen und nicht eigentlich überraschend der Mailänder Erzbischof Kardinal Giovanni Battista Montini. Er nahm den Namen des Völkerapostels Paulus an. Nach heutigem Kenntnisstand verdankte er seine Wahl einer konziliaren Mehrheit von vor allem französischen, deutschsprachigen und amerikanischen Kardinälen. Ungeklärt ist, ob es im Verlauf des Konklaves zu Absprachen mit der «kurialen Partei» gekommen ist, die, wie es scheint, Montinis Kandidatur behinderte, aber nicht verhindern konnte. Der Neugewählte hatte selber dreissig Jahre an der Kurie verbracht und war dort enger Mitarbeiter Pius' IX. und Pius' XII. gewesen, bevor er 1954 nach Mailand versetzt worden war und dort im Rang eines Erzbischofs ohne die übliche Kardinalserhebung belassen wurde. Johannes XXIII. ernannte ihn 1958 gleich im ersten Konsistorium zum Kardinal und machte damit den Weg frei zur Papstwahl. Montini hatte sich nicht nur des besonderen Vertrauens des verstorbenen Papstes erfreut, er stand auch bei der Mehrheit der Konzilsväter in hohem Ansehen.

Über seine Haltung zum Zweiten Vatikanischen Konzil liess Paul VI. keinen Zweifel aufkommen. Schon am Tag nach seiner Wahl bezeichnete er in einer Ansprache vor den Kardinälen in der Sixtinischen Kapelle, die über Radio direkt übertragen wurde, die Fortsetzung des Konzils als die wichtigste Aufgabe seines Pontifikats.

(Franz Xaver Bischof)

22.6.1963 (Heute vor 50 Jahren)

Das Begonnene weiterführen

In einer Rundfunkbotschaft machte Paul VI. einen Tag nach seiner Wahl zum Papst klar, dass er die Fortsetzung des Zweiten Vatikanischen Konzils als den bedeutendsten Teil seines Pontifikats ansah; dafür wollte er alle Kräfte einsetzen. Damit war von allem Anfang klar, dass es mit dem Konzil weitergehen sollte. Er nannte aber auch die Weiterführung der Arbeiten für die Revision des kirchlichen Gesetzbuches sowie die Weiterführung der Bemühungen, für die Festigung der Gerechtigkeit auf allen Ebenen zu sorgen, ebenso erwähnte er den notwendigen Einsatz für den Frieden und für die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit.

Noch am Wahltag selbst bestätigte Paul VI. Kardinalstaatssekretär Amleto Cicognani und die anderen Kurienkardinäle, eine Personalrochade stand also nicht an.

(ufw; Jörg Ernesti: Paul VI. Der vergessene Papst. Freiburg im Breisgau 2012, 67–79;

23.6.2013 (Personen)

SKZ: Wer ist Paul VI.?

Die SKZ-Redaktoren Joseph Stirnimann und Johann Baptist Villiger, beides Professor an der Theologischen Fakultät Luzern, gaben in der ersten nach der Papstwahl erscheinenden Ausgabe der «Schweizerischen Kirchenzeitung» (SKZ) dem neugewählten Papst breiten Raum. Sie veröffentlichten die Radiobotschaft vom 22. Juni (siehe dazu den gestrigen Konzilsblog), gaben einen breiten Einblick in das bisherige Leben Pauls VI. und veröffentlichten – das ist doch etwas auffällig – die Rede von Msgr. Amleto Tondini, der am 19. Juni 1963 in seiner Rede «De eligendo pontifice» vom Optimismus des verstorbenen Papstes Johannes XXIII. Abstand genommen und für die Verschiebung des Konzils auf einen späteren Zeitpunkt plädiert hatte (vgl. Konzilsblog 19.6.13).

Im Leitartikel über den neuen Papst betonte Joseph Stirnimann nicht nur die römischen Jahre Montinis, sondern würdigte vor allem auch Montinis Wirken als Erzbischof von Mailand, wo dieser einen sicheren Blick für das Wesentliche und ein erstaunliches Organisationstalent an den Tag gelegt habe. Genannt werden das umfangreiche Kirchenprogramm (72 Bauten, darunter auch eine Bruder-Klausen-Kirche), die grosse Volksmission von 1955 und 1957, die bessere Entlohnung der materiell schlecht gestellten Kleriker und die soziale Gesinnung des Mailänder Erzbischofs.

(ufw; SKZ 131[1963], Nr. 26, 361–363, 365–368; AII, 603.)

24.6.2013 (Personen)

Sebastian Tromp SJ über den neuen Papst

Aus den meistens kurzen Tagebucheinträgen von Sebastian Tromp lässt sich über Paul VI. nicht viel herauslesen, diese sind sehr nüchtern gehalten. So schreibt Tromp am Tag der Papstwahl über Paul VI. ganz kurz: «Der Herr erhalte ihn.» Zum heutigen 24. Juni: «Fest des hl. Johannes des Täufers, Namenspatron des Papstes. Arbeitsfrei.»

Am 30. Juni 1963, dem Tag der Krönung von Paul VI., nimmt Tromp die Teile der päpstlichen Predigt in sein Tagebuch auf, die ihm offensichtlich wichtig erscheinen und behagen, so etwa: «Wir werden die heilige Kirche von den Fehlern in der Lehre und in den Sitten verteidigen, die innerhalb und ausserhalb ihrer Grenzen ihre Integrität bedrohen und Schönheit verbergen.»

(ufw; Tr 2/1, 476–480)

25.6.2013 (Personen)

«Er wird viel römischer sein»

Im Juli 1963 schaut Yves Congar auf die bewegten vergangenen Wochen zurück und formuliert eine erste Einschätzung des neuen Papstes.

«Kardinal Montini ist ein überaus intelligenter und informierter Mensch. Er hinterlässt einen tiefen Eindruck von Heiligkeit. Er wird das Programm Johannes XXIII. aufnehmen, aber wohl nicht in der Weise Johannes' XXIII. und vielleicht nicht ganz in seinem Geist. Er wird viel römischer sein, mehr von der Art Pius' XII. Wie Pius XII. wird er die Dinge ausgehend von Ideen bestimmen wollen, und sie nicht einfach, ausgehend von einer Bewegung des Herzens, wachsen lassen wollen. Er wird die Welt genauso lieben, aber im Zeichen der Sorge» (Co 1,385).

Eine erste Erfahrung mit Papst Paul VI. hat Congar bereits gemacht: Bei einmal Anlass in Caen zum Thema der demokratischen Gesellschaft wurde ein Brief von Paul VI. verlesen, der Congar sehr an Pius XII. erinnert hat. «Das ist eine Art kleine Enzyklika, in der die wohlausgewogenen Ideen sich gegenseitig neutralisieren. Es ist ein vollständiges Exposé, aber sehr abstrakt, das alles enthält, was man denken, vorsehen, vermeiden muss ... Gewiss, das ist nun einmal die Art solcher Texte. Aber diese Art ist ziemlich ungeniessbar. Sie hat den Geruch von Paternalismus». Deswegen denkt Congar etwas wehmütig an Papst Johannes XXIII. zurück: «Johannes XXIII. hatte Vertrauen in die Menschen, Vertrauen in die Kirche, die er sich frei hat ausdrücken lassen. Das war das Geheimnis der Öffnung, die er ermöglicht hat» (Co 1,385).

(emf)

26.6.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Paul VI. hält die Karten verdeckt

Die ersten Schritte des neuen Papstes: Welchen Weg würde er einschlagen, welche Rolle dem Konzil geben? Johannes XXIII. hatte gewissermassen mit Gottvertrauen ein Konzil «losgetreten» ohne die Folgen abzusehen. Paul VI. musste jetzt dem Konzil und der in Bewegung geratenen Kirche eine Richtung geben. Seine Strategie und seine Positionen blieben lange undeutlich. Paul VI. nutzte Kontakte in alle Richtungen. Er band wichtige Kurienvvertreter ein und setzte sie an Schaltstellen, so Kardinalstaatssekretär Cicognani, der noch lange über das Konzil hinaus Einfluss auf seine Umsetzung nehmen sollte (siehe Konzilsblog vom 19.02.2013).

<http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m93830>)

Paul VI. übertrug aber auch anderen Personen wichtige Aufgaben:

Kardinal Suenens sollte Legaten ernennen als unmittelbare Kontaktpersonen zwischen Papst und Konzil – eine wichtige Position, damit das Konzil zum Papst durchdringen konnte. Kardinal Döpfner sollte ein Gutachten erstellen, um die Zahl der Schemata weiter zu reduzieren. Kardinal Lercaro sollte Vorschläge für eine neue Geschäftsordnung ausarbeiten. Andere wurden aufgefordert, dem Papst beim Verfassen einer Enzyklika über die Kirche zu helfen – parallel zur Suche des Konzils nach einer erneuerten Ekklesiologie!

Paul VI. blieb undurchsichtig. Dies entsprach einem Rollenverständnis, das er in einer Meditation im Juli 1963 so ausdrückt:

«Wie eine Statue, nein, besser: wie ein lebendiger Mensch, der ich bin, oben auf einer Fiale postiert... Ich muss diese Einsamkeit betonen: Ich darf keine Angst haben, darf keine äussere Stütze suchen, die mich entlasten könnte von meiner Pflicht, die darin besteht zu wollen, zu entscheiden, alle Verantwortung auf mich zu nehmen, die anderen zu führen, auch wenn dies unlogisch und vielleicht absurd erscheinen mag. Trost spendende vertrauliche Beziehungen kann es nur wenige und diskrete geben: Was tief in meinem Geist vor sich geht, bleibt bei mir. Ich und Gott.» (A3, 6, FN 16)

(ab; A 3,5f.)

27.6.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Die Festlegung der Wiedereröffnung des Konzils

«Die ersten zehn Tage nach der Papstwahl vom 21. Juni 1963 waren ein regelrechtes Feuerwerk» (J. Grootaers in: A 2, 608). Schon in der Rede vom 21. Juni 1963 betonte Papst Paul VI., dass die Fortsetzung des Konzils der wichtigste Teil seines Pontifikats sei

(vgl. Konzilsblog von diesem Tag). Am 27. Juni 1963 schliesslich legte Paul VI. die Wiedereröffnung des Konzils auf den 29. September 1963 fest – ein sehr anspruchsvolles Ziel. «Damit war für die Arbeiten der Versammlung nur so viel Zeit verloren gegangen, wie sich aus dem Tod des alten Papstes und der Wahl eines neuen ergeben hatte. Die Festsetzung dieses Datums war also als Signal zu verstehen: Die Versammlung sollte unbeirrt fortgesetzt werden. Paul VI. traf damit eine autonome Entscheidung» (Jörg Ernesti).

(ufw; Jörg Ernesti: *Paul VI. Der vergessene Papst, Freiburg im Breisgau 2012, 82*)

28.6.2013 (Personen)

Elisabeth Gössmann 85 Jahre

Elisabeth Gössmann, eine der Gründerinnen der theologischen Frauenforschung und einer feministisch-theologischen Hermeneutik, die sie selbst «zwischen den Welten», ihrer Professur an der Sophia-Universität in Tokyo und einem Lehrauftrag an der LMU in München, entwickelt hat, ist am 21. Juni 2013 85 Jahre alt geworden. Sie hat in ihrer Autobiographie «Geburtsfehler: weiblich. Lebenserinnerungen einer katholischen Theologin» (München 2003) darauf hingewiesen, dass die Gründungsgeschichte der feministischen Theologie bereits in der «das Konzil vorbereitenden, also der (zu Unrecht oft geschmähten) vorkonziliaren Theologie» (283) zu verankern ist.

Elisabeth Gössmann hat bereits 1962 die Publikation «Das Bild der Frau heute» vorgelegt, in der sie die These von der «Unableitbarkeit des Frauseins vom Mannsein» sowie der «gleichen Unmittelbarkeit des Menschseins im Mann wie in der Frau» (Geburtsfehler 281) formuliert hat. In der zweiten Auflage 1967 fügt sie ein Kapitel mit dem Titel «Das Konzil zur Stellung der Frau» ein. Nach den Konzilstexten gibt es «keinerlei Zurücksetzung der Frau gegenüber dem Mann, sei es in ihrem geistlichen Leben, sei es in den neu entdeckten Funktionen des Laienstandes, sei es in der Anerkennung ihrer Wirksamkeit in der modernen Gesellschaft und Öffentlichkeit. Die Konzilstexte sprechen nirgendwo von einer hierarchischen Struktur der Ehe, beschreiben aber faktisch unter dem Gedanken der Liebe die partnerschaftliche Form der Eheführung. Das Ergebnis der Konzilstexte für die Frau ist also die Gleichberechtigung mit dem Mann im Laienstand, wann man es einmal so nennen will» (Geburtsfehler 281f). Elisabeth Gössmann hat in ihren Forschungen dazu beigetragen, dass das Frauenbild des Neothomismus revidiert wird und hat vor allem in ihren mediävistischen Studien auf die Fehlentwicklungen in der Interpretation der ersten drei Genesis-Kapitel in der christlichen Tradition hingewiesen. In der Nachkonzilszeit hat sie mehrfach angemahnt, auf dem Hintergrund einer Theologie des gemeinsamen Priestertums und der Stärkung des Laienapostolats neue Formen der Partizipation und Kommunikation für Frauen in der Kirche zu erschliessen und auf eine «unideologische» Weise die Ämterfrage – gerade auch für Frauen – zu diskutieren.

29.6.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Geht die Tradition über die Schrift hinaus?

Der sogenannten «Gemischten Kommission» unter der Leitung der Kardinäle Ottaviani und Bea war aufgetragen worden, die scharfer Kritik unterzogene Formel des Verhältnisses von Schrift und Tradition im Einklang mit den Konzilien insbesondere von Trient und von Vatikanum I. zu revidieren. Dies setzte jedoch eine theologische Klärung der Grundlagen voraus. Gefragt war die Expertise der Konzilstheologen. Intensiv hatte

sich mit dem Thema «Tradition» der französische Theologe Yves Congar (1904-1995) auseinandergesetzt. Mit Datum vom 29. Juni 1963 verteilte das niederländische Zentrum DO-C (ein Presseorgan für das Konzil) mit dem Vermerk «Vertraulich» die «Beobachtungen zum Schema der Konstitution <De divina revelatione>» von Congar. In seiner Darstellung unterscheidet dieser drei theologische Positionen, die im Rahmen der katholischen Kirche vertretbar seien: 1. Schrift und Tradition als voneinander unabhängige Quellen; 2. Tradition als permanenter Prozess der Interpretation zur Entfaltung des Inhalts der heiligen Schriften; 3. Identität des Inhalts von Schrift und Tradition. Congar gibt zu verstehen, dass die Formel, die Tradition reiche weiter als die Schrift («*latius patet*»), zum Schutz vor Missverständnissen einer Vervollständigung bedürfe. «Denn wenn die Tradition auch hinsichtlich der Ausdehnung mehr enthält als die Schrift, so enthält hinsichtlich der Tiefe gewiss die Schrift mehr als die Tradition, da sie wahrhaft unerschöpflich ist» (Y. Congar). Congar geht von einem geschichtlichen und keinem statisch-geschichtslosen Begriff der Wahrheit aus. Auch betont er, das Wort Gottes sei unbeschadet der besonderen Aufgabe des kirchlichen Lehramts der Kirche als Ganzer anvertraut. Congars Klarstellungen waren insbesondere dafür hilfreich, dass sich die Konzilsväter in der späteren Textfassung zum Thema der Offenbarung ganz bewusst dafür entschieden haben, die schwierige Frage des Verhältnisses von Schrift und Tradition für die weitere theologische Forschung offen zu lassen.
(*Hanjo Sauer; vgl. A 2,458 Anm. 53*)

30.6.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Die letzte Papstkrönung

Als Papst Paul VI. am Sonntagabend, den 30. Juni 1963, zum Papst gekrönt wurde, konnte niemand ahnen, dass dies die letzte Papstkrönung sein würde. Das Ereignis hinterliess grössten Eindruck. So berichtete der Redaktor Johann Baptist Villiger in der «Schweizerischen Kirchenzeitung» vom 4. Juli 1963 auf der Frontseite: «Am Abend des letzten Sonntags erlebten wir am Bildschirm Weihestunden seltener Art: Auf dem Petersplatz in Rom wurde das neue Oberhaupt der Kirche, Papst Paul VI., nach dem durch die vielen Jahrhunderte geheiligten Ritus zum Papst gekrönt. Nach ersten Presseberichten füllten 300'000 bis eine halbe Million Menschen den riesigen Platz und die anliegenden Strassen. Noch viel mehr folgten am Bildschirm der heiligen Handlung [...]. Nach dem beendigten eucharistischen Opfer begab sich Papst Paul VI. an seinen Thron. Dort empfing er aus der Hand des rangältesten Kardinaldiakons Ottaviani die dreifache Krone [...]. Deutlich vernahm man die Worte, die der Kardinal sprach, als er die Tiara hoch emporhob, ehe er sie dem neuen Papst auf das Haupt setzte: <Empfange die mit drei Kronen geschmückte Tiara und wisse, dass Du der Vater der Fürsten und Könige bist, der Lenker des Erdkreises, der Statthalter unseres Erlösers Jesus Christus, dem Ehre und Ruhm sei in Ewigkeit.>»

In dem Bericht von SKZ-Redaktor Johann Baptist Villiger sind Altertümlichkeit und Moderne in eigenartiger Weise miteinander verbunden. Berichterstatte nach 1963 wurden glücklicherweise nicht mehr in dieses Dilemma gestürzt, denn im November 1964 verschenkte Paul VI. seine modern gestaltete Tiara – ein Geschenk seiner Erzdiozese Mailand zu seiner Papstkrönung – zugunsten armer Menschen in sozialen Brennpunkten der Stadt Rom. Diese bislang letzte getragene Tiara wird in Washington D.C. aufbewahrt.
(*ufw*)

1.7.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Krönung eines «Super-Kaisers»?

Am 30. Juni 1963 erhält Kardinal Julius Döpfner, der am Tag des Krönungsgottesdienstes von Paul VI. empfangen wird, von diesem den Auftrag, ein Gutachten zum Konzil zu verfassen. Als Döpfner dieses Gutachten Mitte Juli vorlegt (siehe Blogeintrag vom 9.7.), verbindet er es mit einigen Überlegungen zum Krönungsgottesdienst (vgl. Dö 477-480). Nach einer Würdigung der unvergesslichen Atmosphäre in der Abendstimmung auf dem Petersplatz und der eindrucklichen Homilie des Papstes bringt Döpfner einige Kritikpunkte an. Das Krönungsritual lasse den Papst als «Super-Kaiser» (Dö 479) wirken. Die herrschaftlichen Zeichen, wie die Pfauenfedern im Gefolge der *Sedia gestatoria*, scheinen Döpfner das geistliche, liturgische Geschehen zu überdecken. Döpfner schlägt Vereinfachungen vor: «So könnte z.B. die Huldigung der Kardinäle auf die drei *capi d'ordine* [die jeweils ranghöchsten Kardinäle der verschiedenen Ordnungen] beschränkt werden, zumal sich bei dem hohen Alter und der Gebrechlichkeit mancher Kardinäle im Fernsehen ein nicht in allem günstiges Bild ergibt» (Dö 480). Vor allem die tätige Teilnahme und speziell die Kommunion der zahlreichen Gläubigen verlangt neue Aufmerksamkeit. Döpfner kann hier Erfahrungen von den deutschen Katholikentagen einbringen. Zum Altar vermerkt er: «Die sehr breiten Leuchter hindern den Blick auf den Zelebranten und auf das liturgische Geschehen. Ob man hier nicht einfache, moderne Leuchter samt Kreuz erstellen sollte! Ebenso stört es, wenn auf dem Altar eine ganze Serie von Tiaren und Mitren, zumal auf eigenen wuchtigen Trägern stehen» (Dö 480).

(emf)

2.7.2013 (Heute vor 50 Jahren)

John F. Kennedy in Privataudienz

Giovanni Battista Montini kannte John F. Kennedy, den ersten US-Präsidenten römisch-katholischen Glaubens, schon seit 1939. Der sehr beliebte amerikanische Präsident war am 2. Juli 1963 zur Privataudienz bei Paul VI. eingeladen, worüber es noch Filmdokumente gibt (vgl. <http://www.youtube.com/watch?v=oFmssehvA2E>). Die Ansprache des Papstes gegenüber Kennedy war nicht nur eine Bejahung des technischen Fortschritts, für den Paul VI. Amerika offensichtlich bewunderte, sondern auch ein Ausdruck der Übereinstimmung der päpstlichen Auffassung von friedlichem Fortschritt mit demjenigen des amerikanischen Präsidenten: «Die letzten Jahre haben beeindruckende Entwicklungen bei der Erforschung des Weltraums mit sich gebracht, zu denen die USA beachtliche Beiträge geleistet haben. Mögen diese Unternehmungen zur Ehre Gottes beitragen, des Schöpfers und höchsten Lenkers der Welt. Weil sie so vielversprechend für das Wohl der Menschheit sind, mögen sie auch einen wahren und friedlichen Fortschritt einleiten, der die Menschen zu einer universalen brüderlichen Gemeinschaft zusammenschliesst. Genau das ist es, was wir oft aus den Reden Eurer Exzellenz [= John F. Kennedy] heraushören, dass Eure Worte mit Wärme an den höheren Prinzipien von Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit erinnern.»

Papst Paul VI. zeigte sich nur einen Tag später sehr erfreut darüber, dass der amerikanische Präsident eine hochrangige Delegation zur Papstkrönung entsandt hatte (vgl. <http://www.jfklibrary.org/Asset-Viewer/Archives/JFKPOF-032-001.aspx>).

Er übernahm in seiner Rede vor der UNO-Vollversammlung in New York vom 4. Oktober 1965 schliesslich sogar Worte des amerikanischen Präsidenten, was den Krieg betrifft: «Die Menschheit muss dem Krieg ein Ende setzen, oder der Krieg wird der Menschheit ein Ende setzen.» Ein Zeichen der Hochschätzung, die Paul VI. gegenüber Kennedy

empfand.

(ufw; Jörg Ernesti: *Paul VI. Der vergessene Papst. Freiburg im Breisgau 2012, 117, 180f*)

3.7.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Streiten, verschieben, neue Perspektiven finden und organisieren

Die Koordinierungskommission stand vor gewaltigen Aufgaben. Sie musste das Vorankommen des Konzils managen. Strategische, organisatorische aber auch inhaltliche Fragen wurden hier geklärt.

Am 3./4. Juli 1963 – wegen des Todes von Johannes XXIII. mit einem Monat Verspätung – wurde an den bekannten Fronten, die sich in der ersten Konzilsession gezeigt hatten, gestritten. Sollte man treu zu den Textvorgaben der Kurie stehen? Wie weit durfte auf die kritischen Einwände eingegangen werden? Mission, Mischehen und Religionsfreiheit boten viele Gelegenheiten, sich unterschiedlich zu positionieren.

Kardinal Suenens fiel in der Juli-Sitzung der Koordinierungskommission die Aufgabe zu, die neue Version des Schemas XVII vorzustellen. Gewürdigt wird das Thema der Gottebenbildlichkeit des Menschen, welches den Text durchzieht, ohne ihm indes eine wirkliche Einheit geben zu können. Noch keine gute Lösung war die Zerteilung des Textes in einen Teil mit dogmatischem Charakter und einen Teil, der eine Art Sozialkatechismus darstellen würde (siehe Konzilsblog vom 25.5.2013: <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m100409>). So hält Suenens den Text für noch nicht so weit gediehen, dass er auf dem Konzil präsentiert werden könnte.

Ein Ausweg aus der verfahren Diskussionen war die Verlagerung in Arbeitsgruppen. Kardinal Suenens wurde beauftragt, einen neuen Text für das Schema XVII in eigenen Kommissionen zu erarbeiten (dies wird vom 6.-8. September 1963 in Mecheln geschehen) und ihn dann der Gemischten Kommission vorzulegen – ein weiterer Schritt auf dem langen Weg zu «*Gaudium et spes*».

Für den Fortgang des Konzils war noch eine weitere Leistung der Koordinierungskommission wichtig: Sie entschied über Verfahrensfragen, also über eine Revision des Konzilsreglements. So sollte es besser möglich sein, eine Versammlung mit 2'700 Mitgliedern zu einem guten Ergebnis zu führen.

(ab/emf; A 2, 452f.)

4.7.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Eine kopernikanische Wende

Über die Suchfunktion lässt sich herausfinden: Bereits zweimal wählten Autoren des Konzilsblogs das Motiv einer «kopernikanischen Wende». Gebräuchlich ist diese Bezeichnung auch für einen Umbruch, der am 4. Juli 1963 eingeleitet wird.

Kardinal Suenens schlägt in der Sitzung der Koordinierungskommission vor, in der Kirchenkonstitution ein Kapitel über das Volk Gottes dem Kapitel über die hierarchische Verfasstheit voranzustellen, «was man heute als die kopernikanische Wende des Schemas bezeichnet» (Leo Declerck).

Das Kapitel über das Volk Gottes entsprang der Idee, das Kapitel über die Laien zu teilen und in einem eigenen Kapitel über das Volk Gottes all das zu schreiben, was für alle Gläubigen gemeinsam gilt, während ein weiteres Kapitel über die Laien im besonderen handeln würde. Mit der Anordnung der Kapitel aber wurde eine neue ekklesiologische Gewichtung sichtbar: Nicht mehr die Stände und Hierarchien in der Kirche bildeten den Ausgangspunkt der Darstellung der Kirche, sondern die ganze Kirche als «Volk Gottes».

Dieser Vorschlag wird von der Koordinierungskommission positiv aufgenommen, jedoch noch nicht in die Textgestalt umgesetzt. Er wird aber den Konzilsvätern mit der Versendung des neuen Textentwurfs im Juli 1963 bereits mitgeteilt (vgl. AS 2/1,256).

(ab/emf; Zitat von Declerck aus: Pfister, Peter [Hrsg.]; Treffler, Guido [Red.]: Julius Kardinal Döpfner und das Zweite Vatikanische Konzil. Vorträge des wissenschaftlichen Kolloquiums anlässlich der Öffnung des Kardinal-Döpfner-Konzilsarchivs am 16. November 2001. Regensburg: Schnell & Steiner, 2002 [Schriften des Archivs des Erzbistums München und Freising 4], 34).

5.7.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Pericle Felici als Sekretär des Konzils bestätigt

Pericle Felici (1911–1982) war schon am 20. Februar 2013 ein Konzilsblog-Tagesbeitrag gewidmet, wo Arnd Bünker bemerkt, dass Felici seinen Einfluss seinem ungeheuren Fleiss verdankte. Im Bienenfleck aber steckte auch ordentlich viel Kirchenpolitik, die sogar so weit ging, dass er eine Kontrollfunktion über das Konzil ausübte und sich um die Domestizierung der im «Osservatore romano» italienisch veröffentlichten Konzilstexte bemühte.

Papst Paul VI. bestätigte ihn am 5. Juli 1963 als Sekretär des Konzils anlässlich einer Audienz; dessen Machtfülle sollte schliesslich besonders ab 1964 noch grösser werden, wo er de facto unter Berufung auf Paul VI. faktisch den Konzilsvorsitz innehatte.

Wir werden auch in Zukunft also von ihm hören.

(ufw/vgl. Michael Quisinsky/Peter Walter: Personenlexikon zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Freiburg-Basel-Wien 2012, S.103 f.)

6.7.2013 (Weiteres)

365 Tage Konzilsblog

Jubiläum: 50 Jahre Konzil – und heute zudem 365 Tage Konzilsblog. Nach einer Vorabankündigung am 26. Juni 2012: <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/dat/2012-06-01> – wurde am 6. Juli 2012 der erste Blogbeitrag aufgeschaltet: eine Reminiszenz aus der SKZ an die Wahl Kardinal Roncallis zum Papst am 29. Oktober 1958. Mit raschen Schritten näherten sich die Blogbeiträge der Konzilsankündigung, um in der Zeit zwischen dem 9. Juli und dem 11. Oktober 2012 die Konzilsvorbereitungen, dann die erste Session Revue passieren zu lassen. Der Rückblick auf die erste «Intersessio», die Zwischenzeit zwischen den Konzilssitzungen, bestätigt die Einschätzung, dass diese Perioden mit ihren intensiven Arbeiten an den Konzilsdokumenten ein integraler Bestandteil des Konzils sind.

Die Palette der Einträge im Konzilsblog reicht von historischen Erinnerungen an «heute vor 50 Jahren» über «Personen», themenorientierte Beiträge bis hin zu Ausblicken auf die Rezeption und aktuelle Bezüge.

Als das Redaktionsteam die Idee erstmals diskutierte und an die Planung ging, war noch offen, wie die Realisierung im einzelnen möglich sein würde. Unser Ziel war, höchstens einmal am Tag und mindestens einmal in der Woche einen Beitrag zu publizieren. Nach 365 Tagen freut es uns, dass wir auf ebensoviele Blogbeiträge zurückschauen können. Dafür sei allen Autoren und Autorinnen, die mit uns zusammenarbeiten, herzlich gedankt. Ebenso möchten wir dem Mediendienst Zürich für die Bereitstellung und technische Wartung der Internetseite danken.

Von Juli 2012 bis Mitte Februar 2013 verzeichnete der Konzilsblog rund 65'000 Besuche.

Seit der Umstellung auf eine neue Maske Mitte Februar 2013 zählt die Statistik 114'751 Besucher und Besucherinnen. Im Monat Juni 2013 erhielt der Konzilsblog 38'012 Aufrufe. Die einzelnen Beiträge haben nach einem Tag ca. 200-300 Lesern und Leserinnen erreicht; nach einem Monat kommen die Beiträge auf über 1'000 Besucher. Der (seit Februar 2013) meistgelesene Beitrag weist per 5. Juli 2013 1'706 Leser und Leserinnen auf.

Wir hoffen auf spannende Entdeckungen, spitze Federn und interessierte Leserinnen und Leser auch in den kommenden Jahren bis 2015.

(Konzilsblog-Team)

7.7.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Hubert Jedin zu konzeptionellen Fragen des Konzils

Am 2. Juli 1963 dankt Kardinal Julius Döpfner dem Kirchengeschichtler Hubert Jedin für dessen Gutachten zu den Problemen der Geschäftsordnung des Konzils. Döpfner hatte es von ihm als einem ausgewiesenen Experten für das Konzil von Trient erbeten. In den darauffolgenden Tagen kann Döpfner die Hinweise bereits in den Beratungen der Koordinierungskommission über das künftige Konzilsreglement gut gebrauchen (vgl. Konzilsblog vom 3. Juli 2013).

Döpfner hat aber bereits ein neues Anliegen. Da er anlässlich der Krönungsfeierlichkeiten durch Paul VI. beauftragt worden war, ein Gutachten zum Konzil zu verfassen, bittet er nun Jedin auch um eine Stellungnahme zur Frage, «wie die Konzilsarbeit wohl am besten weitergeführt und zu einem glücklichen Abschluss gebracht werden kann ... [und] wie man die postkonziliare Arbeit bereits in der kommenden Sitzungsperiode am zweckmässigsten und sinnvollsten institutionell festlegen kann» (Dö 464).

Bereits am 6. Juli 1963 sendet Jedin Döpfner eine kleine Skizze (vgl. Dö 467-469). Er befürwortet eine Reduktion der Konzilsreden durch kollektive Stellungnahme der Bischofskonferenzen durch einen einzigen Repräsentanten und entwirft eine Prioritätenliste für die zu behandelnden Schemata.

Für die postkonziliare Durchführung der Dekrete schlägt Jedin die Gründung einer Kommission für die Durchführung des II. Vatikanischen Konzils mit 12 Mitgliedern vor. Diese Kommission müsse gegenüber den Kongregationen ähnliche Kompetenzen erhalten wie die Koordinierungskommission gegenüber den Konzilskommissionen. Anfänge einer Kurienreform zeichnen sich in Jedins Postulat ab, dass auf Vorschlag der genannten Kommission drei bis sechs durch Sachkenntnis ausgewiesene Bischöfe als ordentliche Mitglieder in die Kongregationen berufen werden sollten.

(emf)

8.7.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Überlegungen zur Fortführung des Konzils

Zusammen mit den Überlegungen zur Papstkrönung sendet Kardinal Julius Döpfner Papst Paul VI. auf dessen Wunsch Überlegungen zur Fortführung des Konzils (Dö 481-487).

Ein erster Komplex von Vorschlägen betrifft die Wahrung der Kontinuität des Konzils. Döpfner plädiert dafür, die wesentlichen Eigentümlichkeiten, wie den positiven, pastoralen Charakter, die ökumenische Aufgeschlossenheit und die Weltweite des Konzils aufrechtzuerhalten. Eigens vermerkt er: «Es ist zu wünschen, dass auch in Zukunft die Freiheit der Diskussion wie bisher gewahrt wird. Für alle Gesichtspunkte soll auf dem Konzil Raum sein und das pro und contra soll jeweils gründlich durchforscht werden

können» (Dö 481). Er hält es für vorteilhaft, die Zurückhaltung des Papstes, wie sie Johannes XXIII. praktiziert hatte, fortzuführen. Unabdingbare Eingriffe des Papstes sollten in engem Kontakt mit dem Präsidium, der Koordinierungskommission und den Vorsitzenden der Konzilskommissionen erfolgen.

Als Massnahmen zu einem besseren Ablauf des Konzils schlägt Döpfner eine Stärkung der Koordinierungskommission und eine genauere Umschreibung ihrer Vollmachten vor. Als Konzilsberater sollten auch Laien herangezogen werden können.

Döpfner erweist sich schliesslich einmal mehr als Anwalt einer Konzentration des Konzils und äussert Bedenken, ob alle für das Konzil vorgeschlagenen Themen und Entwürfe behandelt werden sollen. In Bezug auf die Entwürfe *De Clericis*, *De Seminariis*, *De Statibus perfectionis* und *De Scholis* scheint ihm, «dass die Zeit für die konziliare Behandlung dieser Themen noch nicht reif ist. Die Situation in den verschiedenen Ländern ist in Bezug auf die genannten Themen sehr verschieden und es lassen sich kaum allgemein gültige, konkreter Aussagen für die ganze Weltkirche machen» (Dö 485).
(emf)

9.7.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ein Telefonat zwischen dem Vatikan und Fribourg

Bischof François Charrière von Lausanne, Genf und Fribourg erhält am 9. Juli 1963 einen Anruf aus dem Sekretariat für die Förderung der Einheit der Christen. Im Tagebuch von Jan Willebrands wird sogar die Uhrzeit festgehalten: 12.00 Uhr. Mit einem Telefonat ist es nicht getan: Für 19.00 Uhr steht der Eintrag: «Anruf aus Fribourg von Mgr. Charrière: er sagt zu» (Wil 39).

Worum geht es? Das Sekretariat will Bischof Charrière zusammen mit dem Dominikaner Christophe-Jean Dumont beauftragen, zum 50. Jahrestag der Bischofsweihe von Patriarch Alexis (Aleksij Simanskij) nach Moskau zu reisen. (In den Anmerkungen des edierten Tagebuches wird angegeben, es handle sich um die Feier des 80. Geburtstages von Patriarch Alexis, was jedoch nicht korrekt ist).

(emf)

10.7.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Flitterwochen (nur) in Rom

Aufbruchsstimmung nach der ersten Konzilssession? Anders als erwartbar und von vielen erwartet, scheint dies mancherorts nicht so gewesen zu sein. Dieselben Bischöfe, die sich in Rom für das Aggiornamento stark gemacht hatten, zeigen sich in ihren eigenen Diözesen eher zurückhaltend und verschlossen.

In der Juni/Juli-Nummer einer Zeitschrift katholischer Intellektueller in den Niederlanden äussert Michael van der Plas, Schriftsteller und Journalist, seine «tiefe Enttäuschung über die reservierte Haltung der niederländischen Bischöfe [...], die in ihr Land zurückgekehrt seien, nachdem sie in Rom eine Art Flitterwochen miteinander erlebt hätten» (zit. in A 2,623).

(emf)

11.7.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Lebendige Tradition

Unter dem recht unscheinbaren Titel «Études et documents» veröffentlichte das

Sekretariat der französischen Bischofskonferenz, für das der rührige baskische Priester Roger Etchegaray – später Erzbischof von Marseille, Bischof der «Mission de France» und Kurienkardinal – verantwortlich war, eine Reihe von Stellungnahmen und Gutachten. Diese erlangten z.T. beträchtlichen Einfluss, konnten sich doch im weiteren Verlauf der Konzilsarbeiten Bischöfe und Theologen darauf stützen. Am 11. Juli 1963 erschien in der Reihe ein mehrseitiger Text von Yves Congar mit dem ebenso recht unscheinbaren Titel «Le Schema <De Revelatione>». Das genannte Schema war in der Tat Gegenstand heftiger Diskussionen. Congars Gutachten, das weite Verbreitung fand (und sich folglich heute in diversen Konzilsarchiven findet), stellt eine Art Kurzfassung seines grundlegenden Werks «La Tradition et les traditions» dar, dessen erster Band 1960 erschien und dessen zweiten Band der Dominikaner unter grossen Anstrengungen während des bereits begonnenen Konzils fertigstellte. In seinem Gutachten plädiert Congar u.a. dafür, das Thema der Tradition im Rahmen des Offenbarungsschemas zu behandeln und es so nicht zuletzt aus den Engführungen zu befreien, in die es in der nachtridentinischen Theologie geraten konnte. Die Tradition – unterschieden von der Schrift, mit der sie doch engstens verbunden ist – kommt damit als lebendige Glaubensweitergabe in den Blick, die die Gesamtheit des Lebens der Kirche umfasst: Liturgie und christliches Leben, Lehramt und Gesamtheit der Gläubigen, Geschichte und Gegenwart, Dogma und Pastoral bilden hier eine Gesamtheit, die gerade als solche jeden Einzelaspekt zu seinem Recht kommen lässt. Viele Gedanken finden sich später in *Dei Verbum* (v.a. Kap. 2) wieder und fordern seither die Kirche zu jener lebensschaffenden Weite heraus, die ein katholisches Traditionsverständnis auszeichnet.

(Michael Quisinsky; vgl. Qu 334)

12.7.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Weltkonferenz «Faith and Order» in Montréal

Vom 12. bis 26. Juli 1963 findet in Montréal die vierte Weltkonferenz der Kommission *Faith and Order* des Ökumenischen Rates der Kirchen statt. Das Sekretariat für die Förderung der Einheit der Christen ist durch eine Delegation von fünf Beobachtern, darunter Jan Willebrands und Gregory Baum, und einigen weiteren Theologen vertreten. Thema ist das Verständnis von Tradition, womit nicht nur die Kontroverse um das Verhältnis von Schrift und Tradition in neues Licht gestellt wird, sondern auch die Kirche als Trägerin der Tradition.

Am Eröffnungstag erklärt Prof. Dr. Roger Mehl, Strasbourg: «In Gegenwart unserer Brüder von der römisch-katholischen Kirche, die hier als Beobachter anwesend sind, ... sollten wir sagen, dass die Mitgliedskirchen des ÖRK das Zweite Vatikanum nicht als ein Ereignis betrachten, das sie nichts angehe, sondern vielmehr als Ereignis, das sie alle betrifft, denn es geht in der Tat um die Geschichte der wahren universalen Kirche» (zit. in: A 5,573, Anm. 25).

Die katholischen Beobachter nehmen nachweisbar Anregungen für die Konzilsarbeit vor allem zu *De revelatione* mit. Umgekehrt wird die unter dem Titel «Wir sind eins in Christus» stehende Ansprache von Kardinal Léger während der Konferenz aufmerksam gehört.

(emf)

13.7.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Bischof François Charrière in Moskau

Am 13. Juli 2013 ist Jan Willebrands vom Sekretariat für die Förderung der Einheit der Christen in Paris und begleitet Bischof François Charrière und P. Dumont an den Flughafen nach Orly, von wo die beiden über Kopenhagen nach Moskau fliegen, um am Weihejubiläum des orthodoxen Patriarchen teilzunehmen (vgl. Blogeintrag vom 9.7.2013).

Bei den Feierlichkeiten erklärt Bischof Charrière dem Patriarchen: «Nach so vielen Jahrhunderten gegenseitigen Entferntseins bahnen sich also jetzt von neuem brüderliche Beziehungen zwischen der Kirche von Rom und den nicht mehr in voller Gemeinschaft mit ihr stehenden christlichen Kirchen an. Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat. Lasst uns vor Freude jubeln über die Hoffnungen, die uns nun offenstehen» (zit. nach Schm 585).

Die Anwesenheit der römischen Delegation ist auch ein Zeichen der Dankbarkeit dafür, dass das russische Patriarchat Beobachter zum Konzil entsandt hatte und auch zu den Trauerfeierlichkeiten für Papst Johannes XXIII. und der Krönung Papst Pauls VI. einen Repräsentanten entsandt hatte.

(emf)

14.7.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ökumenisches Werben

Fehlende Absprachen zwischen den Patriarchaten von Moskau und Konstantinopel hatten bei der ersten Konzilssession dazu geführt, dass zwar das Patriarchat von Moskau, nicht aber das Patriarchat von Konstantinopel Beobachter an das Konzil entsandt hatte.

Verstimmungen machen sich auch im Sommer 1963 bemerkbar. Patriarch von Athenagoras hatte zur Wahl Pauls VI. kein Grusswort geschickt und keinen Repräsentanten zur Krönung entsandt. Bis zum September 1963 werden noch verschiedene Versuche erfolgen, um der Entsendung von Beobachtern seitens des Patriarchen von Konstantinopel den Weg zu bereiten. Diese Bemühungen blieben 1963 indes noch erfolglos.

(emf)

15.7.2013 (Sonstiges)

Kultbuch «Kleines Konzilskompodium»

1966 publizierten Karl Rahner und Herbert Vorgrimler ihr «Kleines Konzilskompodium» – sämtliche Texte des Zweiten Vatikanischen Konzils auf Deutsch mit einer Einleitung und Einführungen zu den Einzeltexten. Die Herausgeber sahen wohl nicht voraus, dass der dicke Band (775 Seiten) in Taschenbuchformat einer der erfolgreichsten theologischen Best- und Longseller in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde – bis 2008 35 Auflagen mit über 220 000 Exemplaren (übertroffen nur von Dietrich Bonhoeffers «Widerstand und Ergebung»!).

Ich selbst verdanke die Kenntnis dieses Buches meinem katholischen Kollegen an der Kantonsschule Sargans, dem Salettinerpater Giulio Haas. Ich lernte ihn 1970 kennen. Landauf und -ab hielt er Vorträge über das Konzil, in dem er so etwas wie ein Heilsereignis sah. Seit dem Konzil war für ihn in seiner Kirche «alles» anders. Das «Kleine Konzilskompodium» war sein ständiger Begleiter. Er las es rückwärts und vorwärts. Vieles unterstrich er gerade oder gewellt, zum Teil farbig. Schon bald war der Band völlig zerlesen. Der Buchrücken ging verloren. Der Einband löste sich. Einzelne Seiten fielen heraus. Pater Haas entschloss sich, ein neues Exemplar zu kaufen. Das alte

wollte er wegwerfen. Aber ich bat ihn, es mir zu überlassen. So gelangte die Buchruine in meine Bibliothek. Vergilbtes Papier, Kaffeeflecken, Tintenkleckse. Da mein Kollege ein starker Raucher war, ging ein intensiver Tabakgeruch von den Seiten aus.

Während Jahren habe ich das Buch als Nachschlagewerk benutzt, mich von den Unterstreichungen meines Kollegen leiten lassen, bis denn auch ich ein neues kaufte. Gerade in seinem von aussen gesehen kläglichen Zustand war es für mich ein Denkmal für die Begeisterung vieler in der ersten Zeit nach dem Konzil. Man fühlte sich befreit und schöpfte Hoffnung.

(Frank Jehle)

16.7.2013 (Rezeption)

Rezeption des Konzils an der Basis

Im Unterschied zu früheren Konzilen gab es nach dem II. Vatikanum ein Novum, nämlich die Verlagerung des Konzilsgeschehens an die Basis durch Synoden. So gab es auch in allen deutschsprachigen Ländern Synoden, die die Impulse des Konzils auf der Ebene der Landes- und Ortskirchen umzusetzen versuchten.

Ich selbst habe damals das synodale Geschehen in der Schweiz (und auch in Holland und Wien) aus der Ferne beobachtet, habe aber selber die deutsche «Würzburger Synode» als Mitglied der Kommission 7: «Dienste, Aemter, Charismen» und im «Kontaktkreis» Synode erleben dürfen (dafür bin ich heute noch tief dankbar). Die Synoden bedeuteten so etwas wie Demokratisierung des Konzils bzw. eine Annäherung an das Volk Gottes bzw. an die konkreten Orte des Lebens. Es war Basis-Gewinn.

Im Bewusstsein der interessierten Gläubigen und Öffentlichkeit erfolgten schon eine Basisverlagerung und breitere Aufnahme der Konzilsimpulse und zwar primär durch die Medien. Durch das damals junge Fernsehen fanden die Debatten in Rom Eingang in die Stuben und Wohnungen vieler Menschen. Die Kommunikationsformen hatten entscheidenden Anteil am Erfolg des Konzils. Auch darin erblicke ich Lehrgeld für die Zukunft der Kirche. Zu erwähnen sind zudem die erwachsenenbildnerischen Initiativen in den Pfarreien, kirchlichen und seelsorglichen Gremien und die Gründung von Bildungshäusern und Akademien. Diese Formen wurden zu Trägern und Beschleunigern des konziliaren Vorgangs.

(Leo Karrer)

17.7.2013 (Sonstiges)

Das Konzil als Ausbruch aus unhinterfragten Kirchenselbstverständlichkeiten

«Ich war in jugendlicher Unbefangenheit begeistert katholisch. Kirchlich-religiös habe ich mich sozusagen als gemütshaften Fundamentalisten in Erinnerung. Warum nicht? Vielleicht lag darin so etwas wie psychische Schubkraft für den weiteren Lebensweg.

Ich erlebte das Konzil während des Theologiestudiums von 1961-1967 in Chicago und in München auf televisionäre Distanz und Nähe als geistig spirituelles Abenteuer. Es verbanden sich damit auch subjektive Prozesse der eigenen Wegsuche in der persönlichen Lebensausrichtung (sagen wir: Berufungsgeschichte) bis hin zu Auseinandersetzungen mit theologischen und kirchlichen Fragen, vor allem auch mit der Gottesfrage. Es war kirchlich und subjektiv ein dynamischer Prozess des Aufbruchs aus einer dogmatischen Statik und spekulativen Orientierung. Und heute ist es mir nicht mehr möglich, den Gang des damaligen gleichsam objektiven Kirchengeschehens und den persönlich-subjektiven Lebensweg klar voneinander zu unterscheiden.

Bis zum Beginn unserer Studienzeit war die Kirche eine wohl behütete und Sicherheit garantierende Heimat, in der der Katechismus und der Klerus mit seinen Heilmitteln entscheidend waren. Die Lebenspraxis war der Anwendungsort der lehramtlichen und disziplinären Doktrin. Kirche als Pfarrei war Heimat, gemütshaft, aber auch hausbacken. Zweifel und Fragen hatten öffentlich keine Chance. Und was in meiner Erfahrungswelt über Pfarrer und Bischof hinausging, empfand ich näher bei Gott als bei uns. Es war eine sakrale Welt. Und ich liebte sie. Als Papst Pius XII. starb, meinte ich fast, Gott selber sei gestorben.

Und dann ich erinnere mich sehr klar an ein einschneidendes Erlebnis, an mein <Turmerlebnis>, als mir in einer Kirche in Wien wie ein Blitz durch das Bewusstsein zuckte, dass das entscheidend Christliche nicht zuerst die Moral und religiöse Leistungen, sondern Glaube, Hoffnung und Liebe seien. Das hing wohl auch mit dem Konzilsgeschehen zusammen.»

(Leo Karrer)

18.7.2013 (Rezeption)

Demokratie in der Kirche

Das Pastorale Konzil in den Niederlanden von 1966 bis 1970, das die Beschlüsse des Vaticanum II für diese Teilkirche übersetzen wollte, sorgte weltweit für Diskussionsstoff. Heute gehört es zur beinahe vergessenen Nachgeschichte des Konzils. Vergessen wird damit auch, dass die Niederländischen Bischöfe auf ihrer Nationalsynode ein neues Kirchenmodell ausprobieren wollten. Das Amt entschied sich dabei bewusst für den Weg nach unten, um so die Distanz zwischen Hierarchie und Gläubigen zu überwinden: nicht mehr ein lineares Hirte-Herde Abhängigkeitsverhältnis also, sondern der institutionalisierte Dialog zwischen allen. Das sei allerdings ganz in Übereinstimmung mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, wie die Bischöfe nicht müde wurden zu betonen. Sie beriefen sich insbesondere auf *Lumen Gentium*. Darin sei ein Kirchenbild beschrieben, das geeignet sei, so Bernardus J. Kardinal Alfrink, „um zwischen hierarchischen und demokratischen Strukturen die rechte theologische Balance zu suchen, was gleichzeitig ein optimales Funktionieren der Kirche erlaube.“ Auch der Konzils-Peritus Joseph Ratzinger fragte 1970 in einer Aufsehen erregenden Studie nach den Möglichkeiten und Grenzen einer innerkirchlichen Demokratisierung.

Der niederländischen Suchbewegung allerdings wurde nicht zuletzt durch römische Interventionen ein schnelles Ende bereitet. Zu denken ist an die Auseinandersetzung um dem so genannten *Holländischen Katechismus* oder an die Einsetzung von konservativen Bischöfen nach dem niederländischen Pastoralen Konzil. Der Konflikt hatte freilich auch mit dem ambivalenten Charakter der Texte des Vaticanum II selbst zu tun. So wird etwa im ersten Kapitel von *Lumen Gentium* unter Bezug auf die Enzyklika *Mystici corporis* von Pius XII. aus dem Jahr 1943 die Kirche als mystischer Leib Christi beschrieben. Demokratische Strukturen sind aber wohl nur in einer Kirche denkbar, die sich selbst als Volk Gottes versteht – so wie im zweiten Kapitel der Kirchenkonstitution.

(Stefan Gärtner)

19.7.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Sommerlektüre

Im Verlauf der Monate April bis Juli 2013 gehen den Konzilsvätern die Schemata zu, die auf der Tagesordnung der bevorstehenden Konzilssession(en) stehen. Dies sind zunächst

die Schemata über die Priesterseminare, die katholischen Schulen, die Priester, das Laienapostolat, die Bischöfe und Diözesen, die Pastoral (*De cura animarum*), die Ordensleute, die Ostkirchen, die Offenbarung, die Kirche und den Ökumenismus. Per 19. Juli 1963 folgen zwei Schemata über das Ehesakrament sowie Kapitel 3 und 4 von *De Ecclesia*.
(emf)

20.7.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Rehabilitation von Otto Karrer

Am 30. November 1888 in Ballrechten (Baden, D) geboren, trat Otto Karrer 1910 in den Jesuitenorden ein. Nach der üblichen Ordensausbildung sollte er Ordenshistoriker werden und für die 1923 vorgesehene Seligsprechung von Robert Bellarmin dessen antiprotestantische Polemik rechtfertigen. Das führte Otto Karrer in eine Kirchenkrise, die 1923 zum Austritt aus dem Jesuitenorden und zur Konversion in die evangelisch-lutherische Kirche führte. Die lutherische Kirche aber hatte auch eine Kirchenraison und versuchte, die Konversion Karrers propagandistisch auszunutzen. Dies führte schnell zur Rückkehr Karrers in die römisch-katholische Kirche. Da der Wiedereintritt in den Jesuitenorden nicht mehr möglich war, nahm ihn der Churer Bischof Georg Schmid von Grüneck in seinen Diözesanklerus auf. Nach einem Bussjahr bei den Immenseer Missionaren in Wohlhusen durfte Karrer wieder der Eucharistie vorstehen, das Recht, Beichte zu hören, blieb jedoch zwischen den Ordinariaten von Solothurn und Chur strittig. Erst die Rehabilitation von Kardinal Ottaviani vom 19. Juli 1963 gab Otto Karrer im Alter von knapp 75 Jahren wieder alle priesterlichen Rechte zurück.

Diese Rechtsunsicherheit prägte das Leben von Otto Karrer, der sich 1925 in Weggis und ab 1928 in Kriens niedergelassen hatte, bis 1963. «Als geistlicher Schriftsteller, Prediger und Seelsorger an der Pauluskirche in Luzern entfaltete Karrer eine Vermittlertätigkeit, die ihn zu einem Pionier der ökumenischen Bewegung in der Schweiz und im deutschen Sprachraum sowie zu einem Wegbereiter des 2. Vatikanischen Konzils werden liess» (Victor Konzemius). Eine Lehrtätigkeit war ihm wegen des besonderen Rechtsstatus nicht möglich; die Dominikaner an der Universität Freiburg i. Ü. wachten über ihre Monopolstellung, und Professoren der Theologischen Fakultät in Luzern wurden nicht müde, Karrer zu denunzieren. 1942 wurde eine Schrift über das Gebet auf den Index gesetzt – aufgrund aus dem Zusammenhang gerissener Passagen, wie später zugegeben wurde.

(ufw; Victor Konzemius: *Otto Karrer [1888–1976]. Theologe des Aggiornamento*, in: *Stephan Leimgruber u.a. [Hrsg.]: Gegen die Gottvergessenheit. Schweizer Theologen im 19. Und 20. Jahrhundert. Basel-Freiburg i. Br.-Wien 1990, S.576–590*)

21.7.2013 (Sonstiges)

Die zwei Tendenzen

Von Anfang an machen sich in den Konzilsdiskussionen verschiedene Ausrichtungen bemerkbar. Léon-Joseph Kardinal Suenens spricht von «zwei Sensibilitäten», deren Vertreter bald als «Progressisten» und «Konservative» bezeichnet worden seien. Suenens hält diese Begriffe und Zuordnungen indes für fragwürdig und zieht es vor, von «zwei Tendenzen» zu sprechen, «die zentralistische (kurialistische) Tendenz und die kollegiale Tendenz». Strittig zwischen diesen Tendenzen sei nicht der Primat des Papstes und die Frage, ob man Einheit mit ihm gesucht habe. Die Nuance zwischen beiden Tendenzen

mache sich daran fest, ob man «mit ihm» oder «unter ihm» sage. Es gehe um die Schwierigkeit, die Kirche so zu fassen, dass sie gleichzeitig eine universale Kirche ist und eine Gemeinschaft von Kirchen, eine plurale Einheit und eine geeinte Pluralität.

(emf; vgl. Su 61)

22.7.2013 (Sonstiges)

«Haustochter auf dem Konzil»

Als «Haustochter» in einer von Schwestern «Unserer Lieben Frau» geführten Villa in Rom erlebte Heidemarie Kühnle das Konzil. Sie war eine von zwölf jungen Frauen, die pro Jahr dort aufgenommen wurden, um Hauswirtschaft zu erlernen. Martin Jade schildert die Erfahrungen von Heidemarie Kühnle im Sonntagsblatt der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Heidemarie Kühnle verbindet die Zeit in Rom mit spannenden Erinnerungen. Neben der Schwärmerei für einen besonders attraktiven Bischof, «In den waren wir alle ein bisschen verknallt», sind es alltägliche Erfahrungen, die in Erinnerung geblieben sind. «Immer wenn die Bischöfe mittags kamen, haben sie uns gefragt: <Mädchen, was habt ihr uns Gutes gekocht? Wir haben Hunger!>»

Im Umgang mit den Bischöfen setzte sich bald eine gewisse Schnörkellosigkeit durch: «Die Schwestern haben uns angewiesen, einen Kniefall zu machen, wenn wir einen Bischof grüssen, aber die haben uns gleich an der Hand gepackt und wieder hochgezogen. Die wollten das absolut nicht.» Zwar haben die Haustöchter die theologischen Themen, die bei Tisch verhandelt wurden, nicht verstanden, aber es sei zu spüren gewesen, ob das Konzil gerade an einer entscheidenden Stelle gewesen sei, oder ob eher weniger spannende Fragen behandelt wurden. Die tastenden Schritte der Bischöfe auf ihrem Weg hin zu neuen liturgischen Formen sind auch Heidemarie Kühnle in Erinnerung geblieben:

«Das Beeindruckendste für mich waren die Proben der neu eingeführten Konzelebration [...] Da sind die ganzen Bischöfe gemeinsam um den Altar in der Kapelle der Schwestern gestanden und habe das richtig geübt.»

(ab; Martin Jarde: «Mädchen, habt ihr was Gutes gekocht?». Das Porträt. Heidemarie Kühnle aus Reutlingen, in: Sonntagsblatt (Bistum Rottenburg-Stuttgart), Diözese Aktuell 16, 4/2013)

23.7.2013 (Sonstiges)

«Betet, Brüder und Schwestern»

Oratefratres, «betet, Brüder, dass mein und euer Opfer Gott, dem allmächtigen Vater gefalle» – mit dieser Gebetsaufforderung wandte sich der Priester vor der Liturgiereform am Ende der Gabenbereitung an die Gläubigen.

Die Diplomtheologin Josefa Theresia Münch forderte 1962 in einer Konzilseingabe, es möge künftig *oratefratres et sorores*, «betet, Brüder und Schwestern», heissen. Ein Konzilsvater widersprach ihr: eine Gebetseinladung an Frauen sei deshalb nicht möglich, weil Frauen grundsätzlich nicht opfern könnten. Dennoch findet sich das «betet, Brüder und Schwestern» in der deutschen Neuausgabe des Messbuches von 1970.

So revolutionär, wie es manchem in den 1960er-Jahren schien, war diese Änderung aber keineswegs – und wer «Missarum Sollemnia», Josef Andreas Jungmanns «genetische Erklärung der römischen Messe» von 1948 gelesen hatte, wusste dies: auch vor der Liturgiereform von Trient 1570 hiess es in zahlreichen lateinischen Messbüchern *oratefratres et sorores*.

(Regina Heyder)

Illustration: Missale des Adolph von Breithardt, 1481, Martinusbibliothek Mainz,

Hs 7: <http://www.blogs.uni-mainz.de/handschriftencensus/mz-mb-hs-7/>

Fotografie: Damian-Emanuel Moisa

24.7.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Reform des Ablasswesens?

Am 24. Juli 1963 beauftragte Papst Paul VI. den Grosspoenitentiar Kardinal Cento mit der Bildung einer Kommission zur Reform des Ablasswesens. Es ist der Anstoss einer längeren Entwicklung, die im November 1965 zu einer Debatte in der Konzilsaula über die Ablässe führen wird (vgl. A 5,441f).

Paul VI. wird zu seinem Schritt durch Konzilsvoten motiviert, die auf eine Neuordnung des Ablasswesens drängten. Im Hintergrund steht die Multiplikation von Ablässen im 19. und 20. Jahrhundert.

Nach Abschluss des Konzils wird Kardinal Julius Döpfner am 23. Januar 1967 anlässlich des Erscheinens der Apostolischen Konstitution *Indulgentiarum doctrina* schreiben: «Es bleibt wohl zu bedauern, dass die Chance für ein gründliches praktisches und theologisches Aggiornamento des Ablasses ungenützt vorüberging» (Dö714).

(emf)

25.7.2013

(Heute vor 50 Jahren)

Die Konferenz von Montréal in den Medien

Bei der Weltkonferenz der Kommission *Faith and Order* des Ökumenischen Rates der Kirchen, die vom 12. bis 26. Juli 1963 in Montréal stattfindet, sind Korrespondenten der Presse zahlreich vertreten. Entsprechend viel Resonanz findet die Konferenz in den Medien. So publiziert der Journalist A. Wenger ab dem 31. Juli 1963 Reportagen in der Zeitung «La Croix». Der Journalist Henri Fesquet, der untenstehend noch näher vorgestellt wird, veröffentlicht in der zweiten Julihälfte eine Artikelserie zu Montréal in «Le Monde». Für ihn stellt die Konferenz einen Beitrag zur Verbesserung der psychologischen und dogmatischen Beziehungen zwischen den Kirchen dar (Le Monde, 28.7.1963, zit. A 2,646 Anm. 74).

In den nächsten Tagen erscheinen Beiträge über Henri Fesquet, so dass es sich lohnt, etwas genauer auf dessen Leben einzugehen: Der 1917 in Millau (Aveyron) Geborene war nach Kriegsgefangenschaft (zusammen mit Yves Congar) von 1950 bis 1983 der für religiöse Fragen zuständige Redaktor bei «Le Monde». Während des Zweiten Vatikanischen Konzils und der nachfolgenden Bischofssynoden war er auch römischer Korrespondent dieser Zeitung. Dank seiner guten Beziehungen zu Bischöfen und Theologen erlangte er grossen Einfluss. Sein 1966 herausgegebenes «Journal du concile» ist ein wichtiges Dokument über dieses kirchliche Grossereignis. Henri Fesquet starb Ende April 2011 in Paris.

(emf/ufw; vgl. Michael Quisinsky/Peter Walter: *Personenlexikon zum Zweiten Vatikanischen Konzil*. Freiburg-Basel-Wien 2012, S.106)

26.7.2013

(Personen)

Das «Journal du concile» und dessen Herausgeber

1966 erschien das von Robert Morel (1922–1990) in seinem eigenen Verlag in Forcalquier (Haute-Provence) herausgegebene «Journal du concile». Zu diesem Zeitpunkt hatte Morel, ehemaliges Mitglied der Resistance, zusammen mit seiner Frau Odette Ducarre bereits den «Club chrétien du livre» gegründet, dessen ambitioniertestes Projekt das Werk «Saints de tous les jours» wurde. Diese beiden Grundzüge ziehen sich durch seine gesamte Biographie und auch viele seiner Publikationen: einerseits sein politisch-gesellschaftliches Engagement, andererseits seine tiefe Verwurzelung im Christentum. Finanzielle Schwierigkeiten begleiteten ihn durch alle Jahre, so dass er sich auch beklagte, nicht immer die Schriften publizieren zu können, die ihm wirklich am Herzen lagen.

Auf der speziellen Homepage, die nach seinem Tod entstand (www.robert-morel.fr) präsentiert er sich uns unter anderem mit diesen Worten: «Je suis né, un mercredi, le 22 mars 1922, par temps de grêle, en Lorraine, de parents lorrains aussi loin qu'on le sache. L'un de nos ancêtres, Jehan Morel, était cousin et l'un des parents de Jeanne d'Arc(...).Maquisard en 1943, je le suis resté. Je n'ai jamais pu vivre normalement depuis. En 1945 direction éphémère d'un hebdomadaire issu de la résistance en Avignon (...).Condamné pour injures envers l'armée, et atteinte à la sûreté de l'Etat, puis non lieu. Mes amis politiques se méfient de moi, et moi de même de moi : malheureusement les événements m'obligent à prendre trop souvent des positions inconfortables au nom des droits de l'homme.»

Vor dem Hintergrund einer solchen Biographie überrascht sein Engagement für das «Journal du concil» nicht.

(Heinz Angehrn)

27.7.2013

(Personen)

Henri Fesquet

Henri Fesquet (1916–2011), «le pape de l'information religieuse», ist uns im deutschen Sprachraum vor allem mit den beiden ins Deutsche übersetzten und bei Herder erschienenen Werken «Ich bin ja nur der Papst. Humor und Lebensweisheit Johannes XXIII.» (1970), im Original «Les fioretti du bon Pape Jean» (Fayard, 1963) und «Rom vor einer Wende?» (1968), im Original «Rome s'est-elle convertie?» (Grasset, 1966), bekannt.

Fesquet fand seinen Weg in den Journalismus nur auf krummen Wegen. Nach der Kriegsgefangenschaft mit 30 Jahren trat er ins Redaktionsteam von «Le Monde» ein, musste sich aber von seinem Chef bald einmal die Frage gefallen lassen, ob er sich wirklich als Journalisten sehe. Mit den Themen Kirche und Glauben, beginnend mit der Affäre Finaly, in der es um zwei jüdische Kinder ging, die einer katholischen Familie anvertraut worden waren und dort getauft wurden, fand er aber zu seinem ureigenem Thema.

In seinem Vorwort zum «Journal du concile» beschreibt Robert Morel Fesquet als einen wahrhaft unabhängigen Menschen, der diese Unabhängigkeit vor allem der Tatsache verdankte, dass er Laie war, als einen Menschen mit «grand esprit chrétien» und mit einer «belle hardiesse». Nun: Je nachdem, ob wir beim Wort «hardiesse» mehr den Aspekt der Frechheit oder den des Mutes zum offenen Wort hören, verändert sich das Bild von Fesquet, das hier mit den weiteren Artikel und in seiner ureigenen Sprache

entstehen soll.

In einem Artikel für «Le monde» definierte Fesquet den Glauben folgendermassen: «Poreuse, humble, mendicante; elle se nourrit d'interrogations. Il faut se méfier d'une foi arrogante, bétonnée, qui a réponse à tout. Le chrétien authentique ne porte passafoi en écharpe. La foi est pudique, elle se vit comme un secret. Mais elle est courageuse: il lui faut surmonter la peur d'être dupe.»

(Heinz Angehrn)

28.7.2013

(Weiteres)

Die Würdigungen von Fesquets Journal

Es war sicher das Zweite Vatikanum, das Fesquets Reputation als «Kirchen-Journalist» schuf. Er nahm an allen vier Sitzungen teil und berichtete aus ihnen für die katholische Kirche seines Landes. Durch seine ständigen An- und Rückfragen bei den französischen Bischöfen (von Zeitzeugen als manchmal «pertinent» und manchmal «impertinent» bezeichnet) wurde er für seine frankophonen Kollegen zu einer Art Sprachrohr und Türöffner. Die wohl schönste Beschreibung Fesquets findet sich beim protestantischen Pfarrer André Dumas: Fesquet sei der «d'Artagnan du journalisme religieux (...) juvénile et informé, prompt aux duels pour les beaux yeux de la liberté évangélique».

Entsprechend fallen die Würdigungen in der Einleitung des von Robert Morel herausgegebenen «Journal du Concil» aus. Der ökumenische Patriarch Athenagoras würdigte insbesondere einen «esprit foncièrement chrétien» und «les marques de la mentalité française» in Fesquets Werk. Weniger höflich, dafür umso deutlicher wurde der Erzbischof von Rouen, Kardinal Joseph Marie Martin, der Fesquet zubilligte, von Anfang an die Bedeutung des Konzils richtig gewichtet zu haben, seine «plume» «vivante et captivante» nannte, umgekehrt aber mit dem ironischen Seitenhieb, Fesquets Worte seien nicht das Evangelium, auf dessen Subjektivität hinwies: «Il devient difficile de distinguer ce qui est information objective.»

(Heinz Angehrn)

29.7.2013

(Weiteres)

Fesquets Journal: Andere Töne bei Dom Helder Camara

Weder die höfliche Distanz noch der ironisch kritische Unterton, sondern eine ganz herzliche Würdigung dann bei Dom Helder Camara: Zwar könnte man meinen, Fesquet freue sich an ihm zugesteckten Indiskretionen, aber um das gehe es ihm nicht: In einer Sprache, die die Leserinnen und Leser wirklich für religiöse und kirchliche Fragen begeistern könne, zeige er uns auf, wie gut seine inneren und geistigen Antennen auf die Zeichen der Zeit und damit auf den Plan des Konzils eingestellt waren. Und diese «indiscrétions» – so Camara – seien wohl Bestandteil des Plans der Vorsehung gewesen. Ein Beispiel aus den Eintragungen vom 25. September 1963 möge dies bestätigen. Fesquet fasst in dieser Zeit die erste Session zusammen und würdigt den Übergang von Johannes XXIII. zu Paul VI. Er betrachtet neben einer psychologischen «déblocage», die sich vor allem Inneren der Kirche in dieser Zeit ereignet hat, das neu erwachte Selbstbewusstsein der Bischöfe («ils ont repris conscience de leurs droits et de leurs pouvoirs»), die nun in eine Verantwortung für die Gesamtkirche genommen seien, als wichtigste Veränderung. Wie viel Angst zu Beginn des Konzils bei den Bischöfen

geherrscht hatte, zeigt ein Originalzitat, dessen Verfasser Fesquet wohlweislich verschweigt: «Je ne crains pas Pierre, mais son secrétariat»!
(Heinz Angehrn)

30.7.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Wichtige Kontakte von römischen Studienfreunden

Am 30. Juli 1963 empfahl Gerhard Fittkau, der Leiter der deutschsprachigen Abteilung des Konzils-Pressbüros, Julius Kardinal Döpfner Johannes Oesterreicher für Vorträge und als Fachmann für die Diskussion von jüdisch-christlichen Fragen. Fittkau und Döpfner kannten sich von ihrer Studienzeit her in Rom, wo sie beide im Päpstlichen Kolleg Germanicum et Hungaricum wohnten und studierten.

Im Brief, der heute vor 50 Jahren geschrieben wurde, beklagte sich Fittkau, dass die amerikanischen Bischöfe den Direktor des «Institute of Judaeo-Christian Studies» in New York nicht als Konzilsperitus beigezogen hatten, obwohl Oesterreicher sogar Konsultor des Einheitssekretariats von Kardinal Bea war.

Oesterreicher sollte angesichts der Polemik nach der Uraufführung um Rolf Hochhuths «Stellvertreter» (20. Februar 1963) umso mehr beigezogen werden, weil die deutsche katholische Öffentlichkeit nun sehr hellhörig [und sicher auch verunsichert] sei. [Mit diesem unhistorischen Theaterstück erlitt das bisher gute Bild von Papst Pius XII., dem Hochhuth angesichts des Holocausts auf polemische Art Schweigen vorwarf, erhebliche Kratzer, die bis heute andauern.] Oesterreicher würde im Übrigen auch gerne den englischsprachigen Bischöfen und Bischofskonferenzen seine Anliegen vortragen.

Am Schluss des Briefes unterliess es Fittkau nicht, seiner Hoffnung auf bessere Arbeitsmöglichkeiten für den Dienst zugunsten der Presse Ausdruck zu geben: ein schöner Wink mit dem Zaunpfahl an das Mitglied der Koordinierungskommission des Konzils, sich auch dieser Sache anzunehmen.

(ufw; Dö 490–492; Michael Quisinsky/Peter Walter: *Personenlexikon zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Freiburg-Basel-Wien 2012, S. 94 f., 106 f.*)

31.7.2013 (Sonstiges)

Rückblick eines Konzilsberaters

Auch der Konzilsberater Joseph Ratzinger denkt rückblickend über den Ertrag der ersten Konzilssession nach. Kein Text ist verabschiedet, kein greifbares Ergebnis erzielt: also negative Bilanz? Nein, meint der Theologe, oder genauer: «in dieser scheinbar negativen Bilanz liegt das grosse, überraschende und wahrhaft positive Ergebnis der ersten Periode, denn darin drückt sich die Umwälzung gegenüber dem Geist der Vorbereitungsarbeit und das wahrhaft Epochemachende dieser ersten Konzilssitzung aus». Diese Umwälzung wird auch noch konkreter an den Personen und am «offensiven» Charakter des Liturgieschemas festgemacht: «Die Bischöfe waren nicht mehr dieselben wie vor der Eröffnung des Konzils. Zum ersten hatten sie sich als Episkopat, als eine Grösse mit eigener gemeinsamer Verantwortung entdeckt; zum anderen war mit dem Liturgieschema an Stelle des alten <Anti> der Negation eine neue positive Möglichkeit vor ihnen aufgetaucht, die Möglichkeit, aus der Defensive herauszukommen und christlich offensiv zu werden, positiv zu denken und zu handeln».

(emf; Zitate aus: *Ra Ko 1,41f.58*)

1.8.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Der 1. August 1963 in der SKZ

Nicht nur heute, auch vor genau 50 Jahren erschien am 1. August 1963 eine Ausgabe der «Schweizerischen Kirchenzeitung» (SKZ). Der schweizerische Nationalfeiertag kam darin aber nicht vor, sondern es erschien ein Beitrag über «Das II. Vatikanische Konzil in orthodoxer Sicht» als Frontartikel. Darin wurde betont, dass zum ersten Mal protestantische und orthodoxe Beobachter an einem Konzil teilnahmen. «Nach der Absicht der katholischen Kirche soll dieses Konzil im Sinne eines Appells an die ganze Menschheit ökumenisch wirken.» Die katholischen Bischöfe wollten das Leben der Kirche mit den Erfordernissen der Gegenwart in Einklang bringen, für ein Leben in Einfachheit sorgen und sich den Kleinen dieser Welt zuwenden: Anliegen also, die der heutige Bischof von Rom, Papst Franziskus, wieder aufgreift!

«Ganz besonders wurde die Aufmerksamkeit der Konzilsbeobachter durch die offizielle Tendenz der römisch-katholischen Kirche gefesselt, die Frage der Vereinigung der christlichen Kirchen als eine «Einigung der getrennten Brüder mit der Kirchen» anzusehen. Dies ist eine Position, die den modernen ökumenischen Bestrebungen nicht entspricht.»

Weiter wurde berichtet, dass der Arbeitsausschuss der Allchristlichen Friedenskonferenz, der kurz vor Konzilsbeginn in Moskau getagt hatte, das Konzil brieflich bat, «den Völkern, die ihre Gesellschaftsordnung auf der Basis einer klassenlosen Gleichberechtigung der Menschen aufbauen, mit Achtung und Wohlwollen zu begegnen. Es sei, hiess es in dem Schreiben, notwendig, das zufällige doch verhängnisvolle Junktim zwischen dem Glauben an die Botschaft Jesu Christi und antisozialistischen bzw. antikommunistischen Tendenzen aufzulösen.»

(ufw; SKZ 131[1963], Nr. 31, 1. August 1963, S. 421 f.)

2.8.2013 (Heute vor 50 Jahren)

«Aber die Zeit!!!»

Sommerpause. Doch es geschieht, dass gerade in den Zeiten mit hoffentlich weniger Terminen ins Bewusstsein tritt, was alles noch erledigt werden muss, bis der strenge Arbeitsalltag wieder anbricht.

So geht es Yves Congar Anfang August. Er hält sich im Priorat Notre Dame des Voirons bei seinem Freund Henri Féret auf. Natürlich sprechen sie über das Konzil. Es scheint, dass die nächste Konzilsession mit dem Schema *De revelatione* beginnen wird (was sich als nicht zutreffend erweist – das Schema wird in der zweiten Konzilsperiode aussen vor bleiben). Yves Congar hat über dieses Thema so viel gearbeitet, dass er sich wünscht, dazu eine erhellende Studie vorlegen zu können. «Aber ich habe ja für gar nichts Zeit [Mais je n'ai le temps de rien]» (Co 1,388). Denn es stehen andere Aufgaben an. Es sind nur noch wenige Wochen bis zum Konzil – sie sind bereits mit Arbeit überladen. Soeben hat Congar die Bitte von Kardinal Suenens erhalten, er möge zum einen bei einer Überarbeitung von *De Ecclesia* mitwirken, zum anderen bei der Umgestaltung von Schema XVII, wofür Congar einen Vorschlag ausgearbeitet hatte.

«Das ist eine schwerwiegende und wichtige Angelegenheit. Aber die Zeit!!!» (Co 1,388).

(emf)

3.8.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Vollversammlung des Lutherischen Weltbunds in Helsinki

Vom 31. Juli bis zum 11. August 1963 fand die Vollversammlung des Lutherischen Weltbunds in Helsinki statt. Erstmals nahmen zwei römisch-katholische Beobachter (Prof. Peter Blaeser und Prof. Johannes Witte) an einer solchen Versammlung teil. Die sich im Zweiten Vatikanischen Konzil ereignende ökumenische Öffnung der römisch-katholischen Kirche spielte auf dieser Vollversammlung eine grosse Rolle; sie stellte für die lutherischen Kirchen eine grosse Herausforderung dar. Die Vollversammlung antwortete darauf mit der Gründung einer «Lutherischen Stiftung für Ökumenische Forschung», die dann im Jahr 1965 in Strasbourg das Institut für Ökumenische Forschung einrichtete. Hier wurde noch im letzten Konzilsjahr der erste katholisch-lutherische Dialog geplant. Seither hat dieses Institut die ökumenische Arbeit des Lutherischen Weltbunds theologisch begleitet und energisch vorangetrieben.

Hauptthema der Versammlung in Helsinki, die unter dem Motto «Christus heute» stand, war das Verständnis der Rechtfertigungslehre in der Gegenwart. Ein vorbereitetes Dokument zum Thema wurde intensiv diskutiert, jedoch zur Enttäuschung vieler nicht von der Vollversammlung angenommen. Unterschiedliche Auffassungen zu Zielsetzung, Status und Adressatenkreis, der enge Zeitrahmen, aber auch theologische Differenzen waren dafür ausschlaggebend. In einer kurzen Erklärung finden sich die später viel diskutierten Sätze: «Der Mensch von heute fragt nicht mehr: Wie kriege ich einen gnädigen Gott? Er fragt radikaler, elementarer, er fragt nach Gott schlechthin: Wo bist Du, Gott? Er leidet nicht mehr unter dem Zorn Gottes, sondern unter dem Eindruck von Gottes Abwesenheit, er leidet nicht mehr unter seiner Sünde, sondern unter der Sinnlosigkeit seines Daseins, er fragt nicht mehr nach dem gnädigen Gott, sondern ob Gott wirklich ist.»

(Theo Dieter)

4.8.2013 (Weiteres)

Kontinuität zwischen Pontifikaten?

Derzeit wird auffällig dezidiert betont, wie sehr Papst Franziskus und Papst Benedikt in Kontinuität zueinander stehen. Nicht ein Blatt passe zwischen sie! Offenkundig ist diese zugespitzte Aussage unrealistisch und der Würde eines Menschen und eines Amtsträgers unangemessen. Niemand steht schlechthin nur in Kontinuität zu einem anderen Menschen und Amtsträger. Die katholische Amtstheologie ist sonst eigentlich gewohnt, gerade umgekehrt die Bedeutung von personalen Verantwortungsträgern und ihre Souveränität zu betonen. Deren Bindung wird oft so sehr vernachlässigt und das Regiment nach Gutdünken einzelner Amtsträger so sehr zugelassen, dass man sich gelegentlich mehr Kontinuität zwischen Vorgänger und Nachfolger und zwischen Amtsinhaber und Amtskollegen wünschen würde.

Was die Päpste angeht, kann ein historischer Rückblick entspannend wirken. Bei der Wahl des Nachfolgers für Papst Johannes XXIII. war keineswegs ausgemacht, dass der Nachfolger das Konzil weiterführen würde. Niemand stellte in Frage, dass der neue Papst dies nach seinem Ermessen entscheiden könnte. Papst Paul VI. wählte in dieser Hinsicht die Kontinuität, doch wie sich im Verlauf des Sommers 1963 zeigen wird, setzte er durchaus neue Akzente, indem er die Konzilsthemen stärker unter der Leitidee «Kirche» zu bündeln suchte. Zudem veränderte er die Leitungsstrukturen des Konzils, was sich Anfang August 1963 abzuzeichnen begann. Auch werden wir sehen, dass er stärker in das Konzil intervenieren wird als sein Vorgänger.

Um noch ein weiteres entspannendes Beispiel anzufügen: Als Papst Paul VI. 1978 starb, war die Umstrukturierung der Diözesangebiete in der DDR bereits eingefädelt und

unterschriftsreif – gegen die Optionen von Katholiken und kirchlichen Verantwortlichen in Ost und West und der westdeutschen Politik. Der Tod des Papstes brach den eingefädelten Prozess ab. «Johannes Paul II. nahm die Frage ohne Zögern von der Agenda» (Er 270).

Schnüren wir die Kirche nicht in falsche Kontinuitätsvorstellungen ein ...
(emf)

5.8.2013 (Weiteres)

Vom Leiden berührt

16-jährig eilt Johann Baptist Metz zurück aus bombardierten Dörfern und trifft auf seine getöteten Kameraden. Der «eine lautlose Schrei» grundiert sein theologisches Werk. Später steht ihm der Mensch in der «nackten Armut seines Wesens» vor Augen. Die Schrift «Armut im Geiste» (1962) hebt an mit dem Satz: «Mensch zu werden – das ist mehr als eine Frage der Empfängnis und Geburt. Es ist Auftrag und Sendung, ein Imperativ, eine Entscheidung.» In allem, was die menschliche Armseligkeit ausmache, «tastet Gott selbst sich an uns heran».

Mitarbeit an der «neuen Welt»

Im Dialog mit dem Marxisten Roger Garaudy betont Metz 1966, dass die frühen Gemeinden in Jesus nicht den «Lehrer einer Weltanschauung (...), sondern einen Revolutionär sahen, «der handelnd-leidend in Konflikt mit der bestehenden Welt steht und der deshalb auch keine Bewunderer, sondern Nachfolger braucht – im Dienste seiner weltverwandelnden Sendung». Das Konzil spreche von der «Erneuerung der Welt», welche «in dieser Weltzeit in gewisser Weise wirklich vorausgenommen» (LG 48) wird. Da müsse sich der Christ «als <Mitarbeiter> an dieser <neuen Welt> des universalen Friedens und der Gerechtigkeit verstehen». Die christliche Hoffnung sei darum «eine Hoffnung, an der wir <nicht nur etwas zu trinken, sondern auch etwas zu kochen haben>» (It. E. Bloch). Die Kirche habe sich nun «ausdrücklich als <Kirche der Armen und Bedrängten>» bezeichnet und das Kreuz Jesu stehe «jenseits der Schwelle des behüteten Privaten oder des abgeschirmten Religiösen (...) <draussen> (...) im profanum der Welt, ihr zum Ärgernis, zur Torheit und – zur Verheissung» (It. Hebr). Der Glaube müsse sich «auf die Öffentlichkeit, die Sozialität, die konkrete Geschichte der Welt beziehen». Im Verlauf der Konzilsjahre entwickelt Metz seine «Theologie der Welt». Das Wort in die Gesellschaft sollte im Stil ändern: «nicht Überredung, sondern Überzeugung, nicht Anmutung, sondern Angebot – damit immer auch Information, nicht Gemütsdialog, sondern klarer Streit um die Wahrheit».

Heute feiert Johann Baptist Metz seinen 85. Geburtstag.
(Stephan Schmid-Keiser)

6.8.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Die US-Bischöfe und ihr katholischer Präsident

Am 6./7. August 1963 versammeln sich die US-amerikanischen Bischöfe in Chicago, um die Schemata für die nächste Konzilssession gemeinsam zu prüfen. Ihre Aufmerksamkeit gilt aber insbesondere einem Dokument, das ihnen *nicht* vorliegt: dem 5. Kapitel von *De oecumenismo*, das über die Religionsfreiheit handelt (und später zur Erklärung über die Religionsfreiheit *Dignitatis humanae* führen wird). Die Bischöfe entscheiden sich, dem Papst einen Brief zu schreiben, indem sie darauf drängen, die Religionsfreiheit zum

Thema das Konzils zu machen (vgl. A 3,23).

Die Haltung der US-amerikanischen Bischöfe zum Thema Religionsfreiheit steht vor dem Hintergrund einer Geschichte, die ganz anders geartet ist als die europäische. In Amerika war die Religionsfreiheit seit 1791 in der Verfassung verankert. Die europäische Konfliktgeschichte zwischen der römisch-katholischen Kirche und den im Kontext der Französischen Revolution vertretenen Freiheitsrechten ist in Amerika fern. Das System einer kooperativen Trennung von Kirche und Staat hatte sich bewährt.

Jedoch war in den 50er Jahren John Courtney Murray als Verfechter der Religionsfreiheit ins Visier des Heiligen Offiziums geraten. 1955 erhielt er das Verbot, über diese Frage noch weiter zu publizieren.

Als John F. Kennedy als Katholik für die Präsidentschaft kandidierte, wurde die katholische Lehrposition jedoch zum Problem. Kann ein Katholik, der der Kirche zu gehorchen hat und für die Unterdrückung aller Nicht-Katholiken eintreten muss, Präsident werden? Gerade vor diesem Hintergrund machten sich die amerikanischen Bischöfe in der Konzilsdiskussion für die Religionsfreiheit stark. «Besonders im Licht der zurückliegenden Wahl Kennedys waren die meisten von ihnen zu der Überzeugung gekommen, dass das Konzil handeln müsse» (OM 213).

(emf)

7.8.2013 (Heute vor 50 Jahren)

«Vertraulich»

Es gibt Situationen, in denen man hautnah spürt, dass Geschehenes nicht rückgängig zu machen ist. Die Zeilen, die Yves Congar Anfang August 1963 in sein Tagebuch einträgt, machen eine solche Situation nachvollziehbar. Siedend heiss muss es ihm eingefahren sein, als er realisiert, dass er versehentlich zwei vertrauliche Texte an ein Pressebüro geschickt hatte.

«Mein Text, der zwei geheime Dokumente betrifft und sich nur an die [französischen] Bischöfe richtet, ist an Journalisten gegangen [...]. Die Presse wird all das verbreiten. Ich werde die Ursache einer enormen Indiskretion sein, einer Öffentlichkeit, die nichts wird rückgängig machen können» (Co 1,389). Um den Schaden zu begrenzen, schreibt Congar einerseits an das Pressebüro, andererseits an den Jesuitengeneral und an Pater Sebastian Tromp, um die Sache zu erklären. Er rechnet sogar damit, als Sanktion nicht mehr als Konzilsberater wirken zu dürfen.

Wenige Tage später klärt sich die Sache. Es scheint, als seien die vertraulichen Texte doch nur an die Bischöfe gegangen.

(emf)

8.8.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Nicht nochmals von vorn anfangen

Seit der ersten Diskussion des Entwurfstextes zu Lumen Gentium in der Konzilsaula Anfang Dezember 1962 sind mehrere Monate vergangen. Der erste Entwurfstext wurde durch eine von Gérard Philips erstellte Alternativversion (vgl. [21.2.2013](#) und [28.3.2013](#)) abgelöst, diese wiederum ist diskutiert und überarbeitet worden. Offen ist im Sommer 1963, wie das Konzil darauf reagieren wird. Immerhin hatten auch andere Gruppierungen, zum Beispiel die chilenischen oder die französischen Bischöfe, jeweils Alternativentwürfe ausgearbeitet, die sie ungern beiseite lassen würden. Doch was würde es bedeuten, wenn man nochmals wieder von vorn anfangen müsste?

Am 8. August 1963 schreibt Gérard Philips an Carlo Colombo, den persönlichen Theologen Pauls VI.: «Ich persönlich hoffe, dass sich nichts ändert an der Art und Weise, wie das Schema seinen Weg gemacht hat. Andernfalls könnten wir gezwungen sein, unaufhörlich wieder neu anzufangen. Selbstverständlich bedarf es noch einiger redaktioneller Änderungen. Es wäre zu wünschen, dass die neue Sitzungsperiode des Konzils unverzüglich die Arbeit am Schema über die Liturgie zu Ende bringt und sich dann mit *De revelatione* und *De Ecclesia* befasst, d.h. mit den Teilen, auf die man am meisten wartet und die ohne allen Zweifel die wichtigsten sind. Vielleicht wäre es nützlich, wenn der Heilige Vater wissen liesse, dass der Text der Theologischen Kommission, der die von Kardinal Suenens angegebenen Umstellungen vermittelt, als Basis der Beratungen und Beschlüsse des Konzils dienen muss. Verbesserungen kann man dann immer noch vorschlagen. Aber wenn man weiterhin völlig neue Bearbeitungen zur Debatte stellen lässt, werden wir nie zu einem Ende kommen. Ich stelle diese Überlegungen Ihrem heilsichtigen Urteil anheim» (zit. A 3,55 Anm. 181).
(emf)

9.8.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Erste Schritte der Neuordnung der Konzilsleitung

In der ersten Konzilssession war das Konzil von einem Präsidialrat, bestehend aus 10 Kardinälen (ausser Kardinal Tisserant alles residierende Bischöfe aus Episkopaten der ganzen Welt), sowie dem Sekretariat *extra ordinem* (*Secretariatus de concilii negotiis extra ordinem*), bestehend aus Kardinalstaatssekretär Cicognani sowie weiteren angesehenen Mitglieder des Kardinalskollegiums wie Confalonieri, Döpfner, Meyer, Montini, Siri, Suenens und Wyszyński, geleitet worden. In der Zeit nach der ersten Konzilssession hatte die Koordinierungskommission wichtige Leitungsfunktionen übernommen.

Anfang Juli hatte die Koordinierungskommission auch über eine Revision der Geschäftsordnung gesprochen. Doch behielt sich Paul VI. die Entscheidung über neue Organe des Konzils vor.

Obwohl Anfang August noch keine definitiven Entscheidungen getroffen sind, geht am 9. August 1963 ein Brief an die Kardinäle Agagianian, Döpfner, Lercaro und Suenens, um sie zu informieren, dass der Papst sie zu «Delegaten oder moderatores des Konzils ernannt hat – mit der Aufgabe, die Konzilsversammlungen mit Exekutivmandat zu leiten» (zit. A 3,10).

(emf)

10.9.2013 (Personen)

Xavier Rynne

Die Kirche – eine «Institution, der es an Transparenz mangelt», so befürchtet Kardinal Prosper Grech in seiner nun veröffentlichten Rede im Vorkonklave 2013. Die Transparenz war auch zu Konzilszeiten eine Herausforderung. Die Information der Öffentlichkeit und konkret die Zusammenarbeit mit den Medien liess zumal zu Anfang zu wünschen übrig. Während die einen (Bischöfe wie Journalisten; vgl. die Blogeinträge vom 15.10.2012 <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m93695> und vom 2.2.2013 <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m93816>) eine bessere Information der Medien forderten, beklagten andere Indiskretionen.

Aufsehen erregten Presseberichte, die der Redemptorist Francis X. Murphy in

nordamerikanischen Zeitungen veröffentlichte. Murphy war während des Konzils Dozent an der *Accademia Alfonsiana* der Redemptoristen. Als Konzilsberater vertraut mit den Vorgängen hinter den Kulissen scheute er nicht davor zurück, Intrigen und Manipulationen offenzulegen – wenngleich zum eigenen Schutz und zum Schutz seiner Informanten unter dem Pseudonym Xavier Rynne. Die Artikel erschienen während des Konzils ergänzt auch in Buchform und sind 1999 mit einem Vorwort des Autors neu herausgekommen (siehe im Abkürzungs- und Literaturverzeichnis <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/literaturUndAbkuerzungsverzeichnis> unter Ry).

Während des Konzils konnte Rynne-Murphy seine Identität bleibend verbergen, wenngleich Personen in seinem Umfeld ihn durchaus im Verdacht hatten. Der Generalobere der Redemptoristen, Father William Gaudreau, sagte ihm bereits nach dem ersten dieser Artikel: «Murph, there are a number of expressions that sound like you». Auf die zurückhaltende Reaktion des Angesprochenen hin entspann sich ein weiterer Dialog: «It would be dangerous to be Xavier Rynne» - «Yes, Father, it would be dangerous» - «You are not Xavier Rynne» - «No, Father, I am not Xavier Rynne; I am Francis Murphy» (Ry XI).

Es ist zu vermuten, dass der Generalobere sehr wohl wusste, dass Murphy zwar nicht Xavier Rynne war, aber unter seinem Namen schrieb, doch blieb Murphy unbehelligt. Günther Wassilowsky urteilt im Rückblick: «M[urphy]s Kommentare und Analysen gehören zu den treffendsten des konziliaren Medienereignisses und hatten durchaus Einfluss auf die Geschehnisse und Wahrnehmungen des Konzils selbst» (PersLex 196).

(emf)

11.8.2013 (Personen)

Laurean Kardinal Rugambwa

Der erste afrikanische Kardinal, Laurean Rugambwa von Bukongo/Tansania, gehört als 50jähriger zu den jüngeren Konzilsvätern; er wird Präsident des sich organisierenden panafrikanischen Sekretariates (Verweis auf <http://www.kath.ch/nucleus/konzilsblog.php?itemid=6620>) sein. Henri de Lubac, der am 16. Oktober 1962 die einziehenden Kardinäle sieht, hält ihn für den «schönsten von allen» («le plus magnifique de tous»: Lu 1,119). Er halte sich in ziemlich hieratischer Haltung, die Hände gefaltet, gerader Oberkörper, ruhig, unbewegt, mit dem Aussehen eines «grand seigneur». Am 31. Oktober 1962 schreibt Lubac nochmals: «Kardinal Rugambwa an seinem Platz ist immer noch schön» (Lu 1,200). Rugambwa selbst, so hört Lubac, erfährt sich als Zielscheibe der Fotografen.

In der Konzilsaula meldet er sich mit dezidierten Voten zu Wort. Als im Rahmen der Liturgiedebatte auch die liturgische Musik zum Thema wird, fragt er, wer denn entscheiden solle, was passt oder nicht passt. Die liturgischen Kommissionen könnten dies nicht ohne Berater aus den Regionen tun. Es gelte, afrikanische Musik zu komponieren (AS 1/2,592f). Entsprechend erfreut ist Dom Helder Camara, dass Kardinal Rugambwa in die nachkonziliare Kommission für die Liturgie gewählt wurde, «car il se bat pour l'Afrique» (CaLe 429).

Bereits am 14.4.2013 <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m98996> begegneten wir ihm in einem Vorausblick auf die zweite Konzilssession: Im Namen der afrikanischen Bischöfe plädiert er für die baldige Gründung eines Leitungsrates der universalen und ganzen Kirche.

(emf)

12.8.2013

Tansanianische Bischöfe heute im Rückblick auf Kardinal Rugambwa

Am 14.4.2013 veröffentlichte der Konzilsblog – aus dem aktuellen Anlass der Einberufung einer Kardinalskommission durch Papst Franziskus – einen Beitrag, der an Voten der Konzilsväter zugunsten kollegialer Leitungsstrukturen erinnerte. Unter anderem wurde ein Votum des tansanianischen Kardinals Laurean Rugambwa zitiert.

Auf diesen Beitrag hin meldete sich Burchard Schlömer, Mitarbeiter der Missiozentrale in Aachen, mit der Bitte um den Wortlaut der Konzilsrede. Denn wenige Tage später wurde der Besuch von Erzbischof Protase Rugambwa, dem Präsidenten der Päpstlichen Missionswerke in Rom, erwartet. Er stamme aus der gleichen Region wie der Konzils-Kardinal Rugambwa. Das Zitat solle ihm als Ermutigung für eine dezentralisierte und kollegiale Kirchenleitung überreicht werden.

So geschah es (siehe Bild!) und zudem ergab sich auch noch ein Kontakt zu Weihbischof Method Kilaini, Bukoba, der zur Erinnerung an Kardinal Laurean Rugambwa eine eigene Internetseite aufgebaut hat: <http://card-rugambwa.catholicweb.com/>

Die Namensgleichheit der beiden tansanianischen Amtsträger hat übrigens auch einen konkreten Zusammenhang. Erzbischof Protase Rugambwa wurde an jenem Tag geboren, als Kardinal Rugambwa nach seiner Kardinalserhebung nach Bukoba zurückkehrte, und erhielt dessen Namen.

Konzilserinnerung weckt den Stolz auf die Vorfahren – und knüpft Kontakte über Kontinente hinweg!

(emf)

13.08.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Karl Rahner geht (nicht) in die Sommerferien

Die Jesuitenzeitschrift *entschluss* (Wien), deren Redaktionsmitglied ich einige Jahre war, veröffentlichte 1988 einen von Prof. Herbert Vorgrimler/Münster redigierten Briefwechsel zwischen Karl Rahner und Kardinal König aus der Konzilszeit. Ich habe bereits mehrfach daraus zitiert und lasse heute nochmals einen Ausschnitt daraus zu Wort kommen.

Seit dem Ende der ersten Konzilssession am 8. Dezember 1962 ist mehr als ein halbes Jahr vergangen. Zur Vorbereitung der zweiten Session, die am 29. September 1963 beginnt, arbeitet Karl Rahner in Freiburg am Schema *De Ecclesia* Teil II. Da er gleichzeitig auch die Herausgabe des «Lexikons für Theologie und Kirche» (LThK) betreut, schreibt er heute vor 50 Jahren etwas ungeduldig an Kardinal König, der sich gerade im österreichischen Schruns/Vorarlberg in den Sommerferien aufhält:

«Eminenz,

heute erhielt ich die beiden Schemata, die E. Eminenz mir gütigst übersandten. Das Schema *De Ecclesia Pars II* hatte ich schon von Exzellenz Schröffer erhalten. Heute geht an ihn auch der Text eines Nachtrages zu dem bisherigen Entwurf zu den Gutachten über die drei dogmatischen Schemata ab. Ich nehme an, dass Exzellenz Schröffer auch diesen Text vervielfältigen lässt und den österreichischen und deutschen Bischöfen zusendet. Ausserdem habe ich auf den Wunsch E. Eminenz und Exzellenz Rusch ein Gutachten über das Votum von Balic zum Schema de BMV in Arbeit. Ich hoffe, dass ich es Ende dieser Woche an Bischof Rusch schicken kann. Exzellenz Schröffer hat mir noch nicht mitgeteilt, ob ich nach Fulda kommen soll oder nicht. Allmählich wäre es mir wichtig, dies zu wissen,

um über meine <Ferien> (die keine sind) disponieren zu können (ich laufe jeden Nachmittag in den Verlag wegen des LThK). Mit dankbaren Grüssen und Wünschen bin ich E. Eminenz ehrerbietigst ergebener Karl Rahner SJ.»
(*Christian Cebulj, vgl. entschluss Nr. 43[6/1988] 36.*)

14.8.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ein Kongress der anglikanischen Kirche

Vom 13.-20. August 1963 findet in Toronto ein Kongress der anglikanischen Kirche mit über 1000 Delegierten aus 18 Kirchenprovinzen mit 340 Diözesen statt. Ein anglikanischer Sprecher würdigt die freundliche Aufnahme des Kongresses durch Kardinal Léger und Erzbischof Pocock – «in deutlichem Kontrast zu der feindlichen Haltung der katholischen Hierarchie beim vorausgegangenen anglikanischen Kongress von Minneapolis im Jahr 1954» (zit. A 2,648 Anm. 80).

In ökumenischer Hinsicht wird das Klima des II. Vatikanums aufgenommen. Teilnehmer des Kongresses erklären, der Anglikanismus sei kein Zweck an sich und könne durchaus in einer grösseren Gemeinschaft aufgehen. Erzbischof M. Ramsey, Primas der anglikanischen Kirche, geht sogar so weit zu sagen, «dass das Endziel der ökumenischen Bewegung in einer Wiedervereinigung mit Rom liegt, aber in Wahrheit nicht mit der römischen Kirche, wie sie sich gegenwärtig präsentiert» (Le Monde, 15.9.1963; zit. A 2,648).

Das Ziel der Ökumene setzt Veränderung aller Kirchen voraus! Für die römisch-katholische Kirche wird das Ökumene-Dekret *Unitatis Redintegratio* dies bekräftigen – nachkonziliar jedoch zu wenig umsetzen.

(emf)

15.8.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Oekumene gegenüber der russischen Orthodoxie in der SKZ

Am 15. August 1963 veröffentlichte die «Schweizerische Kirchenzeitung» SKZ auf der Frontseite die Ansprache, die der Schweizer Bischof Franziskus Charrière am 21. Juli 1963 anlässlich des goldenen Bischofsjubiläums des orthodoxen Patriarchen Alexej in Moskau gehalten hatte. Wie in den Blogbeiträgen vom 9. und 13. Juli 2013 bereits gesagt, ist die Rede des Schweizer Bischofs ein Dankeschön für die Anwesenheit einer Delegation des Moskauer Patriarchats bei der ersten Session des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Die Ansprache führt in eine neue Welt, auch im kirchlichen Leben. Dies verdeutlicht folgendes Zitat: «Zu einer Zeit, da wagemutige Pioniere im bezwingenden Abenteuer der Erforschung des Kosmos in den Weltraum vorstossen, ist es uns einfach nicht mehr erlaubt, unsern Hader der Vergangenheit vom Blickfeld eines engstirnigen Provinzialismus aus zu betrachten. Wir müssen nun mit planetaren Massstäben rechnen; wir müssen sie mit dem Weitblick, den uns die Weltraumforschung vorzeigt, beurteilen [...]. Unser Glaubensgut ist einander so nah. Die hierarchische Struktur unserer Kirche ist einander so ähnlich. Die Erinnerung an mehr als tausend Jahre gemeinsamen Glaubens und sakramentalen Lebens sind uns ein sicherer Garant dafür, dass die neue Zeit, die anhebt, das Gebet des Herrn verwirklicht sieht: <Dass alle eins seien, auf dass die Welt glaube> – zur grössten Ehre Gottes und zum Heil der ganzen Menschen.»

(ufw; SKZ 131[1963], Nr. 33, 15. August 1963, S. 437 f.)

16.8.2013 (Sonstiges)

Karl Lehmann zum offenen Konzilskonzept Johannes' XXIII.

Welche genauen Vorstellungen hatte Johannes XXIII. von dem Konzil, das er einberufen hatte? Kardinal Lehmann meint, dass er kein fertiges Konzept, keinen genauen Plan gehabt habe «<Ziele und Wesen des Konzils wurden fortschreitend entworfen; sobald etwas als richtig erkannt war, wurde es festgehalten und vertieft in seinen Stärken und Zusammenhängen in der persönlichen Reflexion des Papstes.> (Giuseppe Alberigo u.a.) Dem widerspricht nicht, dass Johannes XXIII. mit grosser Beharrlichkeit das Konzilsvorhaben verfolgte. <Papst Johannes wollte ein Konzil des historischen Übergangs, folglich ein Konzil, das der Kirche den Weg weist aus der nachtridentinischen Epoche und in gewissem Masse aus der jahrhundertelangen konstantinischen Zeit in eine neue Phase des Zeugnisses und der Verkündigung; dabei sollte auf die wichtigen und dauerhaften Elemente der Tradition zurückgegriffen werden, die als geeignet beurteilt wurden, den evangelischen Charakter eines so schwierigen Übergangs zu befruchten und zu garantieren.> Man kann diese Zielsetzung nicht genügend hervorheben, denn sie war weder den Bischöfen in der Weltkirche noch der Kurie selbstverständlich. Manche sahen in einem solchen Konzil nur einen Nachtrag zum Ersten Vatikanum, das ja gar nicht abgeschlossen war. Der Papst war in einem tiefen und unerschütterlichen Glauben an einen solchen Schritt nach vorne überzeugt, befand sich aber nach einem Wort von Yves Congar in einer <institutionellen Einsamkeit>. Papst Johannes XXIII. wollte aber bewusst die Aufgabe des Konzils im Rahmen und Horizont der Zeit und der Gegenwart verstanden wissen und zwar bewusst in einer umfassenden Perspektive.»

(Karl Lehmann, in: Sonderheft «Zur Debatte» 3/2013, 2; ab)

17.8.2013 (Sonstiges)

Das Konzil als Prozess und Übergang

Karl Lehmann fragt nach dem heutigen Umgang mit dem Konzil, dessen Übergangscharakter auch jetzt noch nicht übergebar ist: «Die bewusste Gestaltung dieser Kirchenversammlung als <Prozess> und <Übergang> zu einer neuen Zeit gehört ganz grundlegend in die Konzeption des Konzils selbst. So hat sich die Konzilsidee beim Papst selbst immer wieder auch verändert, indem neue Horizonte und Dimensionen eröffnet wurden. Dafür gab es keinen herkömmlichen <Typ> des Konzils und darum auch keine direkt brauchbaren Modelle. [...] Ich möchte diesen Ansatz <Konzil als Prozess> und <Konzil als Übergang> zum Verständnis des Konzils einer Kennzeichnung als <aggiornamento>, <Modernisierung> usw. vorziehen.» Lehmann fügt an, dass sich diese Prozessoptik auch in der Rezeption und im Verständnis des Konzils widerspiegeln müsse: «Es scheint mir von grosser Bedeutung zu sein, dass man diesen vielfältigen Prozesscharakter des Konzils selbst im Auge behält. Das ist nicht einfach. Man muss nämlich im selben Augenblick in die Vergangenheit und in die Zukunft blicken. Darum erscheinen auch manche Ereignisse und Texte in einer gewissen Zwiespältigkeit. Sie sind wie ein Januskopf, der auch Rätsel aufgeben kann, je nach der Richtung, in die man blickt. Nicht zuletzt deshalb steht auch das Konzil als Ereignis, nicht nur als Textsammlung im Vordergrund.»

(Karl Lehmann, in: Sonderheft „Zur Debatte“ 3/2013, 2; ab)

18.8.2013 (Sonstiges)

Konzilsrezeption als Treue und Rückkehr zu einer offenen Baustelle

Die Texte des Konzils haben das Konzil nicht abgeschlossen. Die Geschichte der Texte und die Geschichtlichkeit der Texte müssen in ihrer Rezeption berücksichtigt werden. Wer das Konzil rezipieren möchte, muss mit dem bleibend Unfertigen des Konzils selbst rechnen. Karl Lehmann meint dazu: «Gerade beim Zweiten Vatikanum scheint es mir wichtig zu sein, dem Ausgangspunkt, also dem konziliaren Geschehen selbst mit seinen Resultaten, sehr genau nachzugehen. Die Uneindeutigkeit mancher Texte darf nicht zu einem Steinbruch werden, aus dem jeder auswählt, was ihm passt, sondern man muss die konkreten Bestimmungen der Konzilsaussagen mit ihren Kontexten selbst genau verfolgen. Sonst verlieren sie ihre Normativität. In diesem Sinne scheint mir die historisch-kritische Erschliessung des Konzils auch für eine systematische Fragestellung von grosser Bedeutung zu sein.

Es kommt noch ein weiteres Element hinzu. Ein Konzil vereinbart Texte, aber dabei bleibt es nicht. Ein Konzil schreibt Geschichte. Überall ist das gegenwärtige und das künftige Leben der Kirche auf vielen Ebenen mitbetroffen. Auch die gewesene Geschichte rückt oft in ein anderes Licht. [...] Man muss [...] immer wieder zu den Quellen zurück, die hier aber identisch sind mit der grossen Baustelle des Konzils».

(Karl Lehmann, in: Sonderheft „Zur Debatte“ 3/2013, 2; ab)

19.8.2013 (Rezeption)

Ein Rezeptionsauftrag für die Theologie

Theologisches Arbeiten muss nicht und soll nicht einfach nur in den Spielräumen lehramtlicher oder konziliarer Konsentexte stattfinden. Theologie sei gefordert, über die Texte hinauszugehen, ihre Bruchstellen als Ansatzpunkte für Weiterentwicklung und Vertiefung zu sehen. Die unerledigten Aufgaben eines Konzils fordern die Theologie mit dem Konzil und darüber hinaus heraus. Karl Lehmann formuliert zur Differenz von Lehramt und Theologie: «Ein Konzil kann viele anstehende theologische Fragen nicht ausreichend lösen. Es ist hier auch abhängig von der Theologie der jeweiligen Zeit. (...) Dies kann Konzilien nicht angelastet werden, weil die theologische Einzelausarbeitung von Lösungen nicht ihre unmittelbare Aufgabe ist. Die Theologie sollte aber im Gefolge solcher unerledigt gebliebener Aufgaben diese auf ihre eigene Verantwortung hin mutig aufnehmen und weiterführen, wie es nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil auch in weiten Teilen geschehen ist. Dabei muss die Theologie zum Teil über die konziliaren Texte hinausgehen.» Lehmann relativiert aber auch die Bedeutung der Theologie:

«Dies darf jedoch nicht heissen, das Konzil sei nur rezeptiv im Blick auf die vorausgehenden theologischen Leistungen. In mancher Hinsicht gibt es auch Impulse, die nicht von der Gegenwartstheologie abgeleitet werden können, sondern sich anderen Anstössen verdanken. Dies gilt unter anderem für die Aussagen zur Ökumene, zu den Heilsmöglichkeiten für Nichtchristen, zur Religionsfreiheit und zu manchen anderen Dingen.»

(Karl Lehmann, in: Sonderheft «Zur Debatte» 3/2013, 2; ab)

20.8.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Einberufung der Koordinierungskommission

Am 20. August 1963 wird unerwartet eine Sitzung der Koordinierungskommission einberufen. Deren Vorsitzender, Kardinalstaatssekretär Cicognani, hat ein Interesse, die Funktion der Koordinierungskommission über die Dauer der Intersessio hinaus zu

verlängern, was bereits am 3. Juli 1963 bekannt gegeben wird. Zugleich werden neue Mitglieder hinzuberufen, nämlich die Kardinäle Agagianian, Lercaro und Roberti.

Da die Einberufung relativ spät erfolgt, werden bei der Sitzung mehrere Mitglieder fehlen. Zudem wird sich in diesem Zusammenhang bemerkbar machen, wie sehr mit der Neuordnung der Konzilsorgane und Konzilsleitung Machtinteressen berührt sind.

(emf)

21.8.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Das Problem konkurrierender Vollmachten

Kardinal Julius Döpfner steht in Kontakt mit verschiedenen Theologen, die ihm mit Begutachtungen und Stellungnahmen zuarbeiten, um eine kritische Überprüfung der für die kommende Konzilssession zugesandten Dokumente zu ermöglichen. Im August weist ihn der Kirchenrechtler Klaus Mörsdorf auf das Problem der kanonischen Gewaltenlehre im Schema *Lumengentium* hin. Im Begleitbrief schreibt er:

«Meines Erachtens kann das Schema in der vorliegenden Form nicht verabschiedet werden. Die Lehre von dem Collegiumepiscopale bedarf noch einer gründlichen Überarbeitung. Vor allem vermisste ich jedes Eingehen auf die entscheidende Frage der Unmittelbarkeit der päpstlichen Primatialgewalt in ihrem Bezug zu der gleichfalls unmittelbaren Gewalt des regierenden Bischofs. Hier besteht seit dem Vaticanum I ein gewisser Widerspruch; denn es ist rechtslogisch nicht denkbar, dass jemand zwei verschiedenen Oberen in jeder Hinsicht und in gleicher Weise unmittelbar untersteht. Dem erhobenen Vorwurf, das Bistum habe nicht ein Haupt, sonder [sic] zwei Häupter, wird man nur durch das Anerkenntnis begegnen können, dass der regierende Bischof kraft göttlichen Rechtes eine Zuständigkeit besitzt, in die der Papst nicht nach Belieben eingreifen darf. Anders ausgedrückt, es muss klargestellt werden, dass das Recht des Papstes, in die Leitung eines Bistums einzugreifen, nicht auf Grund einer gleichartigen und in jeder Hinsicht mit der des regierenden Bischofs konkurrierenden Kompetenz erfolgt, sondern kraft eines höheren Rechtes, das nur dann eingesetzt werden darf, wenn das in ordentlicher Weise zuständige Organ versagt» (Dö 499f).

(emf)

22.08.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Karl Rahner soll nun doch in die Ferien gehen

Am 13.08.2013 hatte ich bereits aus einem Brief von P. Karl Rahner SJ an Kardinal König zitiert, der im August 1963 im österreichischen Schruns im Montafon/Vorarlberg seine Sommerferien verbringt. Heute vor 50 Jahren, am 22.08.1963, schreibt König (nicht ohne Eigennutz) seinem theologischen Berater Rahner zurück nach Innsbruck und rät ihm Ferien zu machen und sich zu erholen:

«Lieber Pater Rahner,

herzlichen Dank für Ihren Brief vom 13. August, der mich hier im Urlaub erreichte. Den vervielfältigten Text von Exzellenz Schröffer habe ich erhalten. Ich kann leider nicht selbst nach Fulda kommen, weil ich eine andere berufliche Verpflichtung habe, die damit kollidiert.

Ich gebe Ihnen den guten Rat, nicht nach Fulda zu fahren und etwas für Ihre Gesundheit zu tun. Die Herren sollen einmal sehen, wie sie ohne Sie auskommen, und dann fallen ja die Entscheidungen doch erst in Rom. Ihre Anwesenheit in Rom ist wichtiger. Sie bekommen dann ja sowieso die Unterlagen von Fulda. Wie ich höre kommen weder alle

deutschen noch alle österreichischen Bischöfe dorthin. Herzliche Grüsse!»
(*Christian Cebulj, vgl. entschluss Nr. 43[6/1988] 36.*)

23.8.2013 (Rezeption)

Kirche der Armen

Heute vor 45 Jahren: Papst Paul VI. bereist Kolumbien und wendet sich in San José de Mosquera an ca. 200'000 versammelte Kleinbauern, Tagelöhner und Landarbeiter aus verschiedenen Regionen Lateinamerikas.

«Ihr seid ein Zeichen, ein Abbild, ein Mysterium der Präsenz Christi. [...] Ihr seid [...] ein Sakrament, das heisst ein heiliges Abbild des Herrn in der Welt, ein Widerschein, der sein menschliches und göttliches Antlitz repräsentiert und es nicht verbirgt. [...] Die ganze Tradition der Kirche erkennt in den Armen das Sakrament Christi».

Das Anliegen einer Kirche der Armen, das auf dem Konzil von einer Gruppe von Bischöfen vertreten worden war, hatte in die Konzilstexte zwar Eingang gefunden, jedoch nicht mit der Entschiedenheit, wie sie von Bischöfen wie Dom Helder Camara oder Giacomo Lercaro gewünscht worden war. Vor allem blieben die von den Bischöfen des sogenannten Katakombenpaktes gewünschten konkreten Zeichen und Entscheidungen aus.

Immerhin hält LG 8 fest:

«Wie aber Christus das Werk der Erlösung in Armut und Verfolgung vollbrachte, so ist auch die Kirche berufen, den gleichen Weg einzuschlagen [...] Christus wurde vom Vater gesandt, <den Armen frohe Botschaft zu bringen, zu heilen, die bedrückten Herzens sind> (Lk 4,18), <zu suchen und zu retten, was verloren war> (Lk 19,10). In ähnlicher Weise umgibt die Kirche alle mit ihrer Liebe, die von menschlicher Schwachheit angefochten sind, ja in den Armen und Leidenden erkennt sie das Bild dessen, der sie gegründet hat und selbst ein Armer und Leidender war».

Entsprechend hält Paul VI. am 23. August 1968 als Selbstverpflichtung fest: «Wir selbst werden innerhalb unserer ökonomischen Möglichkeiten versuchen, ein Beispiel zu geben und in der Kirche ihre besten Traditionen an Selbstlosigkeit, Grosszügigkeit und Dienst wiederzubeleben, indem wir uns immer mehr jenen Geist der Armut in Erinnerung rufen, den uns der göttliche Meister gepredigt und an den uns das ökumenische Konzil mit Autorität erinnert hat».

(emf; Zitate nach: Kurt Appel; Sebastian Pittl: *Das Konzil am Grab. Das Grabmal Pauls VI. und der «Pakt der Katakomben» als Verständnishilfen für den ästhetischen Perspektivenwechsel des Konzils. In: Jan-Heiner Tück (Hrsg.): Erinnerung an die Zukunft. Das Zweite Vatikanische Konzil. Freiburg i.Br.: Herder, 2012, 303-316, 306.308).*

24.8.2013 (Rezeption)

«Geospirituelle Verlagerung» der Konzilsrezeption

Karl Lehmann bringt die Dimension der Regionalisierung der Konzilsrezeption in Erinnerung. Diese Regionalisierung entspräche dem Konzil als Ereignis und könne ein guter Weg sein, um die Vielschichtigkeit der Bedeutung der Konzilstexte für die Gegenwart zu erschliessen. Es sei «notwendig, nicht nur einzelne Rezeptionsmodelle, die es in hoher Trennschärfe wohl auch gar nicht so leicht zu unterscheiden gibt, zu behandeln, sondern man muss alle oder wenigstens die wichtigsten Texte auf ihre jeweilige Wirkungsgeschichte hin verfolgen, wobei die regionalen Unterschiede und

Akzentuierungen nicht zu vergessen sind» (Karl Lehmann, in: Sonderheft «Zur Debatte» 3/2013, 3).

Giuseppe Alberigo, der wohl bedeutendste Konzilshistoriker, sieht hier auch die theologische Rolle der Ortskirchen, die das Konzil gestärkt habe. Dabei macht Alberigo eine durchaus Europa-kritische Überlegung: Als Hilfe für ein dynamisch-offenes Rezeptionsverfahren des Konzils möchte er die «Stimmen von anderen katholischen Gegenden als der europäischen, die weniger in das <konstantinische System> verwickelt sind», gewichten. Der europäischen Rezeption des Konzils unterstellt er eine zu starke Institutionshaftung. Alberigo spricht von einer «geo-spirituellen Verlagerung» der Rezeptionsperspektive des Zweiten Vatikanums. (Giuseppe Alberigo: Treue und Kreativität bei der Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils. In: Antonio Autiero (Hrsg.): Herausforderung Aggiornamento. Altenberge 2000, 34.)

(ab)

25.8.2013 (heute vor)

Konzil + Kontinuität = neue Möglichkeiten

Die Konzileröffnungsrede Johannes' XXIII. hinterliess grossen Eindruck auf Lukas Vischer, den «Beobachter» des Ökumenischen Rates der Kirchen auf dem II. Vatikanum. Sein Bericht auf der Tagung des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates der Kirche in Rochester Ende August 1963 handelt in einer für ihn in Form und Inhalt typischen Passage von der Unterscheidung, die der Papst in seiner Rede zwischen der Substanz des Glaubens und seiner Aussageweise vorgenommen hat. Vischers Reaktion ist – erstens – nüchtern: «die Unterscheidung zeigt zunächst die Grenzen, die den Reformen gesetzt sind». Nach dieser Einschränkung bricht sich – zweitens – verhaltener Enthusiasmus Bahn: «Die Unterscheidung eröffnet aber zugleich auch unerhörte Möglichkeiten.» Drittens verbindet Vischer beides in einer für ihn typischen Fragekette: «Wie ist das Verhältnis zwischen Substanz und Aussage zu verstehen? Die meisten Bischöfe scheinen anzunehmen, dass sie sich zueinander verhalten wie der Körper zu seinem Gewand. Eine neue Formulierung ist nicht mehr als ein neues Gewand, das um denselben Körper gelegt wird. Identität und Kontinuität des Körpers werden dadurch nicht angetastet. Ist die Frage aber so einfach? Sind Substanz und Aussage nicht viel enger verbunden? [...] Werden durch einen neuen Ausdruck Identität und Kontinuität nicht weit mehr in Frage gestellt, als gemeinhin angenommen wird? [...]» Die Fragen hören nicht auf und münden – viertens – in einen für Vischer ebenfalls charakteristischen konstruktiven und hoffnungsvollen Ausblick: «Mir scheint, dass die Vorgänge des Konzils die römisch-katholische Theologie dazu nötigen werden, über das Problem der Kontinuität neu nachzudenken, und ich könnte mir denken, dass diese Überlegung zu neuen Möglichkeiten der Begegnung und des gegenseitigen Verständnisses führen wird.»

Michael Quisinsky (vgl. Lukas Vischer, Bericht über das 2. Vatikanische Konzil, in: Bericht über das 2. Vatikanische Konzil, in: Kirche in der Zeit. Evangelische Kirchenzeitung 18 (1963), 427-434, Zitate 430s.; vgl. auch A 2, 634 sowie Michael Quisinsky, The ecumenical dynamic of Vatican II – Lukas Vischer between Geneva and Rome. In: Cristianesimo nella storia 34 (2013), 273-314, 279-282).

26.8.2013 (Personen)

Die Erneuerung glühend wünschen und Geduld haben – Marianne Dirks und das Zweite Vatikanische Konzil

Heute würde sie 100 Jahre alt werden: die katholische Laienaktivistin Marianne Dirks (* 26.08.1913, † 15.10.1993). Von 1951 bis 1972 war sie Präsidentin des «Zentralverbands katholischer Frauen- und Müttergemeinschaften» (seit 1968 Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands, kfd) und fast ebenso lange Mitglied des ZdK.

Marianne Dirks war überzeugt, dass die vom Konzil angestrebte innerkirchliche Erneuerung ohne Frauen nicht gelingen konnte. Deshalb rief sie die Leserinnen der Verbandszeitschrift „Frau und Mutter“ auf, für das Konzil zu beten *und* die eigenen Erwartungen in Leserbriefen zu formulieren. Diese Zuschriften bildeten die Grundlage für die Konzilseingabe der kfd, die Marianne Dirks gemeinsam mit Dr. Anneliese Lissner in einem arbeitsintensiven Prozess erstellte und abstimmte (vgl. Blog vom 31.7.2012). Neben Kardinal Frings als Ortsordinarius war der damalige Berliner Kardinal Döpfner, am gleichen Tag wie Dirks geboren, ihr Ansprechpartner für diese Eingabe.

Während des Konzils unternahm Marianne Dirks mehrfach Romreisen, um in Gesprächen mit offiziellen und inoffiziellen Konzilsteilnehmern die Anliegen katholischer Frauen vorzutragen. Ihre römischen Erlebnisse spiegeln par excellence die sich wandelnde Einstellung zu Frauen: im November 1963 gelang es dem Ehepaar Dirks nicht, eine Konzilsmesse zu besuchen, weil Frauen damals grundsätzlich von diesen Gottesdiensten ausgeschlossen wurden (man fürchte sich vorgeblich vor einem Ansturm der Ordensoberinnen!). Als Marianne Dirks im nächsten Jahr zu einer Tagung der Weltunion katholischer Frauenverbände über das Laienapostolat in der Pfarrei nach Rom reiste, wurden die Teilnehmerinnen von Papst Paul VI. in Privataudienz empfangen; der Besuch einer Konzilsmesse war fast schon selbstverständlich möglich. 1965 nahm sie als «Invitata» vier Tage lang an den Generalkongregationen teil und erlebte am 28.10. die Schlussabstimmungen und die feierliche Verkündigung von fünf Dokumenten. Dass die Umsetzung des Konzils ein langer und mühsamer Prozess sein würde, war Marianne Dirks bewusst: «Wir müssen beides lernen und einüben: die Erneuerung glühend zu wünschen, uns unermüdlich und unbeirrbar für sie zu engagieren; aber auch Geduld zu haben».

(Regina Heyder)

Abbildung: Marianne Dirks (1913-1993), Archiv kfd, Düsseldorf

27.08.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Religionsfreiheit – zugunsten der Katholiken

Die Frage der Religionsfreiheit war keineswegs eine theoretische Frage, sondern hatte einen praktischen, ja politischen Hintergrund. So schrieb Kardinal Bea am 30. August 1963 an Kardinal Döpfner im Rahmen eines Briefes, in dem mehrere konzilsrelevante Themata angesprochen wurden: «Man wird wohl bei den Vorgängen, wie sie augenblicklich in Süd-Vietnam vorliegen, nicht mehr daran zweifeln können, dass ein Dekret über die Religiöse Freiheit heute am Platze ist, sowohl für die Katholiken, als auch zum Schutz der Katholiken» (Dö 501). Bea wollte dieses Dekret über die Religionsfreiheit an das Schema über den Ökumenismus anhängen, da er die Religionsfreiheit als Basis für die ökumenische Einstellung auffasste.

Der Hintergrund, warum Kardinal Bea Vietnam ansprach: Nach der Teilung Vietnams in einen Nord- und Südteil (1954) flohen Hunderttausende vom kommunistischen Nordvietnam nach Südvietnam, was zu grösserem Einfluss der römisch-katholischen Kirche im Südteil führte. Von 1955 bis zur Ermordung 1963 war sogar der Katholik Ngo Dinh Diem Präsident von Südvietnam. Kardinal Bea bezog sich in seinen Äusserungen auf die wachsenden Spannungen, die zum Ausbruch des zweiten Vietnamkrieges führten. *(ufw; vgl. Dö 501 Anm. 893)*

28.08.2013 (Heute vor)

Schulen – Ferien – Hausaufgaben

Ihren Sommerurlaub 1963 verbrachten die Dominikaner Yves Congar und Henri-Marie Féret nahe des Genfer Sees im savoyischen Notre-Dame des Voirons. Féret (1904-1992), der seit den 1930er Jahren in der Dominikanerhochschule Le Saulchoir mit Congar und Marie-Dominique Chenu ein theologisches «Trio» bildete, erstellte während dieser Tage ein auf den 28. August 1963 datiertes Gutachten zum Schema De Revelatione.

In der Widmung des dem Bischof Elchinger zugeeigneten Exemplars bezeichnet er es als seine «Ferienhausaufgabe». So umfangreich das Gutachten war, so gering dürfte einerseits sein direkter Einfluss gewesen sein. Andererseits erinnert es gerade so an zentrale Dimensionen des Konzils als Kommunikationsereignis: erstens arbeiteten «hinter den Kulissen» unzählige Theologen für «ihre» Bischöfe die konziliaren Debatten auf. Féret war Berater des Bischofs von Saint-Claude im französischen Jura, Claude Flusin bildete seinerseits mit den Bischöfen Paul-Joseph Schmitt (Metz), Pierre Boillon (Verdun) und Léon-Arthur Elchinger (Strassburg) eine informelle bischöfliche Arbeitsgruppe. Wenn zweitens das Traditionsverständnis Férets deutlich von demjenigen Congars geprägt ist, so verweist dies auf die Rolle theologischer «Schulen» – im weiteren wie im engeren Sinne. Drittens zeigt der gemeinsame Arbeitsurlaub, dass die bekannten Konzilstheologen (hier: Congar) nicht ohne ihre theologischen und geistlichen Diskussionspartner (hier: Féret) zu denken sind. Zwar lassen kritische Bemerkungen in Congars Tagebucheintrag von Anfang August über Stil und Einflussmöglichkeit der Gutachten Férets die Frage aufkommen, ob Féret sich seine «Hausaufgaben» nicht mitunter selbst gestellt habe. Wie sehr allerdings eine solche vom II. Vaticanum ausgehende Motivation für das Konzil spricht, können alle jene besonders gut nachvollziehen, die aus beruflichen oder familiären Gründen mit Hausaufgaben zu tun haben.

(Michael Quisinsky; vgl. Qu 336-339)

29.08.2013 (heut vor 50 Jahren)

Die niederländischen Bischöfe und die Pille

Die Frage der Geburtenregelung stellte sich nach der Einführung der Pille in einem neuen Kontext. Auffällig ist die Offenheit der Einschätzungen, die 1963 publik werden. Mit Blick auf das Konzil war zunächst wichtig, dass die Frage der «Ehemoral» angesichts der Pille in neuer Weise gestellt und beantwortet werden musste. Die neuen Möglichkeiten in der Gestaltung des Sexuallebens machten eine neue Einschätzung der Bedeutung ehelicher Intimität notwendig.

«Der Bischof von ,s'Hertogenbosch, Bekkers, ergriff dann in einer Fernsehdebatte vom März 1963 als erster Position für ein neues Verständnis des Ehelebens, in dem die eheliche Liebe ihren besonderen und notwendigen Ausdruck in den Intimbeziehungen finde. [...] Dieser Erklärung folgte ein Hirtenbrief des gesamten niederländischen Episkopates (August 1963), der die neuen Mittel zur Steuerung der menschlichen Fruchtbarkeit ansprach, um deutlich zu machen, dass die Diskussion dieser Frage in der katholischen Kirche notwendigerweise offen sei. [...] In jener Diskussion, die sich in katholischen Kreisen entzündete, war nicht so sehr vor (negativer) Empfängnisverhütung die Rede, sondern von (positiver) Geburtenregelung. Hier liegt eine bezeichnende Akzentverschiebung vor.»

Die offeneren Positionierungen innerhalb des niederländischen Katholizismus lassen sich im Rückblick auch als Ausdruck eines gestiegenen Selbstbewusstseins katholischer Laien und Laiengruppen lesen. Die «Eigenverantwortung» der Laien verlangte – gestärkt durch das Konzil – nach einem «Ende der Einmischung bestimmter Kleriker in <Bettgeschichten>.»

(Grootaers, in A 2; 637f.;ab)

30.08.2013 (Weiteres)

Die deutschen Bischöfe und die Pille

Das kirchliche Nachdenken über die Pille und die mit ihr gegebenen Möglichkeiten blieb während des Konzils offen. Bald schon haben sich Stimmen zu Wort gemeldet, die keineswegs bereit waren, von einer «notwendigen Offenheit» in dieser Frage zu sprechen, wie es die niederländischen Bischöfe getan hatten (gestriger Blogbeitrag). (A2, 637).

1968 versuchte Paul VI. mit der Enzyklika *Humanae vitae* einen Schlusstrich zu ziehen. Grosse Teile des weltweiten Katholizismus konnten sich mit diesem Schlusstrich nicht mehr identifizieren. Heute vor 45 Jahren haben die deutschen Bischöfe einen Ausweg zu formulieren versucht. Mit der «Königsteiner Erklärung» vom 30. August 1968 – heute vor 45 Jahren – suchten sie nach einer Klärung für den Umgang mit der Enzyklika und für eine Einschätzung der Reichweite ihrer Autorität gegenüber dem einzelnen Gläubigen. Dabei griffen sie stark auf das Konzil zurück und zeigten Spannungen und innere Widersprüche auf. Bis heute klingen im Text der Königsteiner Erklärung noch die Spannungen zwischen der Anerkennung von Freiheiten einerseits (Religionsfreiheit, Gewissensfreiheit) und kirchlichen Autoritätsansprüchen andererseits nach. Recht optimistisch schrieben die Bischöfe angesichts der offenkundigen grossen Streitereien um die Enzyklika: «Dieses ganze Geschehen hat aber nicht nur negative Aspekte. Wir dürfen in ihm auch einen heilsamen Läuterungsprozess sehen [...]. Es bahnen sich neue Formen der Verwirklichung von Autorität und Freiheit in der Kirche an. Das Ganze kann ein wirksamer Beitrag zur Erneuerung der Kirche im Sinne des II. Vatikanischen Konzils sein.» (Nr.7)

Inhaltlich belassen es die Bischöfe bei eher offen formulierten Hinweisen, die zwar die Autorität der Enzyklika nicht in Frage stellten, aber zugleich Bedingungen für den Fall einer abweichenden Gewissensbildung formulierten – und eine solche somit im Prinzip für möglich und legitim erklärten. (Nr. 12 und 13)

(ab)

31.8.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Debatten in der Koordinierungskommission

In der Sitzung der Koordinierungskommission vom 31. August 1963 wird eine ungewöhnliche Debatte über die künftigen Organe der Konzilsleitung geführt. Ungewöhnlich ist sie deswegen, weil zu diesem Zeitpunkt die Ernennung der Moderatoren noch gar nicht offiziell ist. Während Cicoganini, der Vorsitzende der Koordinierungskommission, die Moderatoren als Delegierte seiner Kommission verstehen möchte, halten Lercaro und Felici sie für Sprecher des Papstes. Hinzu kommt noch ein ungeklärtes Verhältnis zum Präsidium des Konzils. Döpfner notiert aus der Sitzung der Kommission, das Sekretariat extra ordinem solle aufgehoben werden, und das Präsidium auf 12 Mitglieder erweitert werden. Seine Kommentare zu diesen Fragen: «Questioni

sull'ordine!» und «Grosse Schwierigkeit in der Abgrenzung: Moderatores Concilii» (Dö 502).

Interessanterweise ist Cicognani selbst über die Moderatoren nicht gut informiert. Er nennt neben den tatsächlich vorgesehenen Moderatoren Agagianian, Döpfner, Lercaro und Suenens noch die Kardinäle Liénart, Ruffini und Roberti (vgl. A 2,613 Anm. 401). Döpfner notiert in seinen Aufzeichnungen zunächst ebenfalls Ruffini und Roberti, streicht diese Namen aber wieder aus.

Neben diesem Meinungs austausch über ein unausgereiftes Thema entscheidet die Koordinierungskommission, dass das Konzilsdokument über die Offenbarung, ebenfalls wegen Unausgereiftheit, zurückgestellt wird, während *De Ecclesia* prominent auf die Tagesordnung der zweiten Konzilssession rückt. Ausserdem soll über die Bischöfe, die Laien und die Ökumene gesprochen werden.

(emf; vgl. A 2,613.615; A 3,9f)

1.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Austausch über die bevorstehenden Themen

Ende August, Anfang September wird in den Korrespondenzen spürbar, dass die nächste Konzilssession bevorsteht. Am 30. August 1963 wendet sich Kardinal Augustin Bea brieflich an Kardinal Döpfner, da er an der Sitzung der Koordinierungskommission vom 31. August 1963 nicht würde teilnehmen können. Er teilt ihm seine Sorgen, nicht zuletzt betreffend das Dekret über die Religiöse Freiheit mit. Auch die übrigen Schemata befriedigen ihn noch nicht. «Das Schema über die Kirche scheint mir noch viel zu theoretisch zu sein. Man hat den Eindruck, als ob ein französischer oder italienischer Text von jemand übersetzt worden sei, der den Sinn nicht recht verstand, oder nicht genügend Latein konnte» (Dö 501). Abschliessend gratuliert er dem Kardinal zu seinem 50. Geburtstag.

In seiner Antwort vom 7. September 1963 teilt Döpfner Bea in aller Kürze die Ergebnisse der Sitzung der Koordinierungskommission hinsichtlich der Reihenfolge der Themen in der bevorstehenden Konzilssession mit. «Das Dekret über die religiöse Freiheit ist jedoch bis jetzt nicht auf die Tagesordnung gesetzt worden. Ich glaube aber, dass Sie dies schon noch durchsetzen können» (Dö 503).

(emf)

2.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Der Papst will Laien auf dem Konzil

Am 31. August 1963 kam es zu einem kleinen Durchbruch in der Laienfrage – zwar nicht bei den Texten des Konzils, aber in seiner Praxis. Befördert durch starkes Zutun Pauls VI. wurde eine Liste von 12 Laien bekannt, die zum Konzil eingeladen wurden. Es kann vermutet werden, dass die langjährigen Erfahrungen Pauls VI. als Mitarbeiter der katholischen italienischen Universitätsvereinigung dazu beigetragen haben, dass er für die Kooperation mit Laien sensibilisiert war.

Im Blick auf die geladenen Laien scheinen zwei Fragen auf: Wie wurde ihre Rolle definiert? Nach welchen Kriterien wurden sie ausgewählt?

Während ein einzelner katholischer Laie in der ersten Konzilssession 1962 nur als «Beobachter» zusammen mit den «nichtkatholischen Beobachtern» am Konzil teilnahm, sollte die Laiengruppe bei der zweiten Konzilssession als eigene Gruppe behandelt werden – mit einem eigenen Platz in der Konzilsaula. Langsam war also schon ein Gefühl

für ein neues Verständnis der Kirche und aller ihrer Glieder gewachsen.

Beim Blick auf die Auswahl der Laien zeigen sich Eigentümlichkeiten, die erst im weiteren Verlauf des Konzils korrigiert werden sollten: Bis auf eine Ausnahme, ein Laie aus Argentinien, kamen alle Laien aus Europa oder den USA. Das Konzil und das kirchliche Selbstverständnis waren noch sehr eurozentrisch geprägt. Dabei sollte schon wenige Jahre später die Mehrheit der katholischen Weltbevölkerung in Ländern der südlichen Hemisphäre leben! Die andere «typische» Eigentümlichkeit betraf die Geschlechterverteilung. 1963 waren die Laienauditoren allesamt Männer. Erst im folgenden Konzilsjahr sollten auch Laiinnen berufen werden.

(ab; A 3,33f; 368)

3.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Konzilsmoderatoren zwischen allen Stühlen

Die Konzilsabläufe mussten einfacher und klarer werden. Die erste Konzilssession hatte zwar viele Überraschungen möglich gemacht – aber wie sollte man zu konkreten Ergebnissen kommen? Paul VI. hatte ursprünglich vor, eine einzige Person an die Spitze des Konzils zu stellen – mit umfassenden Vollmachten und einem direkten Draht zum Papst selbst. Für diese Rolle eines «Moderatoren und päpstlichen Legaten» vorgesehen war Kardinal Suenens. Im Sommer und bis in den September 1963 wurde dieser Plan mehrfach korrigiert. Deutlich zeigt sich hier der Einfluss der unterschiedlichen Strippenzieher und «grauen Eminenzen», die Paul VI. selbst durch seine Personalentscheidungen um sich herumgruppiert hat. Wer wird sich im Spiel «Teilen und Herrschen» durchsetzen?

Als gewiefter Stratege erwies sich Kardinalstaatssekretär Cicognani. In seiner Funktion als Sekretär der Koordinierungskommission gelang es ihm, mögliche Konkurrenten in ebendiese Kommission berufen zu lassen – und sie damit gewissermassen unter seine Kontrolle zu bringen.

Die vier späteren Konzilsmoderatoren, die Kardinäle Suenens, Lercaro, Döpfner und – als konservatives Gegengewicht der Kurie – Agagianian, sassen somit zwischen drei Stühlen: Sie hatten die Freiheit und die freie Rede des Konzils zu gewähren (und dessen Arbeitsfähigkeit zu gewährleisten), sie standen im Dienste des Papstes und sie mussten sich mit den Führungsansprüchen des Sekretärs der Koordinierungskommission herumschlagen.

(ab; A2, 609ff)

4.9.2013 (Personen)

Die vier «Evangelisten»

Die vier Moderatoren, die gemäss den Entscheidungen von Paul VI. im August und September 1963 neu ernannt wurden, prägten das Konzil fortan. Die Konzilsbischöfe, so erinnert der Moderator Kardinal Léon-Joseph Suenens, nannten sie die «vier Evangelisten». «Man schrieb jedem von ihnen den Namen eines Evangelisten zu. Kardinal Agagianian, der Orientale, war der <heilige Johannes>, ein wenig abseits der anderen, die als Synoptiker bezeichnet wurden, wegen ihrer Übereinstimmung. Ich darf sagen, dass die <Synoptiker> niemals die geringste Schwierigkeit mit dem <heiligen Johannes> hatten, und dass ich diesem umgänglichen Kollegen eine gute Erinnerung bewahre.

Der Papst, der diese Geschichte kannte, schenkte jedem von uns am Ende des Konzils ein schönes Bronzeglöckchen, in sehr modernem Stil, mit den vier Evangelisten als

Flachrelief» (Su 127).
(emf)

5.9.2013 (Personen)

Wo ist der vierte?

Am 9. August 1963 erhalten die vier Moderatoren einen Brief von Paul VI., der sie über ihre neue Funktion informierte. Bekannt gegeben wird diese Ernennung am 12. September 1963. Wie bereits dargelegt, ist ihre Stellung und Autorität sehr ungeklärt. Kardinal Suenens, einer von ihnen, bemerkt rückblickend mit Humor und Bedauern zugleich:

«Unsere Stellung als Moderatoren war niemals klar ... sogar posthum nicht! Ich spiele hier auf eine Bronzetür des Petersdoms an. Dort waren auf einer Tafel vier Kardinäle dargestellt, von denen einer eine orientalische Kopfbedeckung trug. Sie sind von den zwei Päpsten des Konzils umrahmt: derjenige, der es eröffnete, Johannes XXIII., und derjenige, der es beschloss, Paul VI. Der *Osservatore Romano* publizierte das Foto, mit den vier Moderatoren, die man vage erkannte, da in modernem Stil nur die Züge skizziert waren. Einer der vier erinnerte Kardinal Agagianian, wenngleich seine orientalische Mütze frei erfunden war, und man konnte mehr oder weniger die Gesichter der drei anderen erkennen. Doch eines schönen Tage verschwand einer der vier von der Bronzetür. Es war, so scheint es, Kardinal Döpfner. Die Diözese München eröffnete selbst eine Spendenaktion, um ihn wieder herzustellen. Die offizielle These, die dieser bayrischen Initiative ein Ende bereite, war, dass die vier Personen zwischen den zwei Päpsten nicht die vier Moderatoren darstellen sollten. Mir ist es nie gelungen, das Geheimnis dieser Beseitigung aufzuklären» (Su 118f).

(emf)

6.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ein anonymes Schema

Der Name des Schemas ist die Nummer XVII – die letzte in der Liste von Konzilstexten gemäss der Zählung der Koordinierungskommission. Später wird das Schema die Nummer XIII bekommen – immer noch die letzte Nummer. Etliche Konzilsväter weigerten sich lange, das Schema überhaupt zu behandeln. Es fand keinen Namen – und die Sache, um die es ging, wurde von manchen als gar nicht konzilstauglich eingeschätzt. Es ging um die Rolle der Kirche in der Welt und um ihre Antworten auf die vielfältigen Veränderungen, mit denen die Welt konfrontiert wurde. Eine solche «zeitgenössische» Sicht auf die Kirche schien vielen unangebracht und zur Behandlung auf einem Konzil nicht geeignet. Andere jedoch bejahten die Notwendigkeit einer Positionierung der Kirche mitten in der Welt von heute.

Drei Grundrichtungen haben sich für den Text angeboten:

- a: Man behandelt die Fragestellung erst gar nicht auf dem Konzil und bleibt bei überzeitlich gültigen, bei ewigkeitsorientierten Aussagen über die Kirche.
- b: Man positioniert die Kirche mit Hilfe klarer anthropologischer, sozialer und moralischer Vorgaben in der Welt – als Lehrerin oder Ordnungshüterin der Welt. Naturrechtliche, moraltheologische und sozialetische Prinzipien würden dann den Kern eines solchen Dokumentes ausmachen.
- c: Man wagt eine zeitgenössische, eine mit den Menschen und ihrer Geschichte verbundene Verhältnisbeschreibung zur Welt und nimmt die konkrete Geschichte zu

einem Ausgangspunkt des eigenen kirchlichen Selbstverständnisses.

In der Koordinierungskommission diskutierte man lange über unterschiedliche Textentwürfe und fand keine Lösung. Auch eine «Abwertung» des geplanten Textes als blosser «Sozialkatechismus» wurde nicht gutgeheissen, hätte ein solches Vorgehen doch bedeutet, die Balance der Aussagen zur Kirche *ad intra* und *ad extra* zu zerstören. Diese Unterscheidung hatte Kardinal Suenens schon am 4. Dezember 1962 vorgeschlagen und viel Zustimmung geerntet. Ihm wurde schliesslich der Auftrag gegeben, einen neuen Text zu verfassen. Deswegen tagt vom 6. bis 8. September 1963 eine Expertengruppe in Mecheln.

(ab; A 2,491-505)

7.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Kirche und Welt – Lernen vom Weltkirchenrat

Kardinal Suenens von Mecheln-Brüssel hatte den Auftrag übernommen, einen neuen Entwurf des noch immer namenlosen Schemas zu erarbeiten. Er hatte längst schon eine Gruppe hochkarätiger Theologen organisiert, die sich nun, vom 6. bis zum 8. September 1963 an die Arbeit machten, unter ihnen Philips, Delhay, Rahner und Congar, der hier eine prägende Funktion einnehmen sollte. Die Diskussionen um einen neuen Entwurf können im Nachhinein als theologiegeschichtliche Sternstunden gewertet werden. Hier suchte die theologische «Champions-League» nach einer Lösung.

Prägend wurde für den Textentwurf von Mecheln eine ökumenische Lernerfahrung von Yves Congar. Dieser erinnerte an die dritte Generalversammlung des Weltkirchenrates, 1961 in New Delhi. Dort habe man sich an einer Triade von Grundfunktionen der Kirche orientiert, die nun auch in den Textentwurf für das Schema XVII aufgenommen werden sollte: *martyria* (Zeugnis), *diakonia* (Dienst) und *koinonia* (Gemeinschaft). Diese Beobachtung ist nicht zuletzt deswegen interessant, weil sich hier einmal mehr zeigte, dass die katholische Kirche auf dem Konzil etliche Fragen zu beantworten versuchte, durch die sich auch die anderen Kirchen längst herausgefordert sahen. Die Veränderungen in der Welt in der Mitte des 20. Jahrhunderts liessen keine christliche Konfession unberührt. Gerade in den Fragen der Beziehung der Kirche zur Welt und damit auch in der Frage des Missionsverständnisses der Kirche und nicht zuletzt in der Frage des Verständnisses der Offenbarung zeigte sich während des Konzils ein grosses Mass an ausgesprochener oder unausgesprochener Parallelität der Lösungsansätze und Neuorientierungen in vielen christlichen Kirchen.

(ab; A2, 506f)

8.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Reisen und arbeiten

Zur gemeinsamen Arbeit an einem Konzilstext (siehe gestern und vorgestern) war auch P. Yves Congar nach Mecheln gereist. Am Samstag, 7. September 1963, war er um 5.55 Uhr in Genf abgeflogen. Der Flug mit einer Boeing war für Congar scheinbar eine neue Erfahrung. Eigens vermerkt er, sie sei grösser und stärker als die ihm bekannte Caravelle. Viel Konzilsarbeit war nur dank neuer Verkehrsmittel möglich! Zugleich nahmen die beteiligten Personen oftmals immense Strapazen auf sich. 10 Tage später nimmt Congar für einen einzigen Tag in Mecheln zwei Nachtfahrten per Zug auf sich und klagt über starke Beschwerden im Bein und in der Hand.

Nach dem Flug, der weniger als eine Stunde dauerte, stellt sich in Brüssel heraus, dass

niemand Congar abholt, weil man ihn aufgrund eines Missverständnisses am Vorabend erwartet hatte. Trotzdem ist er um 10 Uhr vor Ort.

Nach der Arbeit des Tages will er mit zwei anderen am Abend noch einen Text redigieren, aber – eine bekannte Erfahrung – es geht nicht. Zu müde sind die drei, und Redaktionsarbeit zu dritt funktioniert nicht. «Jeder verlässt sich auf den anderen, man verliert Zeit, man kommt nicht voran» (Co 1,396).

Trotzdem wird am Folgetag, Sonntag, 8. September 1963, weitergearbeitet. Doch die Notizen zeigen, dass auch das Konzept noch immer nicht ganz klar vor Augen steht. Gérard Philips erhält den Auftrag, bis zum nächsten Treffen am 17. September 1963 einen Text zu verfassen, der allem gerecht wird. Und in der Tat, über den 17. September wird Congar notieren: «Mgr. Philips hat eine unerhörte Gabe, in einem Text alles gut zu integrieren. ... Niemand anders als Mgr. Philips hätte diese Arbeit machen können oder könnte sie machen» (Co 1,398).

(emf)

9.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Briefe brechen das Eis

Am Beginn von grossen Veränderungen stehen häufig kleine und bescheidene Gesten. Eine solche bahnbrechende Geste war der Glückwunschbrief des Metropoliten Maximos von Sardes an Papst Paul VI. vom 9. September 1963, in dem der Metropolit dem Papst im Namen des Ökumenischen Patriarchen Athenagoras zu seiner Wahl gratulierte. Was aus heutiger Sicht wie eine Selbstverständlichkeit anmutet, war ein kleiner, aber bemerkenswerter Schritt, der die Funkstille zwischen römisch-katholischer Kirche und den orthodoxen Kirchen zu beenden half. Beide Kirchen hatten sich in einem jahrhundertelangen Entfremdungsprozess auseinander gelebt und – wenn überhaupt – nur polemisch aufeinander bezogen. Diese Zeit des gegenseitigen Misstrauens und der Polemik beendeten Briefe und Telegramme; der Anstoss dazu kam von Patriarch Athenagoras, als er im Oktober 1958 anlässlich des Todes von Papst Pius XII. und der Wahl von Johannes XXIII. mit drei Deklarationen eine erste freundliche Geste in Richtung Rom sandte. Auf den Brief des Metropoliten von Sardes reagierte Papst Paul VI. am 20. September 1963 mit einer Premiere: mit einem persönlichen Brief an Patriarch Athenagoras. Zum ersten Mal seit Jahrhunderten wandte sich ein Papst wieder direkt an Konstantinopel. Das Eis zwischen Ost und West war somit gebrochen und der «Dialog der Liebe» zwischen römisch-katholischer und orthodoxer Kirche konnte beginnen.

(Stefan Kube)

10.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ein theologischer Brückenschlag über den eisernen Vorhang hinweg

Einer der deutschen Konzilstheologen, die intensiv in die Arbeit des Konzils eingebunden worden sind, war der Frankfurter Dogmatiker Otto Semmelroth SJ (1912-1979). Mit Datum vom 13. September 1963 schreibt er in sein Tagebuch: «Nun hat mir das Konzil auch eine Reise nach Ostberlin verschafft. Da die Konzilsväter der Ostzone nicht nach Fulda kommen konnten zu jener Konferenz europäischer Konzilsväter, die von italienischen Zeitungen als «Verschwörung gegen Rom» bezeichnet wurde, was dann aber von Rom selbst sofort eindringlich zurückgewiesen wurde, deshalb wollten sich die ostzonalen Konzilsväter in Ostberlin treffen, um über die in der nächsten Sitzungsperiode fälligen Schemata zu beraten und von der Marschroute von Fulda zu hören: Ich war

eingeladen worden, darüber zu referieren. [...] Ich flog am 10. September nach Berlin, wo mein Bruder Willi, der zu einer Gastinszenierung in Berlin ist, mich am Flughafen abholte und ins Ignatiushaus brachte, wo ich wohnte. Mit Willi war ich öfter in diesen Tagen zusammen.

Am 12. September ging ich dann durch die Mauer, die, wenn man sie unmittelbar erlebt, erschreckend und empörend wirkt, nach Ostberlin. Bei diesem Übergang mit seiner scharfen Kontrolle fragt man sich wirklich, wie so etwas heute noch in Europa möglich ist. Im Hedwigskrankenhaus waren acht Konzilsväter und Prälat Zinke versammelt. Ich sprach zunächst über das Kirchenschema, von dem mittlerweile sicher ist, dass es zuerst behandelt werden wird, und dann über das mariologische Schema; schließlich noch kurz über das Schema <De Revelatione>. Bis zum Mittagessen besprachen wir die Schemata. Es scheint, dass die Bischöfe von dieser Besprechung recht angetan waren. Man trägt sich mit dem Gedanken, später öfter einmal mich oder andere Theologen aus Westdeutschland einzuladen, um den Priestern der Ostzone, die ja so furchtbar abgeschnitten sind, theologische Vorträge zu halten.»

Tatsächlich wurde auf dem Konzil durch Bischöfe und Konzilstheologen ein Kontakt zwischen Ost und West gepflegt, der in Zeiten des Kalten Krieges völlig atypisch erscheint.

(Hanjo Sauer)

11.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

«Suche Konzilstheologen»

Mit Blick auf den Wiederbeginn der Konzilssitzungen am 29. September 1963 beginnen verschiedene Personengruppen sich zu rüsten – auch die Konzilstheologen. Manche werden von ihren Bischöfen wiederum zur Mitarbeit gebeten, andere werden neu ernannt.

Kardinal Julius Döpfner hatte für die erste Konzils-session eigentlich Karl Rahner als persönlichen Berater mitnehmen wollen – doch dieser wurde ihm im Frühjahr 1962 von österreichischer Seite abgeworben (vgl. Konzilsblog vom 25.8.2012 <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m93658>). Die Korrespondenz lässt weitere Kontaktaufnahmen erkennen. Joseph Pascher rät im Juni, der Kardinal bräuchte doch keinen ständigen Sonderberater, wenn er sich jeweils mit Bischof Volk gut besprechen würde und seinen Sekretär Dr. Gerhard Gruber konsultiere (Dö 240). Obwohl Döpfner in seiner Antwort diesen Vorschlag gutheißt (Dö 245), fragt er am 1. September 1962 noch den Moraltheologen Bernhard Häring an. Eine Antwort findet sich nicht in der Korrespondenz. Sicher ist, dass der Redemptorist ohnehin als Theologe in Konzilskommissionen mitarbeitet.

Für die zweite Konzils-session hat Döpfner nun den Kirchenrechtler Klaus Mörsdorf gewinnen können und dankt ihm Mitte September 1963 brieflich für seine Bereitschaft, ihn als Theologe nach Rom zu begleiten. Die Reise solle er so einrichten, wie es für ihn am angenehmsten sei (vgl. Dö 507f). Wenig später bittet Döpfner den Vorsitzenden der Koordinierungskommission Amleto Cicognani um die Ernennung von Mörsdorf als Konzilsperitus (nur diese, nicht sämtliche persönliche Berater der Bischöfe, hatten das Recht, an den Konzils-sessionen teilzunehmen) (Dö 511f).

(emf)

12.9.2013

Spannungen in der Kirche nach dem Konzil und im Selbstverständnis des Betriebspersonals

Die aktuellen Spannungen in der Innenarchitektur unserer Kirche und der ungeheure Realitätsverlust des Systems sind wohl folgendermassen zu diagnostizieren.

Die Schritte der katholischen Kirche seit dem II. Vatikanischen Konzil belegen, dass die Kirche sich in einer differenzierten und pluralistisch gewordenen Zivilgesellschaft im Konflikt mit sich selbst befindet sowie in einem tiefgreifenden Wandlungsprozess. Was ist damit gemeint?

Die Kirchenverständnisse, Bilder und Vorstellungen über die Kirche haben sich intern vervielfacht und atomisiert im Spannungsfeld von eher konservativen und eher progressiven Kräften. Die modernen Medien haben dabei ohne Zweifel eine Rolle gespielt. Diese dynamisierenden Bewusstseinschübe haben den früher monolithischen Binnenraum der Kirche enthärtet und selber pluralisiert.

Vervielfacht haben sich gleichzeitig die Konzepte des pastoralen Handelns. In den letzten Jahren sind – unter dem Druck des Priester- bzw. Personalmangels und infolge des Geldmangels – auch die früheren kirchlichen Sozialformen wie Pfarrei und Dekanat neu in Bewegung gesetzt und strukturiert worden wie z.B. die Pastoralen Entwicklungspläne, die lebensraumorientierte Seelsorge, Seelsorgeeinheiten und Pfarrverbände im deutschsprachigen Bereich und nicht zuletzt die Hilfswerke, die Präsenz als Bahnhofs-, Flughafen-, Einkaufszentrum-Kirche, City-Kirche oder Kirchenbüros in den Städten usw.

Aber nicht nur die Kirchenbilder, nicht nur die Seelsorgekonzepte und die pastoralen Sozialformen haben sich enorm verändert und sich dem gesellschaftlichen Kontext angepasst, sondern auch das kirchlich-pastorale und theologische Betriebspersonal.

Personalfragen sind stets Symptomträger des Systems. Und dies greift sozusagen intim in das hierarchische Selbstverständnis unserer Kirche hinein und pocht an die amtliche Struktur.

(Leo Karrer)

13.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ein konziliares Klima schaffen

In wenigen Tagen beginnt die Rückschau des Konzilsblogs auf die Zweite Konzilssession. Einen Eindruck von der spirituellen Dimension der Konzilsarbeit und seiner eigenen geistlichen Vernetzung gibt Helder Camara.

Er schrieb in seinem ersten Rundbrief aus Rom zu Beginn der Zweiten Sitzungsperiode am 30.9.1963 an seine Mitarbeiter in Rio de Janeiro, die er die «geliebte Familie von São Joaquim» nannte, u.a. über deren ausserordentliche Verantwortung:

«Wie viele Gruppen auf der Welt wird es mit so vielen Gelegenheiten geben, um sich wie unsere auf das Konzil vorzubereiten? ... Seit das Konzil angekündigt wurde, wurde alles darauf ausgerichtet, ein <konziliares Klima> zu schaffen. In diesem Sinne wurde um die Jahresexerziten gebeten. In dieser Intention wurden die Rundbriefe der Ersten Sitzungsperiode geschrieben und werden noch, so Gott will, jene der Zweiten. Wem Gott viel gibt, von dem wird auch viel verlangt ... Wir nutzen die Zeit.

Wenn es Gott gefällt, werden wir morgen die erste Studienzusammenkunft des brasilianischen Episkopates haben, die lange von der theologischen Kommission vorbereitet wurde und an der unsere Sachverständigen (Periti) teilnehmen. Es wird Kommentare zum Schema <De Ecclesia> geben; die Diskussion darüber hat schon begonnen; verschiedene vorgeschlagene Themen sind zu vertiefen ...»

Zum ersten Mal unterschreibt Helder Camara in seinen Rundbriefen mit Pe. José, einer

Unterschrift, die er seit den 40iger Jahren dann setzte, wenn es um seine intimsten Meditationen geht.

(Giancarlo Collet)

14.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Exhortationen

Am 14. September 1963 richtete Paul VI. zwei gleichartige Briefe an die Bischöfe, einen, der auch die Gläubigen betrifft, und einen zweiten, der eher persönlich geprägt ist. Nach Alberto Melloni (A 3, 15) enthalten diese keine bedeutsamen Botschaften, sondern waren offenbar eher eine Pflichtübung. Der Brief «Cum proximis» wiederholt die Ermahnungen zum Gebet und zur Busse, wie Johannes XXIII. dies schon ein Jahr zuvor zur Eröffnung des Konzils getan hat. Den Gläubigen empfahl Paul VI. das Fasten, um damit Gottes Hilfe zu erleben, offenbar mit einer gewissen Angst Pauls VI. verbunden, dass sich der Wille Gottes nicht genug manifestiere.

(ufw)

15.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Wieder alles unter Kontrolle?

In den Augen des italienischen Magazins «Il Borghese» führte die erste Session des Konzils fast dazu, die Kirche in eine degenerierte demokratische Versammlung zu verwandeln. Es sei ein Fehler gewesen, dass Papst Johannes XXIII. den Konzilsvätern die Freiheit der Rede gestattet hatte.

Das Magazin ist im Spätsommer 1963 aber zuversichtlich, dass dieser Fehler bei der zweiten Session nicht wiederholt werden würde. Denn die Kurie mit ihrem gesunden Menschenverstand und im Lichte der Vernunft habe während der Zwischenperiode die vollständige Kontrolle über die Situation zurückerlangt. So prognostiziert «Il Borghese», dass das Konzil in der zweiten Sitzungsperiode seine Aufgabe sehr schnell abschliessen werde: «mit den Füßen fest am Boden», und indem es «als rein konsultatives Organ des Höchsten Pontifex» handeln würde. Xavier Rynne, der dies so zusammenfasst, fügt an: «des Höchsten Pontifex» nicht allein, sondern wie er durch die Kurie repräsentiert wird (Ry 148).

(emf)

16.09.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Themenschwerpunkte der Zweiten Konzilssession

Während des Sommers haben die Konzilsväter viel Lesestoff bekommen. Neben den Entwürfen für Schemata gab es eine riesige Zahl an Kommentaren zu lesen. Auch öffentlich gemachte Stellungnahmen und Diskussionen in der Presse wurden allgemein zur Kenntnis genommen und sind so in die Konzilsarbeit eingeflossen. Das Konzil war längst keine «geschlossene Veranstaltung» mehr, sondern spielte sich in weiten Teilen im Licht der Weltöffentlichkeit ab.

Am 16. September macht Kardinal Felici fünf Themen publik, die in der zweiten Sitzungsperiode behandelt werden sollen. Es geht um die Bearbeitung der Bereiche «De Ecclesia», «De beata», «De episcopis», «De apostolatu fidelium» und «De oecumenismo».

Auffällig ist die hohe Konzentration auf Fragen der Kirche, der Kirchengestalt und des

Verhältnisses der katholischen Kirche zu anderen Kirchen. Auch die Behandlung eines mariologischen Schemas wurde im Kontext des Kirchenthemas angesiedelt – eine Entscheidung, die das Konzil noch in der ersten Periode getroffen hatte.

Es sollte sich bald herausstellen, dass sich diese Themen nicht in der gewünschten kurzen Zeit abarbeiten lassen würden. Die Konzilsväter waren ja selbst in höchstem Masse «Betroffene» und hatten während des letzten Jahres gelernt, zur eigenen Stimme zu finden.

(ab; A 3, 19f.)

17.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Auf der Suche nach dem theologischen Quantensprung: das Verhältnis der Kirche zur Welt

Nach den Vorarbeiten und intensiven Diskussionen um das Schema XVII (Kirche ad extra) vom 6. – 8. September 1963 fand am 17. September eine Abschlusssitzung in Mecheln statt, an der auch Kardinal Suenens teilnahm. Der Schlusstext trug die deutlichen Spuren der Interventionen von Yves Congar und seiner Bezugnahme auf die theologischen Orientierungslinien der Generalversammlung des Weltkirchenrates 1961.

Während das erste Kapitel des Entwurfs von Mecheln die Kirche und ihr Selbstverständnis in Zentrum rückt und dabei den Verkündigungsauftrag, die Glaubensfreiheit und die Evangelisierung der Armen in Erinnerung ruft, versucht das zweite Kapitel ein Verständnis der Welt zu formulieren, das einerseits die Autonomie der Welt bekräftigt und andererseits ihr Einswerden als Entwicklungsziel der Welt unterstreicht. Das dritte Kapitel folgt dem Vorschlag Congars, die Aufgaben der Kirche in der Welt (Zeugnis gegenüber, Dienst an und Gemeinschaft mit allen Menschen) zu beschreiben.

Der Textentwurf von Mecheln blieb ein Zwischenschritt. Einerseits wurde der Text von manchen Kurienv Vertretern lediglich als private Meinungsäußerung akzeptiert, andererseits zeigte sich auch, dass die theologische Durchdringung der schwierigen Frage der Verhältnisbestimmung der Kirche zur Welt noch immer nicht ganz befriedigend war.

(ab; A 2, 508f.)

18.9.2013 (Sonstiges)

Internationales Networking

Die Konzilsväter, die sich im Laufe des Septembers rüsten, die Fäden des Konzils wieder aufzunehmen, bringen ihre Erfahrungen der ersten Session mit und sind vor allem inzwischen besser vernetzt. Das lässt sich besonders gut an einem informellen Verband, heute würde man sagen «Netzwerk», nationaler Gruppen ablesen, der «Internationales Komitee», «Komitee der Achtundzwanzig» oder «Interkonferenz» genannt wurde. Diese Konferenz war kein offizielles Organ des Konzils, sondern eine anfangs mehr oder weniger regelmässige Zusammenkunft von Konzilsvätern zum Austausch. Die Initiative scheint von Kardinal Achille Liénart ausgegangen zu sein, der Roger Etchegaray, Direkter des Pastorsekretariats des französischen Episkopates, bat, Kontakt mit anderen Episkopaten zu herzustellen. Die ersten Verbindungen wurden vor allem mit der lateinamerikanischen Bischofskonferenz CELAM, konkret zu deren Vizepräsidenten Dom Helder Câmara und Manuel Larraín Errazuriz, geknüpft. So entstand die Idee regelmässiger Treffen von Delegierten der Bischofskonferenzen, weswegen das Netzwerk auch «Delegiertenkonferenz» genannt wurde.

Die Erfahrungen der ersten Konzilssession führten dazu, dass die Gruppe auch während

der Zwischenzeit zwischen den Konzilssessionen im Kontakt blieb. Entsprechend startbereit war sie zu Beginn der zweiten Konzilssession. Beginnend am 4. Oktober 1963 trifft sich diese Gruppe in der zweiten Konzilssession jeden Freitag im «Domus Mariae». Es nehmen ca. 22 Delegierte von nationalen oder kontinentalen Bischofskonferenzen (oft deren Vorsitzende) teil, die auf Französisch und Englisch einen intensiven Austausch führen und dabei eine grosse Zahl von Bischöfen repräsentieren. Auf diese Weise übt die reformerisch gesinnte Gruppe von «Domus Mariae» eine wichtige Funktion im Hintergrund aus.

(emf; vgl. A 2,245-247; A 3, 72f; OM 123f)

19.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

«Wenn alles ein Geheimnis ist, wird nichts geheim gehalten werden»

Immer wieder gab die Frage, welche Kommunikationsstrategie das Konzil verfolgen sollte, zu reden (vgl. zuletzt den Blogbeitrag vom 10. August 2013 <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m103665> ; siehe auch zur ersten Session den Beitrag vom 5. Oktober 2012 <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m93695>). Im Sommer 1963 äusserte der Konzilsberater Francis X. Murphy alias Xavier Rynne: «Wenn alles ein Geheimnis ist, wird nichts geheim gehalten werden» (zit. A 2, 662). Indiskretionen, darauffolgende Dementis, die sich wiederum als unwahr herausstellten, schlechtere Berichterstattung in den stärker kontrollierten katholischen Medien gegenüber anderen Presseorganen – das alles hatte Unzufriedenheit ausgelöst. Immerhin: Manche Bischöfe konnten infolge von Indiskretionen in der Presse erfahren, was sie von den lateinischen Konzilsreden nicht verstanden hatten ...

In der Zeit nach der ersten Konzilssession waren vor diesem Hintergrund Empfehlungen erarbeitet worden, welche für die Lockerung des Konzilsgeheimnisses plädierten – bis hin zum Vorschlag einer Pressetribüne in der Konzilsaula.

Am 8. September 1963 veröffentlicht schliesslich der Osservatore Romano die Entscheidung für ein Pressekomitee. Die dafür ernannten Bischöfe sollten die offiziellen Pressecommuniqués für ihre jeweiligen Sprachgruppen kommentieren und erläutern.

Eine Woche vor Konzilsbeginn wurde darüber hinaus das Konzilsgeheimnis gelockert: Es galt fortan für die Entwurfstexte und Kommissionsarbeiten, während für die Diskussionen in der Vollversammlung künftig nur «die nötige Diskretion» zu beachten war.

Das Bulletin des Pressebüros enthielt gleichwohl zu Anfang der zweiten Konzilsperiode lediglich die Aufzählung der Namen der Redner ohne Zuordnung zu Inhalten. Es war die französische Sprachgruppe, die auf Initiative von Pierre Hubtmann diese Einschränkung durchbrach und den inhaltlichen Beiträgen jeweils die Namen der Redner zuordnete. Die anderen Sprachgruppen folgten bald ...

(emf; vgl. A 2,662-667)

20.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Botschaft Pauls VI. an Athenagoras – ein Jahrhundertereignis

Der neugewählte Papst erteilte am 25. Juni 1963 Kardinal Augustin Bea den Auftrag, seine Wahl mitzuteilen. Kurze Zeit später lud Kardinal Bea Athenagoras ein, Beobachter an das Konzil zu entsenden.

Patriarch Athenagoras liess danach durch Metropolit Maximos von Sardes am 9. September 1963 seine Glückwünsche Paul VI. zukommen, was den Papst zu einem

persönlichen Brief an Athenagoras motivierte. Dieser Brief trug das Datum vom 20. September 1963, ein Akt von grosser Bedeutung, da es mehrere Jahrhunderte her war, dass ein Papst eine Botschaft nach Konstantinopel gesandt hatte. Paul VI. drückte in seiner Botschaft die Sorge für alles aus, was die Einheit betrifft, auch darum, alles dafür beitragen zu wollen, dass diese Einheit wiederhergestellt werden kann. Er schlug vor, die Vergangenheit zu vergessen und gab seiner Hoffnung Ausdruck, dass der Herr ihnen beiden die Handlungen eingebe, die nötig seien, damit das Gebet «ut unum sint» Wirklichkeit werden könne.

(ufw; vgl. A 3,299f)

21.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ankündigung einer Kurienreform

Am 21. September 1963 wendet sich Papst Paul VI. in einer Ansprache an die Kurie. Insgesamt hören ca. 800 Personen diese Rede: neben den Mitgliedern der römischen Kongregationen auch viele Konzilsväter, die bereits in Rom eingetroffen sind. Xavier Rynne berichtet über diesen Anlass auch Atmosphärisches: Der neue Papst ist noch so neu, dass sich noch nicht alle an seine Pünktlichkeit gewöhnt haben und peinlicherweise zu spät kommen.

Der Papst hält für die Kurialen einige Freundlichkeiten bereit: Für den Rest des Tages gibt er frei und verspricht zudem eine Lohnerhöhung. Er beleuchtet nachsichtig, dass die Kurie die ekklesiologischen Herausforderungen des Konzils während der ersten Konzilssession stärker als viele andere empfunden und gerade deswegen auch mit Befremden und Sorge reagiert hat. Dieser einfühlsame Rückblick mündet indes in die strikte Forderung, die Kurie müsse künftig ohne Zögern den Wünschen und Urteilen des Papstes entsprechen.

Sodann konfrontiert der Papst die Kurialen mit der Feststellung, dass die Kurie einer Reform bedürfe. Da sie 1588 in der aktuellen Gestalt begründet und 1908 reorganisiert worden sei, bedürfe es auch für sie ein «aggiornamento». Vereinfachung und Dezentralisierung seien notwendig, damit die Kurie ihre Funktion auch in der modernen Welt erfüllen könne. Ausdrücklich postuliert Paul VI. den Einbezug von Repräsentanten der residierenden Bischöfe.

Rynne vermerkt ironisch, dass Mitglieder der Kurie in den Folgetagen erfreut und dankbar über die Rede sind, als hätten sie nur die Freundlichkeiten, nicht aber die Ankündigung einer Reform gehört. Die konservative Zeitung *Il Tempo* titelte «Papst kündigt Lohnerhöhung für alle Mitarbeiter im Vatikan», als sei das die wichtigste Botschaft gewesen. Andere haben die Ankündigung der Kurienreform durchaus gehört und begrüssen sie. Verkannt wird dabei, dass Paul VI. die Kurienreform der Kurie selbst aufgetragen bzw. zu seiner eigenen Sache gemacht, sie damit aber von der Traktandenliste des Konzils genommen hat.

(emf; vgl. A 3,15-18; Ry 151-153)

22.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Angebot eines Dialogs zu gleichen Bedingungen

Nicht nur für die römisch-katholische Kirche stellte das Zweite Vatikanische Konzil eine Herausforderung und einen ökumenischen Aufbruch dar, sondern auch für die Orthodoxie. Auf die Einladung von Papst Johannes XXIII. an die nicht-katholischen Kirchen, Beobachter zum Konzil zu entsenden, reagierten die byzantinisch-orthodoxen

Kirchen zunächst zurückhaltend bzw. ablehnend. Zum Beginn des Konzils schrieb der Ökumenische Patriarch von Konstantinopel am 10. Oktober 1962 nach Rom, dass «die Entsendung von orthodoxen Beobachtern zum Konzil nicht möglich ist». Gründe für dieses zögerliche Verhalten waren die jahrhundertelange Entfremdung zwischen Ost und West sowie die negativen Erfahrungen der Orthodoxen mit den mittelalterlichen Unionskonzilien. An der ersten Sitzungsperiode des Konzils nahmen so nur zwei Beobachter des Moskauer Patriarchats teil. Eine Klärung der Frage, ob die orthodoxen Kirchen Beobachter zur zweiten Sitzungsperiode des Konzils entsenden sollten oder nicht, erfolgte auf der II. Panorthodoxen Konferenz auf Rhodos im September 1963. Die Antwort fiel salomonisch aus: Jede einzelne autokephale orthodoxe Kirche sollte selbst entscheiden, ob sie Beobachter zum Konzil entsendet. Viel wichtiger aber war, dass die Konferenz auf Vorschlag des Ökumenischen Patriarchen entschied, «dass unsere Orthodoxe Ostkirche der Ehrwürdigen römisch-katholischen Kirche den Beginn eines Dialogs zwischen den beiden Kirchen unter gleichen Bedingungen vorschlage».

(Stefan Kube)

23.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Römischer als Rom oder Widerstand gegen Latinisierung?

Nicht alle Kommissionen hatten während der *Interessio* wirklich gearbeitet. Berichtet wurde schon über den Aprilscherz (<http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m98193>) der Konzilskommission *De episcopis*, die zwischen Dezember 1962 und November 1963 kein einziges Mal zusammenkommt. Die Kommission für die Ostkirchen trifft sich immerhin am 20. September 1963, doch sieht der melkitische Bischof Neophytos Edelby Anlass zur Nachfrage, warum die Kommission während der ganzen Zwischenzeit nicht zusammengerufen wurde. Am 23. September 1963 werden die vorbereiteten Texte (daraus wird das Dekret über die katholischen Ostkirchen *Orientalium Ecclesiarum* entstehen) besprochen. Deutlich wird eine grosse Spannung zwischen Vertretern der mit Rom unierten Kirchen, die sich römischer geben als Rom, und jenen Vertretern, die sich als Anwalt der orthodoxen Tradition und gewissermassen auch als Platzhalter für die Orthodoxe Kirche verstehen und sich gegen eine Latinisierung wehren. Als prominenter Vertreter dieser Richtung ist in diesem Konzilsblog schon mehrfach Patriarch Maximos IV. erwähnt worden (siehe z.B. am 9.10.2012 <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m93700>). Um dem Druck der Latinisierung zu entgehen, hatte dieser dreimal die «Erhebung» zum Kardinal abgelehnt und akzeptiert nur im Sinne eines Kompromisses eine assoziierte Mitgliedschaft in der Kongregation für die orientalischen Kirchen. So ist es auch ein Novum, dass er am 27. September 1963 an der Sitzung der Ostkirchenkommission teilnimmt.

(emf; vgl. A 2,562-567; A 3,29f)

24.9.2013 (Im Fokus des Konzils)

Keine Einigung für ein Missionskonzept

Mit der Eröffnung des Konzils erloschen bekanntlich auch Funktion und Auftrag der Vorbereitungskommissionen, so auch jene der Missionskommission, die eine stark theoretische und juristische Vorlage erarbeitet hatte. Von den ursprünglich sieben Schemata, blieben am Ende zwei, nachdem wegen inhaltlicher Übereinstimmung bzw. sachlicher Überschneidungen die übrigen an andere Kommissionen abgegeben wurden.

Es gab sogar Konzilsväter, die auf ein eigenes Missionsschema verzichten wollten, weil sie der Meinung waren, Mission müsse grundsätzlich in die Kirchenkonstitution integriert werden.

Die konziliare Missionskommission kam während der ersten Sitzungsperiode – abgesehen von einem ersten persönlichen Kennenlernen und Gedankenaustausch – zu keiner Arbeitssitzung zusammen; dies geschah erst nach Abschluss dieser Periode, als unter dem Präsidium von Kardinal Grégoire-Pierre Agagianian, dem Präfekten der Kongregation für die Glaubensverbreitung, einige Missionsexperten einen neuen Schemaentwurf erarbeiteten. Dieser wurde im Frühjahr 1963 von der Gesamtkommission «unergiebig und unerquicklich» diskutiert. Heinrich Suso Brechter, Erzbischof der Benediktiner-Kongregation von St. Ottilien, der selbst Mitglied der Kommission war, schrieb dazu: «Die Meinungen und Auffassungen gingen so weit auseinander, dass die konziliare Missionskommission in keiner Phase ihrer Existenz sich zur Einheit fand noch zu einem wirkungsvollen Arbeitsteam zusammenwuchs. Aufbau und Gestalt des Schemas blieben umstritten, ein Vorschlag jagte den Gegenvorschlag, immer wieder wurde die Gesamtmaterie umgruppiert und umgeordnet.» Eine kleine Redaktionskommission versuchte zu retten, was zu retten war und legte im Juni 1963 einen neuen Text der Koordinierungskommission vor. Dieser hielt jedoch der Prüfung nicht stand, wurde er doch als «reichlich ungünstig» beurteilt und mit entsprechenden Bemerkungen zurückgeschickt.

(Giancarlo Collet)

25.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Das Thema Mission bleibt umstritten

Auf der Versammlung im Juli 1963 hatte die Koordinierungskommission erstmals das Missionsschema besprochen und am 25. September erneut debattiert. Dieses Schema umfasste neben einem Vor- und einem Schlusswort zwei Teile mit jeweils drei Kapiteln:

Teil I: Über die Missionen

1. Allgemeine Prinzipien der Missionen
2. Vom heiligen Dienst in den Missionen, d.h. vom Apostolat des Klerus und der Laien
3. Die Leitung der Missionen in ihren Beziehungen zum Heiligen Stuhl und die interne Leitung

Teil II: Über die missionarische Zusammenarbeit

1. Von der Entfaltung der missionarischen Verpflichtung
2. Von der Zusammenarbeit der Bischöfe, Priester und Religiösen
3. Von der Mitarbeit der Laien

Während der Textvorschlag von der Mehrheit der Koordinierungskommission positiv aufgenommen wurde, meldeten die Kardinäle Liénart, Döpfner und Suenens jedoch Bedenken an, was schliesslich dazu führte, dass eine Überarbeitung beschlossen wurde. Die neue Vorlage, welche vier Kapitel umfasst (Lehrhafte Prinzipien, Gründe für den missionarischen Apostolat, missionarische Ausbildung und missionarische Zusammenarbeit), wurde, nachdem sie die Koordinierungskommission genehmigte, den Konzilsvätern zugeschickt mit der Aufforderung, bis zum März des kommenden Jahres sich schriftlich dazu zu äussern.

(Giancarlo Collet)

26.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Hoffnungen vor der Zweiten Sitzungsperiode

Die zweite Sitzungsperiode begann am 29. September 1963. Bereits einige Tage vorher machten sich Bischöfe und Konzilstheologen auf den Weg nach Rom. Der Frankfurter Dogmatiker Otto Semmelroth schreibt mit Datum vom 26. September in sein Tagebuch: «Heute bin ich in angenehmem Flug wieder nach Rom geflogen. Die zweite Sitzungsperiode des Konzils soll am nächsten Sonntag, dem Fest des hl. Michael, beginnen. Ich bin wieder im Germanicum gut untergebracht. [...] Um sechs Uhr ging ich zu der von Pater Hirschmann gehaltenen Pressekonferenz für die deutschsprachigen Journalisten, die Weihbischof Kampe wieder arrangiert hat, wie im vorigen Jahr. Im Allgemeinen ist die Stimmung unvergleichlich positiver als zum Beginn der ersten Sitzungsperiode im vorigen Jahr. Was in der Zwischenzeit gearbeitet und erreicht wurde, begründet eine gewisse Zuversicht. Zudem hat man viel Vertrauen auf den neuen Papst.»

In der FAZ erschien mit dem Datum vom 26. September 1963 ein kleiner Artikel mit der Überschrift «Reform der Kurie». Es heisst: «Der Erneuerungswille der katholischen Kirche ist nunmehr auch in den Vatikan gedrungen. Papst Paul VI. hat ihm dazu verholfen. Die Kritik an der Kurie hat immer mehr zugenommen [...] Die Reformen, die das Konzil im Sinne hat, stehen und fallen mit der Reform der Kurie und ihrer Erneuerung im ökumenischen Geist. Das führende Mitglied einer römischen Kongregation hatte noch vor kurzem die Reformer mit dem Ausdruck «Sanskulotten der Theologie» zurückgewiesen. Es war ein widerspruchsvolles, fast schon das Ärgernis streifendes Bild, das weite Kreise der Kurie boten, deren Aufgabe es doch ist, ein dienendes Instrument in der Hand des Papstes zu sein. Während der Erledigung des Heiligen Stuhls ging dies sogar so weit, dass man den Eindruck gewinnen musste, als solle das Vermächtnis des Papstes Johannes hinsichtlich des Konzils überhaupt umgestossen werden. Für das Handeln Papst Pauls VI. war es deshalb höchste Zeit. Das starke Echo aus der katholischen Welt beweist es. Der Papst griff auch im rechten Augenblick unmittelbar vor der Wiedereröffnung des Konzils ein. Die Kurie ist aufgefordert, sich der Erneuerung nicht zu widersetzen und jene ewige Reform zu unterstützen, der die Kirche, sofern sie eine menschliche und irdische Einrichtung ist, stets bedarf.»

(Hanjo Sauer)

27.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Letzte Vorbereitungen

Mit Blick auf den Beginn der zweiten Konzils-session am 29. September 1963 treffen sich verschiedene Episkopate in den Wochen zuvor, um sich zu beraten und somit gut vorbereitet ans Konzil gehen zu können. Diverse Zusammenkünfte finden im August statt. Theologen werden aufgeboten, Gutachten erstellt. Allüberall beginnt es zu knistern

...

Noch am 26. und 27. September 1963 findet ein Treffen von italienischen und französischen Bischöfen in Florenz statt. Hauptthema ist das geplante Konzilsdokument über die Offenbarung, das bereits in der ersten Konzilsperiode zu heissen Köpfen geführt hatte. Die Kritik richtet sich gegen einen einseitigen Begriff von Offenbarung, welche diese auf ihren Inhalt beschränkt und als Lehre ansieht, statt Offenbarung als Kommunikationsgeschehen zu beschreiben (wie es dann die Konstitution über die Offenbarung *Dei Verbum* vor allem in den Nummern 2-4 tun wird). Als unbefriedigend wird auch die Verhältnisbestimmung von Schrift und Tradition angesehen.

In Florenz werden alle Teilnehmer dem Antrag zustimmen, dass der vorbereitete Text zurückgezogen werden soll.

Am 28. September 1963 treffen sich schon in Rom alle französischen Bischöfe. Bischof Léon Arthur Elchinger soll hier einen Bericht «über die Möglichkeiten einer besseren und aktiveren Verbindung zwischen <Deutschland> und <Frankreich> in Rom und nachher» geben und nimmt deswegen mit Kardinal Döpfner Kontakt auf. Er trage gern dazu bei, «dass eine wirksamere Mitarbeit zustandekomme zwischen den französischen Bischöfen und den deutschsprechenden» (Dö 508). Sein in exzellentem Deutsch verfasster Brief endet mit einem P.S.: «Verzeihen Sie meine Fehler gegen die deutsche Sprache» (Dö 509).

(emf; vgl. A 3,20f)

28.9. (heute vor 50 Jahren)

«mit einem offeneren Geist...»

Routine war das Konzil noch nicht geworden. Als 1963 die Bischöfe zur zweiten Konzilssession anreisen, war allerdings eine andere Stimmung spürbar. Die aufgekratzte Atmosphäre des Konzilsbeginns war einer abgeklärten Stimmung gewichen, keinesfalls resignativ oder ermüdet, aber doch nüchterner – vor allem im Bewusstsein über die Arbeit, die mit dem Konzil verbunden war.

Von den rund 2500 Bischöfen reisten circa 400 Bischöfe erstmals zum Konzil nach Rom. Manche von den «Neuen» hatten sich während der ersten Session entschuldigen lassen (diplomatische Dienste oder ein angeschlagener Gesundheitszustand), anderen war die Ausreise aus ihren Ländern untersagt worden, z.B. aus etlichen kommunistischen Ländern. Vier Bischöfe aus der letzten Gruppe durften 1963 am Konzil teilnehmen. Etliche der neuen Bischöfe waren gerade erst geweiht worden.

Die äusseren Umstände glichen insgesamt denen der ersten Anreise: Die Unterkünfte wurden wie im Vorjahr bezogen und viele Bischöfe vor allem aus Übersee waren erst einmal mit Verhandlungen über die Erstattung der hohen Reisekosten beschäftigt.

Für die «innere Verfassung» der Bischöfe mag eine Formulierung des Bischofs von Modena, Bergonzini, stehen. Er spricht eine Veränderung an, die nicht nur er seit Beginn des Konzils durchgemacht hat: «mit einem offeneren Geist» sei er zur zweiten Konzilssession angereist.

(ab; A 3,31-33)

29.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Der päpstliche Hof ... auf dem Weg zur Erneuerung

Am 29. September 1963 wird die zweite Konzilssession feierlich eröffnet. Wie schon bei der ersten Eröffnungsfeier sind nicht alle glücklich mit der Zeremonie. Congar gibt dafür eine ekklesiologische Interpretation: «Zwischen zwei Reihen von stummen Bischöfen und Zuschauern zieht der päpstliche Hof vorbei, kostümiert wie im 16. Jh., und geht einem Papst voraus, der so als Souverän zeitlicher Art und als Hierarch erscheint, als Hierarch, der schlechterdings <über> angesiedelt ist (comme hiérarque AU-DESSUS, seulement au-dessus). ... Wie lange behält die Kirche dieses Gesicht?» (Co 1,402).

Was Congar zwar erwähnt, aber nicht positiv würdigt: Papst Paul VI. zieht zu Fuss in die Konzilsaula ein. Auch sonst ist die Zeremonie nüchterner ausgefallen als im Vorjahr.

Auch die Eröffnungsrede Papst Pauls VI. (AS 2/1,183-199) schlägt Töne an, die aufhorchen lassen. Er stellt dem Konzil die prioritäre Aufgabe vor Augen, das Thema

Kirche zu behandeln, und breitet dafür – wie es später LG 6 tun wird – eine Vielzahl von Bildern aus. Nachdrücklich ruft er zur Erneuerung der Kirche auf. Dabei deutet er an, dass er sich (unbeschadet der eigenen primatialen Vollmacht) vorstellen kann, dass die Bischöfe dem Papst in der Leitung der Kirche in einem noch näher zu bestimmenden angemessenen Modus wirksamer und bewusster beistehen könnten. Im Blick auf die Spaltung der Kirche bittet er für die römisch-katholische Kirche, wo sie schuldig geworden ist, um Vergebung, und erklärt sich für sie umgekehrt als vergebungsbereit. Diese wegweisenden Worte werden, vor allem hinsichtlich der letzten beiden Aspekte, von manchen Konzilsvätern aufgenommen werden.
(emf)

30.9.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Rückkehr in vertraute Atmosphäre

Yves Congar betritt am 30. September 1962 die Konzilsaula und bemerkt: «Ich erkenne sofort die Atmosphäre der Generalkongregationen wieder und begegne vielen Bekannten» (Co 1,405). Er begrüsst die nichtkatholischen Beobachter, die zahlreicher sind als im Vorjahr, und lässt keinen einzigen aus – und wie im Vorjahr treten im Tränen in die Augen. Welches Ereignis, das Gott gewirkt hat! Die Liturgie wird an diesem Tag im ambrosianischen Ritus gefeiert, dies jedoch – Congar zufolge – in einem beklagenswerten Tempo.

Das Konzil nimmt seine Arbeit mit dem Thema wieder auf, mit dem es im Dezember 1962 geschlossen hatte: mit «De Ecclesia». Dafür liegt inzwischen allerdings ein neuer Entwurf vor, den der erste Redner, Kardinal Josef Frings, gutheisst. Er begrüsst die Verwendung einer Vielzahl von Bildern für die Kirche im ersten Kapitel über die Kirche als Mysterium. Den Sakramentsbegriff, wie er in der Vorlage enthalten ist (vgl. Konzilsblog vom 5.3.2013 <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m93847>), will er mit dem Begriff des «Ursakramentes» vertiefen (ein Vorschlag, der nicht übernommen werden wird). Bereits einen Tag später wird Kardinal Ernesto Ruffini das Motiv des Sakramentes heftig angreifen: Wie alle wissen, sei der Begriff in der Katechese längst für die sieben Sakramente reserviert, und ein abweichender Sprachgebrauch sei bei George Tyrell als häretisch bekannt (vgl. AS 2/1,392f).

Wichtig ist, dass Frings den schriftlich mitgeteilten Vorschlag der Koordinierungskommission, das zweite Kapitel dem «Volk Gottes» zu widmen, in der Konzilsaula aufnimmt und unterstützt (vgl. AS 2/1,344). Dasselbe wird am Ende der Sitzung Bischof Joseph Gargitter von Brixen tun. Sie sorgen dafür, dass der Vorschlag der Koordinierungskommission, der in einer Fussnote zum Text kommuniziert worden war (vgl. <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m102050>), nicht übersehen, sondern bald definitiv aufgenommen werden wird.

(emf)

1.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Konträre Positionen zum Thema Ökumene

In der Konzilsaula wird am 2. Oktober 1963 der englische Bischof Primeau von Manchester aufgerufen. Dieser geht zum Mikrofon und korrigiert die Ansage. Er sei Bischof von Manchester in den Vereinigten Staaten. Der englische Bischof von Manchester werde zu den getrennten Brüdern gezählt (AS 2/1,459). Ein heiteres Lachen

ist ihm sicher.

Zwar wird Anfang Oktober nicht der Konzilstext über die Ökumene diskutiert, und doch betrifft die Rede von Bischof Primeau die getrennten Christen und Kirchen. Er möchte das Urteil der Kirche und das Urteil Gottes darüber, wer der Kirche eingegliedert ist, unterscheiden. Der Redner nach ihm, Abtpräses Christopher Butler, würdigt die Gemeinschaften der Nichtkatholiken, die nicht bloss natürlicher Art seien. Vielmehr spiegele sich die soziale und sichtbare Natur der Kirche auch in ihnen.

Andere verstehen die Welt nicht mehr, weil sie entschiedene Aussagen und Verurteilungen vermissen. Bischof Carlos Saboia Bandeira de Mello von den Kanarischen Inseln wirft am 4. Oktober 1963 der verantwortlichen Kommission vor, sie scheine sich vor einem klaren katholischen Bekenntnis zum römischen Pontifex zu fürchten. Das Konzil gerate so in einen Widerspruch zu anderen Konzilien, «weil auf den anderen Konzilien jene, die die katholische Lehre nicht annahmen, ausgeschlossen wurden; auf unserem aber nicht. Es darf diesen Widerspruch nicht geben. Deswegen bitte ich darum, es möge eine Erklärung gegeben werden, warum wir in diesem Konzil anders handeln» (emf; AS 2/2,114).

2.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Eine Ergebnheitsadresse von Laien

In der zweiten Konzilssession ist in der Konzilsaula eine Gruppe von Laienauditoren präsent (siehe Konzilsblog vom 2.9.2013: <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m1046379>). Sie melden sich am 2. Oktober 1963 zu Wort – allerdings nicht persönlich. Vielmehr wird ihr französischsprachiges Grusswort durch Bischof Jean-Marie Villot verlesen. Darin wird die Präsenz von Laien am Konzil als historischer Moment gewürdigt, weswegen die anwesenden Laien dem Konzil ihre Freunde und tiefe Dankbarkeit ausdrücken und ihre Bereitschaft erklären, dem Ruf ins Konzil mit grosser Aufmerksamkeit auf die Arbeit und die Entscheidungen des Konzils ebenso wie mit Gebet zu antworten (vgl. AS 2/1,421). Schon zeitgenössisch wurde bemerkt, dass von den Laien ein anderer Stil als eine solche Ergebnheitsadresse erwartet oder erhofft würde. Die Grussadresse verwende genau jene sentimentale Sprache, welche die Laien in den Hirtenbriefen beklagen. «Müssen die Laien dem Konzil als blosses Sprachrohr des Klerus beiwohnen?» (zit. bei Ry 165). (emf)

3.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Wer gehört wie zur Kirche?

Nach der Orientierungsabstimmung vom 1. Oktober 1962, mit dem sich die Konzilsversammlung den vorgeschlagenen neuen Entwurfstext als Diskussionsgrundlage zu eigen macht (mit einer Mehrheit von 2231 gegenüber 43 Gegenstimmen), beginnt die Detailarbeit. Hier geschehen in einzelnen Formulierungsvorschlägen und Anregungen bedeutsame Weichenstellungen. Die Konzilsreden an den Folgetagen geben dafür hervorragende Beispiele.

Der erste Redner der Generalkongregation vom 3. Oktober 1963 ist Kardinal Giacomo Lercaro. Er drängt zuerst auf die richtige Verhältnisbestimmung zwischen der Kirche als sichtbarer Institution und dem mystischen Leib Christi: Wenngleich beides eine selbe Realität ist, so sind es doch verschiedene Aspekte, die nicht gleichgesetzt werden dürfen. Sie stehen in Spannung zueinander und werden es bis zum Ende der Zeiten bleiben, und

erst dann wird sich die Identität beider herausstellen (AS 2/2,10).

Daraufhin regt er – zusammen mit Vorrednern – eine bessere Bestimmung der Gliedschaft in der Kirche an. Statt der Wendung «reapse et simpliciter loquendo» [wirklich und schlechthin] solle besser die Wendung «plene et perfecte» [im vollen Sinn und vollkommen] verwendet werden, wie es bereits zuvor (schriftlich) Bischof Luigi Maria Carli von Segni vorgeschlagen habe (vgl. AS 2/1,632). Der reformerisch gesinnte Kardinal Lercaro und der auf der Seite des beharrenden Flügels stehende Bischof Carli votieren (wenn auch vielleicht nicht in derselben Intention) in dieselbe Richtung!

Damit ist eine entscheidende Wende in der Betrachtung der Zugehörigkeit zur Kirche angestossen. Hier gibt es nicht nur «ja» oder «nein», und zwar so, dass nur die Katholiken Glieder der Kirche sind, sondern es gibt *Abstufungen* der Gliedschaft. Die kleine Veränderung der gewählten Sprache, die in LG 14 (mit dem Begriff «plene») aufgenommen wird, ermöglicht in ökumenischer Hinsicht die Anerkennung der Teilhabe nichtkatholischer Christen (und schliesslich auch ihrer Vergemeinschaftungen) an der Kirche Jesu Christi. Alle Getauften werden kraft der Taufe der Kirche eingegliedert.

(emf)

4.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Am Gedenktag des hl. Franziskus: ein Votum für die Kirche der Armen

Die Kirche lebt ihre Präsenz in der Welt, und zwar in der ganzen Welt vor allem durch das Zeugnis des Evangeliums vor allen Menschen und durch den Dienst, insbesondere an den Kleinen, Demütigen und Armen: So intoniert am 3. Oktober 1963 Kardinal Giacomo Lercaro ein Thema, das in den Folgetagen wiederholt aufgenommen wird. Am 4. Oktober 1963, auch zur Konzilszeit Gedenktag des hl. Franziskus von Assisi, bezieht sich Bischof Pierre Gerlier auf die Konzilsrede Lercaros aus der ersten Konzilssession und dessen Rede vom Vortag zurück, um zu unterstreichen: «Das Mysterium Christi ist in der Kirche, aber heute ist das Mysterium Christi vor allem in den Armen» (AS 2/2,68). Und wenn die Kirche auch die Kirche aller sei, so ist sie doch vor allem die Kirche der Armen.

Deswegen schlägt Erzbischof Gerlier eine Einfügung in den Text vor, die allen, die auf der ganzen Welt unter Armut leiden, zusichert, dass sie an der Liebe Christi und der Kirche in hervorragender Weise Anteil haben. Ergänzt werden solle auch eine Erläuterung dafür: Das Fundament jener Bevorzugung sei das Mysterium Christi, der sich selbst mit den Armen identifiziert hat.

In LG 8 wird es heissen: «Christus wurde vom Vater gesandt, <den Armen frohe Botschaft zu bringen, zu heilen, die bedrückten Herzens sind> (Lk 4,18), <zu suchen und zu retten, was verloren war> (Lk 19,10). In ähnlicher Weise umgibt die Kirche alle mit ihrer Liebe, die von menschlicher Schwachheit angefochten sind, ja in den Armen und Leidenden erkennt sie das Bild dessen, der sie gegründet hat und selbst ein Armer und Leidender war. Sie müht sich, deren Not zu erleichtern, und sucht Christus in ihnen zu dienen».

(emf)

5.10. 2013 (Heute vor 50 Jahren)

Kulturelle Vielfalt: die Geburtsstunde von LG 13

Ein Volk Gottes in vielen Völkern, so lautet das Grundmotiv des Konzilstextes in der Kirchenkonstitution Lumen Gentium Nr. 13. Das Gottesvolk «fördert und übernimmt ... Anlagen, Fähigkeiten und Sitten der Völker, soweit sie gut sind». Katholizität bedeutet

demnach: Die Vielfalt der Kirche wächst auf dem Boden unterschiedlicher Kulturen.

An der Wurzel von LG 13 steht eine überzeugende Konzilsrede.

Am 4. Oktober 1963 ergreift Bischof Antoine Grauls im Namen 55 afrikanischer Bischöfe das Wort. Der geborene Belgier wirkt als Bischof der Diözese Kitega in Burundi. Er wünscht im Kapitel über das Mysterium der Kirche eine Erwähnung ihrer Katholizität, die er als wunderbare Einheit und Vielfalt entfaltet. Ausgangspunkt ist die Inkarnation – als Annahme von *allem*, was menschlich ist. Dass die Menschwerdung sich in Palästina, in einer bestimmten Kultur ereignet, lässt die Bedeutung der zahlreichen Kulturen für die Kirche erkennen. Die Vielfalt der Kulturen ist Gabe Gottes und muss in der Kirche empfangen werden, was in der Folge legitime unterschiedliche Traditionen in der Liturgie, unterschiedliche religiöse Bräuche und Frömmigkeitsformen sowie Formen der Leitung und Verwaltung der Kirche nach sich zieht.

Ausdrücklich hebt Grauls hervor, dass sich die Vielfalt in der Kirche nicht auf die Unterschiedlichkeit der okzidentalen und orientalischen Tradition reduzieren lässt. Die jungen Kirchen seien in eine noch umfassendere kulturelle Vielfalt hineingestellt. Aus diesem Grund schlagen die afrikanischen Bischöfe die Einfügung eines neuen Artikels in den Text der Kirchenkonstitution vor, für den sie auch gleich einen Entwurf liefern (AS 2/2,161f).

Gegenüber diesem Entwurf wird der Text von LG 13 wird das Thema noch stärker in die Volk-Gottes-Motivik einbinden, wofür der kanadische Erzbischof Mauritius Baudoux einen hilfreichen Anstoss gibt, wenn er in einer schriftlichen Eingabe schreibt: «Die Kirche, die die legitimen Sitten und Kulturen der Völker bewahrt, zieht alle Völker in ihren Schoss, damit aus ihnen in Christus ein Volk Gottes hervorgebracht wird» (AS 2/1,619).

(emf)

6.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Schönen Worten auch Taten folgen lassen

Den Bischof als Diener zu bezeichnen, sei das eine. Ein anderes, diesen schönen Gedanken auch konkret umzusetzen. Kardinal Paul Emile Léger, Erzbischof von Montreal, sagte am 7. Oktober 1963 dazu das Folgende:

«Es sei mir erlaubt, den Wunsch auszusprechen, dass diese schöne Gesinnung des demütigen und armen Dienstes auch in den täglichen Beziehungen der Bischöfe zu ihren Gläubigen und zur Welt sichtbar werde. Damit wir das wirklich erreichen, schlage ich vor, dass zunächst eine Prüfung und sodann eine neue Regelung über die Ehrenbezeichnungen, das äussere Auftreten und die Anredeformen vorgenommen werden, die wir selbst oft ungern gebrauchen und die der Erfüllung des Dienstes unserer Seelsorge so sehr schaden. Allen Ausführungen, die einige Väter in dieser Aula über die besondere Sorge der Kirche für die Armen vorgetragen haben, stimme ich vorbehaltlos zu. Die fortdauernde Inanspruchnahme alter Prachtentfaltung bildet ein Hindernis für unser Verhalten gegenüber den Armen, das uns das Evangelium gebietet. Man konnte diese Pracht wohl in Zeiten für notwendig halten, als einige Bischöfe auch weltliche Machtstellungen innehatten. Aber heute stimmt sie weder mit den Gewohnheiten des öffentlichen Lebens noch mit unserer Gesinnung überein.»

(ab; AdF 2/376f.)

7.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

«Ich bitte euch, eure Vorstellung

von der Katholizität der Kirche zu überprüfen»

Wird er wieder auf französisch sprechen? Congar hat gehört, man habe Patriarch Maximos das Wort verweigert, weil er auf französisch sprechen wolle (vgl. Co 1,436). Doch erweist sich dies als falsch. Am 7. Oktober 1963 bleibt der 85jährige melkitische Patriarch beim Französischen, nur dass seine Rede im Anschluss noch in lateinischer Übersetzung verlesen wird.

Sein Anliegen ist die Einheit der Kirche und der Weg, der dafür durch eine angemessene Kirchenstruktur gebahnt werden müsse. «Hindernisse für die Einheit sind ... durch jene masslosen Interpretationen und noch mehr durch eine konkrete Ausübung des Primats entstanden», die dem Primat, der eine Gnadengabe ist, «bedauerlicherweise Bestandteile hinzufügte, die aus dem Geist rein menschlicher Machtentfaltung stammen».

Darum ist herauszustellen, dass Jesus Christus das einzige Haupt seiner Kirche ist, dass die Vollmacht des Papstes nicht die Vollmacht der Bischöfe über die Gesamtkirche und über ihre Ortskirchen beseitigt und dass die Ernennung der Bischöfe nicht notwendig dem römischen Bischof vorbehalten ist: «Man darf nicht das, was nur eine zufällige Errungenschaft der westlichen Christenheit ist, auf die ganze Kirche ausdehnen und zu einer allgemein verpflichtenden Lehre machen».

Aus ähnlichen Gründen bezeichnet wenige Tage später der koptisch-unierten Bischof Isaac Ghattas die Vorlage für die Kirchenkonstitution als «zwar universal in seiner Absicht, aber sehr lateinisch in seiner Ausführung». Demgegenüber erinnert er die Bedeutung der Patriarchate und schlägt einen Bischofsrat vor, der das Prinzip der Kollegialität in die Struktur der Kirche eintragen würde. Damit verbindet er einen dringenden Appell an seine lateinischen Mitbrüder: «Uns scheint, dass für gewisse Väter, und zwar ohne dass es ihnen bewusst wäre, die Universalkirche die lateinische Kirche ist. [...] Ich bitte euch, verehrte Brüder, eure Vorstellung von der Katholizität der Kirche zu überprüfen».

(emf; vgl. AS 2/2,238-240.416-418; dt. Übersetzung in: AdF 2,359-361.377-379)

8.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Sonderabstimmung über den ständigen Diakonat

Die Frage des ständigen Diakonats war schon am 12. März 1963 Thema am Konzil (vgl. www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m96988). Im Gegensatz zu Kardinal Ottaviani erachteten der Zagreber Erzbischof Franjo Šeper, 1968–1981 Nachfolger von Kardinal Ottaviani als Präfekt der Glaubenskongregation, und P. Sebastian Tromp als dieses Thema als sehr wichtig, Tromp besonders für die Missionen.

Bereits 1962 veröffentlichten Karl Rahner und Herbert Vorgrimler in der Herder-Reihe «Quaestiones disputatae» (Bd. 15/16) zum ständigen Diakonat einen Wälzer mit dem Titel «Diaconia in Christo. Über die Erneuerung des Diakonates», welcher einen breiten Einblick in die Geschichte und Gegenwart des Diakonats bot und auch Entwicklungsmöglichkeiten aufzeigte – damit hatten bedeutende Theologen wichtige Vorarbeiten für das Konzil geleistet.

Das Thema ständiger Diakonat stand zusammen mit der Frage der bischöflichen Kollegialität wieder ab dem 7. Oktober 1963 auf der Traktandenliste des Konzils. Der Diakonat war ein sehr kontroverses Thema, für die einen ein Trojanisches Pferd im geschützten Raum des Priesterzölibats, für die andern ein notwendiges Heilmittel für den Mangel an Klerikern. Und schliesslich stellte sich auch die Frage, ob man die Wiedereinführung des ständigen Diakonats für eine ausdrucksstarke Geste hielt, die römisch-katholische Kirche wieder an eine apostolische Tradition zurückzuführen, auch

wenn diese nicht so klar feststellbar war.

Um der Ungewissheit abzuweichen, forderte Kardinal Suenens am 8. Oktober 1963 eine Sonderabstimmung über die Frage, ob der Diakonat als ein ständiger Ordo sowohl für Zölibatäre wie auch für Nichtzölibatäre eingeführt werden soll. Papst Paul VI. stimmte nur zwei Tage später diesem etwas unklar formulierten Anliegen seines Konzilsmoderators zu.

(ufw; A 3, 75–84)

9.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Selbstkritik von Bischöfen

Bischöfe sprechen auf dem Konzil über sich selbst – und dies nicht unkritisch. So jedenfalls Erzbischof Denis Hurley von Durban/Südafrika am 9. Oktober 1963. Er beginnt mit der Kritik des Textes, der in 41 Zeilen über die Unfehlbarkeit spricht und in nur 9 Zeilen über das Amt der Verkündigung, das doch in Anbetracht der aufgewandten Zeit und Arbeit der bedeutendste Dienst in der Kirche sei.

Eine zweite Beobachtung schliesst sich an: Es sei das Amt des Bischofs zu lehren, zu heiligen und zu leiten. Bei genauem Hinsehen werde dieses Amt jedoch vor allem durch die Presbyter erfüllt. Der Bischof gebe dafür die allgemeineren Direktiven, während sein direkter Einfluss auf das Volk Gottes gering sei. «Die Presbyter sind Hände und Füße, Augen, Ohren und Stimme des Bischofs» (AS 2/2,365). Eine der Hauptaufgaben des Bischofs sei deswegen die «pastoral leadership» für die Presbyter: Er müsse die Presbyter leiten, organisieren, inspirieren, sie aufrichten und ihnen Hilfe gewähren. Das müsse im Text auch erwähnt werden.

Dieser Kritik am Text folgt die Selbstkritik: Es scheint Erzbischof Hurley, als hätten die Bischöfe ihre Leitungsaufgabe in den vergangenen Jahrzehnten zu wenig wahrgenommen. Und: «Proh dolor [o Schmerz], der Impuls der katholischen Erneuerung ist häufiger nicht von uns ausgegangen, sondern von auserlesenen Kreisen der Presbyter und Laien» (AS 2/2,365f).

(emf)

10.10.2013 (Heute vor 50)

Die theologische Qualität der Ortsgemeinde

Am 3. Oktober 1963 nimmt Weihbischof Eduard Schick (Fulda) in einer Rede vor der Versammlung der deutschsprachigen Bischöfe, die sich in der *Anima* versammelt haben, Stellung zum zweiten Kapitel des Kirchenschemas. Er bringt zwei Problemkontexte zur Sprache: Die Rolle und Würde der Ortsgemeinden/Pfarreien gegenüber der Gesamtkirche und von dieser Perspektive aus die Rolle und Würde der Priester gegenüber ihren Bischöfen.

Als Neutestamentler betont Schick mit Verweisen auf Paulus, dass es eine Reduktion gerade des eucharistischen Begriffes und Verständnisses von Kirche wäre, würde die Gemeinschaft von Gläubigen an einem konkreten Ort als bloße Verwaltungseinheit der Kirche und (damit implizit) der Priester als blosser Verwaltungsbeamter des Bischofs betrachtet werden.

Schick plädiert für ein Kirchenverständnis, das nicht erst an der Gesamtkirche und an den Bischöfen ansetzt, sondern für das «Wesen(s) der einen und selben Kirche» die aufgezeigte Polarität (Ortsgemeinde/Pfarrei und Gesamtkirche bzw. Priester und Bischof) in ihrer je eigenen Würde und theologischen Qualität ernst nimmt und einbezieht.

(Salvatore Loiero, AS 2/2, 396-399)

11.10.2013

Konzilserinnerung – mit oder ohne Freude?

Rückblende: 11. Oktober 2012. 50. Jubiläum der Konzilseröffnung. «Gaudet Mater Ecclesia»... davon war kaum eine Spur. Oft hiess es, die Ziele des Konzils seien nicht erreicht worden – immer ohne Begründung. Bestenfalls wurde eine typisch eurozentrische Sicht eingenommen:

Ja, hier, mitten in Europa hat sich die gesellschaftliche Position der Kirchen verändert. Zum Negativen? Staatskirchen wurden abgeschafft, Privilegien der Vergangenheit zurückgenommen... und viele Menschen gestalten ihre Kirchenbindung mit einer grossen Distanz. «Sicherheitsabstand» könnte man sagen.

Ist das schlimm? Nein. Menschen sehnen sich nach Freiheit. Nur die Wenigsten wünschen sich zurück in die Zeiten enger Traditionsbindung.

Kirchen haben in Mitteleuropa ihre Macht verloren – aber das widerspricht nicht dem Evangelium und schon gar nicht dem Aggiornamento. Es ging Johannes XXIII. schliesslich nicht um die Sicherung kirchlicher Macht unter neuen Bedingungen, sondern um die Treue der Kirche zu ihrer Sendung. Das ging 1962 und erst recht heute nicht mehr mit den Mitteln der Gegenreformation und der Pius-Päpste. Das Konzil hatte und hat auch in Europa eine Erfolgsgeschichte. Ohne das Konzil wäre die Kirche fortgefahren, ihre Traditionen mit Glauben und ihre Gewohnheiten mit dem Evangelium zu verwechseln.

Und weltkirchlich? Das Zweite Vatikanische Konzil wurde insbesondere in den selbstständiger und mutiger gewordenen Kirchen ausserhalb Europas zum Impuls, um eigene Wege in pastoraler Verantwortung zu gehen. Die Armen konnten aus dem Kirchenschatten treten. Die lange unterdrückten Kulturen wurden zur Ausdruckskraft des Evangeliums, und brachten es so zu Gehör, wie es noch nie zuvor gehört wurde. Im Kontakt mit Menschen anderer Religion wurde der Beitrag des christlichen Glaubens zu einer neuen Kraftquelle. Auch statistisch kann man die Erfolge sehen: Nie gab es weltweit mehr Gläubige, mehr engagierte Laien und auch mehr Priester als heute.

(ab)

12.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Kollegialität der Bischöfe: zur Vorgeschichte einer Richtungsentscheidung

Vom 4. Oktober 1963 ab diskutierten die Konzilsväter das 2. Kapitel des Entwurfes von Monsignore Philips über die hierarchische Verfassung der Kirche. Wie oft in solchen Situationen spitzt sich die Debatte schnell auf zwei Kernpunkte zu:

Der erste fand bereits im Konzilsblog vom 8.10.2013 <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m105955> Niederschlag: die Frage des Diakonates. Hier ging es um die Frage, ob der Diakonat überhaupt als ständiger Dienst in der Kirche wiederum einzurichten sei, ob auch unverheiratete Männer zum Diakonat zugelassen werden könnten, welches die Bedingungen seien etc.

Der zweite Kernpunkt der Diskussion kreist um die Frage: Wie ist das Verhältnis des Papstes zum Kollegium der Bischöfe zu bestimmen? Damit ist zugleich die Frage nach der Natur des Bischofskollegiums gestellt: Wenn die Bischofsweihe der einzelnen Bischöfe sakramentalen Wesens ist, stehen sie dann lediglich als Einzelne dem Papst in seinem Primat gegenüber? Gehört zur Weihe wesentlich die Zugehörigkeit zum

Bischofskollegium? Ist die Aufnahme ins Bischofskollegium fundierend, so dass die Weihe Anteil an den Kompetenzen gibt, die im Bischofskollegium gegeben sind?

Es ist evident, dass mit solchen Fragen auch die Position der Kurie neu zu bestimmen ist. Die Kurie bildet ja in institutioneller Weise die Kompetenzen des Papstes in der Wahrnehmung seines Petrusdienstes ab. Ebenso aber ist auch die Stellung des Konzils als der Repräsentanz des Bischofskollegiums in diesen Fragen mit impliziert, wie auch die Position der vier Moderatoren, die Paul VI. gerade zur Leitung der Konzilsdiskussionen bestimmt hatte. Es handelte sich um die Kardinäle Suenens, Lercaro, Döpfner und Agagianian als Kurienkardinal. Don Dossetti, die rechte Hand von Lercaro, wurde Sekretär der Moderatoren.

Die nächsten Tage werden zeigen, wie sich in der Konzilsdiskussion und hinter den Kulissen eine der fundamentalsten Richtungsentscheidungen des Konzils anbahnt:

Gleich zu Beginn halten die Kardinäle Spellmann, Ruffini und Bacci in zum Teil leidenschaftlicher Weise Reden gegen die Kollegialität wie gegen den Diakonats. Kardinal Siri und Florit geben zwar die Existenz einer gewissen Kollegialität unter den Bischöfen zu, aber sie fürchten eine Beeinträchtigung des Primats durch den gegebenen Text. Die Kardinäle Léger, König, Döpfner, Alfrink, Rugambwa, Maximos IV. etc. sprechen sich dann ebenso dezidiert für die Kollegialität des Bischofskollegiums aus und setzen sich ebenso für den Diakonats ein.

(Peter Hünermann)

13.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Marcel Lefebvre als Höchstinstanz

Der schismatische und bezüglich wichtigen Festlegungen des Zweiten Vatikanischen Konzils auch häretische Erzbischof Marcel Lefebvre veröffentlichte 1976 ein Buch mit dem Titel «J'accuse le Concile!» (Editions Saint-Gabriel in Martigny, Umfang 110 Seiten). In der ein Jahr später erschienenen deutschen Übersetzung versuchen die Herausgeber Heribert Gillinger und Ferdinand Steinhart eine Apologie zugunsten von Marcel Lefebvre, die aber eigentlich in das Gegenteil umschlägt: Marcel Lefebvre setzt sich über den Papst und die grosse Mehrheit der Konzilsväter, was im wahrsten Sinne des Wortes unkatholisch ist.

Am 11. Oktober 1963 ergriff Lefebvre nach zwei Interventionen in der ersten Sitzungsperiode erstmals in der zweiten das Wort und sprach sich vehement gegen die bischöfliche Kollegialität aus, da diese eine Verminderung der Gewalt des Papstes bedeute. Er sah aber auch die bischöfliche Autorität, also auch seine eigene, gefährdet, weil sich die Bischofskonferenzen mit deren Kommissionen zwischen die Bischöfe schieben würden, so dass die bischöfliche Autorität nurmehr eine theoretische wäre. Er machte deswegen einen neuen Textvorschlag zur Nr. 16 von «De episcopis», wo einzig dem Papst volle bischöfliche Gewalt über die ganze Kirche zugeschrieben wird, während im Bistum nur der jeweilige Bischof für seine Herde zuständig sei.

Die Herausgeber des erwähnten Buches erwecken den Eindruck, dass die «Nota explicativa praevia» von Papst Paul VI. zu «Lumen gentium» durch diese Intervention ausgelöst wurde. Das ist historisch äusserst kurzschlüssig, was bei Marcel Lefebvre und seinen Piusbrüdern, die weder historisch denken können noch wollen, nicht besonders erstaunt.

(ufw; Erzbischof Marcel Lefebvre: Ich klage das Konzil an!. Martigny 1977, 24–27)

14.10.2013

Einer der Jüngsten gegen die Neuerer

Einer der jüngsten Konzilsväter ergreift am 11. Oktober 1963 nach Marcel Lefebvre das Wort: der eben erst ernannte Weihbischof von Bologna Luigi Bettazzi (* 1923). «Obwohl jung [im Bischofsamt] und Italiener» äussert er sich zum Thema der Kollegialität. Er lässt zahlreiche Traditionszeugnisse Revue passieren, aus denen ersichtlich ist, dass die Bischofsweihe alle episkopalen Vollmachten überträgt und in das Bischofskollegium eingliedert, welches wie der Papst Träger der universalen Leitungsvollmacht über die Kirche ist. Dabei legt er Wert darauf, dass die von ihm zitierten Autoren (z.T. spätere Päpste) Italiener und nicht «Transalpine» sind. Die Lehre von der Kollegialität ist keine gallikanische und keine antirömische Lehre!

Der (wie Bettazzi andeutet: erweiterbare) historische Rückblick mündet in die Folgerung: Nicht die Befürworter der Kollegialität führen, wie ihnen vorgeworfen wird, eine Neuerung ein. Neuerer (*novatores* – ein Begriff, dem unterschwellig der Häresievorwurf innewohnt) sind vielmehr jene, die sich gegen die Kollegialität aussprechen. Zum Abschluss seiner Rede weist Bettazzi elegant auf die Oration für das Fest des hl. Matthias hin, derzufolge Gott Matthias dem *Kollegium* der Apostel hinzugefügt hat (vgl. AS 2/2,484-487).

Die Rede wird mit Applaus beantwortet, obwohl der Tagespräsident, der Bologneser Diözesanbischof Kardinal Giacomo Lercaro, am Beginn der Sitzung gemahnt hatte, nicht zu applaudieren (AS 2/2,440). Wie Beobachter vermerken, huscht Lercaro jedoch ein verstohlenes Lächeln über das Gesicht, als seinem Weihbischof applaudiert wird (vgl. Ry 185). Yves Congar notiert, die Rede sei mit Feuer gehalten worden (vgl. Co 1,462). Marie-Dominique Chenu hebt die Ironie hervor, die es bedeutet, dass Kardinäle wie Ruffini und Siri als Neuerer bezeichnet werden (vgl. Ch 142).

Die Intervention von Bettazzi beeindruckte auch Bischöfe, die die Kollegialität ablehnten, so Pietro Parente, Mitarbeiter im Heiligen Offizium, der später als Befürworter der Kollegialität auftrat (vgl. A 3,80).

(emf)

15.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Material für einen Detektivroman

Am 15. Oktober 1963 bahnt sich eine der fundamentalsten Richtungsentscheidungen des Konzils an. Die Diskussionen in der Aula zum Thema Diakonat und Kollegialität zeigen – wie in den vergangenen Tagen gesehen – ein höchst spannungsgeladenes Bild. Die Frage stellt sich für die Moderatoren: Was ist die Tendenz in der Aula? Suenens wie eine Reihe von anderen Konzilsvätern sprechen von der Möglichkeit, ein Meinungsbild zu erstellen. Nur so wüssten die Kommissionen, in welche Richtung sie weiter zu arbeiten hätten. Am 10. Oktober findet ein Treffen der Moderatoren mit dem Papst statt mit einem Bericht über den Stand der Konzilsdiskussionen. Am 12. Oktober, einem Samstag, fährt Dossetti über das Wochenende nach Bologna und redigiert eine Liste mit fünf Fragen, die den Konzilsvätern vorgelegt werden sollen. Am Abend schickt er den Entwurf dann Colombo zu, dem Mailänder Dogmatiker, der Paul VI. in theologischen Fragen berät. Bereits am 13. kommt die leicht korrigierte Antwort von Colombo zurück. Die Moderatoren beschliessen, die Fragen den Konzilsvätern vorzulegen und beauftragen den Sekretär des Konzils, Monsignore Felici, die Abstimmungsformulare drucken zu lassen. Am 15. Oktober wird das Ende der Debatte über die *Constitutio hierarchica* des ekklesiologischen Schemas beschlossen, nachdem Siri, Wyszyński, Jubany und Brown nochmals scharf gegen Kollegialität und Diakonat Stellung genommen hatten. Von den Moderatoren wird

verkündet, dass am 16. Oktober über das Meinungsbild abgestimmt werden soll, erst danach solle schrittweise über das gesamte vorgelegte Kapitel abgestimmt werden.

Mit diesem Meinungsbild wären die Kommissionen, die jeweils unter der Leitung von Kurienkardinälen standen, strikt dem Willen des Konzils untergeordnet worden. Felici hält hingegen an der Kontrolle des Konzils durch den Papst und die Kurie fest. Er informiert am 15. abends offenbar den Kardinalstaatssekretär Cigognani, der von der unmittelbar angesagten Abstimmung über ein Meinungsbild nicht genau informiert worden war, und erwirkt eine Suspension der Abstimmung. Telefonisch veranlasst der Kardinalstaatssekretär die Vernichtung der gedruckten Formulare. Am Morgen erscheint in der Zeitung «Avvenire d'Italia» in der Schlagzeile die Ankündigung des Votums über die Kollegialität und den Diakonat. Die Moderatoren wie die Konzilsväter erfahren lediglich das Faktum der Suspension der Abstimmung «sine die», d. h. ohne eine neue Terminangabe für die Erstellung des Meinungsbildes. Die Folge: Es werden die nächsten Tagungspunkte aufgerufen und die Arbeit nimmt ihren Fortgang. Mit dieser Entscheidung beginnt einer der Detektivromane des Konzils, der sich bis zum Ende des Monats Oktober hinzieht, an dem dieses Meinungsbild schliesslich erstellt wird. Was jetzt beginnt, ist das eigentliche Spiel hinter den Kulissen, über das am 30. Oktober berichtet werden soll.

(Peter Hünemann)

16.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Charismen? Das war einmal!

Übergenug werde das Amt des Bischofs als Dienst bezeichnet – eine Benennung, die von den getrennten Brüdern nicht selten missbraucht werde, wenn sie alles in der Kirche auf einen Dienst reduzieren. So äussert sich am 16. Oktober 1963 als erster Redner Kardinal Ernesto Ruffini, als die Diskussion über das (in der Vorlage) 3. Kapitel von De Ecclesia beginnt, welches das 2. Kapitel über das Volk Gottes werden würde. Ruffini lässt seinem Missfallen freien Lauf. 22 Minuten habe er gesprochen, so notiert Yves Congar, oder vielmehr geschrien (vgl. Co 1,478).

Ruffini fürchtet, dass die allen Gläubigen zugeschriebene Sendung die Bischöfe in ihrer Aufgabe beschneidet. Es müsse darauf geachtet werden, dass das Amt der Vorsteher nicht minimiert werde. «Wir glauben im Sinne des göttlichen und katholischen Glaubens, dass Christus die Kirche als vollkommene Gesellschaft eingesetzt hat. In ihr ist die Autorität der Vorsteher zu befehlen nicht weniger notwendig als der Gehorsam derer, die untergeben sind» (AS 2/2,628). Was die Rede vom übernatürlichen Glaubenssinn (vgl. LG 12) bedeuten soll, versteht er nicht. Dass die Gläubigen auch in der Gegenwart mit Charismen begabt sind, bestreitet er: Am Anfang der Kirche mag es sie gegeben haben, doch verschwanden sie im Laufe der Zeit.

Ruffinis Rede wird manche Bischöfe zu gegenläufigen Interventionen veranlassen (siehe Konzilsblog am 18. und 22.10.2013).

(emf)

17.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

«... eine konkrete und geschichtliche Theologie ...»

Ein denkwürdiger ökumenischer Dialog fand am 17. Oktober 1963 zwischen Papst Paul VI. und dem dänischen Lutheraner Kristen Skydsgaard statt. Dieser brachte im Namen der nichtkatholischen Beobachter des Konzils gegenüber dem Papst seine «lebhafteste Hoffnung» zum Ausdruck, dass das Konzil mehr und mehr von einer «konkreten und

geschichtlichen Theologie, das will sagen einer Theologie, die sich von der Bibel und der Väterlehre nährt», geprägt sein möge. Der Papst nahm den ihm zugespielten Ball auf: «Der von Ihnen gewünschten Entfaltung einer <konkreten und geschichtlichen> Theologie, <die sich auf die Heilsgeschichte konzentriert>, möchten wir Unsererseits gerne zustimmen, und die Anregung verdient, so scheint Uns, gründlich geprüft zu werden». Paul VI. belies es nicht bei Absichtserklärungen, sondern wurde selbst «konkret»: «Die katholische Kirche besitzt Einrichtungen, die durch nichts behindert werden, sich stärker auf solche Forschungen zu spezialisieren oder gar eine neue Institution zu schaffen, wenn das die Umstände nahe legen sollten». In der Folge des Dialogs zwischen Paul VI. und Skydsgaard kam es zur Gründung des Tantur Ecumenical Institut in Jerusalem (<http://tantur.org>, zu dessen Geschichte <http://tantur.org/about-us/history-aims/>). Auch die Konzilstexte, v.a. die Pastoralkonstitution Gaudium et spes, speisten sich immer mehr aus einem «konkreten und geschichtlichen» Ideal von Theologie, das sie zugleich nährten. Zwar wurden die dem Dialog zwischen Paul VI. und Skydsgaard konkret zugrundeliegenden, zur Konzilszeit einflussreichen, Konzeptionen von «Heilsgeschichte» (etwa diejenige des Basler Theologen Oscar Cullmann) nach dem Konzil durchaus auch hinterfragt. Hinter die mit dem Stichwort «Heilsgeschichte» verbundenen Herausforderungen und Chancen können Kirche und Theologie nach dem II. Vaticanum aber nicht zurück. In diesem Sinn kann man mit Henri-Marie Féret OP in dem ökumenischen Plädoyer Pauls VI. und Skydsgaards durchaus einen «veritablen Wendepunkt in der Geschichte der christlichen Theologie und genauer gesagt ihrer Methodologie» sehen.

(Michael Quisinsky; Zitate nach Qu 280f; vgl. auch Co 1,486)

18.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Den Heiligen Geist nicht behindern!

400 Jahre lange haben die Christgläubigen auf eine solch positive Darstellung der Berufung der Laien gewartet, so würdigt Bischof John Joseph Wright von Pittsburgh das 3. Kapitel des Entwurfs der Kirchenkonstitution (vgl. AS 2/3,19). Zu Beginn seiner Rede spricht er nicht nur die verehrungswürdigen «Väter» an, sondern auch die «Beobachter» und die «[Laien-]Auditoren». In dieser zweiten Session sind sie Teil des Konzilsgeschehens.

Zum selben Thema spricht Bischof Franz Hengsbach von Essen, und er reagiert dabei auf die Rede von Kardinal Ruffini <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m106161>. Keineswegs sei die Verantwortung der Laien eine Gefahr für die Hierarchie! Die Hierarchie müsse sich vielmehr davor hüten, den Heiligen Geist zu behindern, der nicht nur in der Hierarchie, sondern in allen Gläubigen zum Aufbau der Kirche wirkt (vgl. AS 2/3,18).

Ganz ähnlich folgert Bischof Candide Padin von Rio de Janeiro aus der Gemeinsamkeit im Volk Gottes eine gegenseitige Verpflichtung zwischen Laien und Hierarchie. Zur Genüge werde in den vorgelegten Texten der notwendige Gehorsam der Laien gegenüber der Hierarchie betont. Auch die Bischöfe müssten als Hirten aber die Tugend des Gehorsams leben, wie der gute Hirte, der die Seinen kennt, wie die Seinen ihn kennen. Damit er die «Schafe» gut weidet, «ist es notwendig, dass er nach den Zeichen Gottes, die im Volk aufscheinen, forscht», weswegen Padin den Dialog zwischen Hierarchie und Laien nicht nur als lobenswert, sondern als ganz und gar notwendig deklariert (vgl. AS 2/3,28f).

Am 18. Oktober 1963 stösst der Eichstätter Bischof Joseph Schröffer in dasselbe Horn. Wenn er sich nicht täusche, seien auch die Mitglieder der Hierarchie durch Gehorsam

gebunden; und deswegen solle nicht nur im Blick auf die Laien von Gehorsam gesprochen werden. Dieser im Namen von 69 Bischöfen vorgetragene Rede haben sich auch Bischof Franziskus von Streng, Basel, sowie Abtpräses Basilius Niederberger angeschlossen (vgl. AS 2/3,70-74).

(emf)

19.10.2013 (heute vor 50 Jahren)

«... an die Männer der praktischen Arbeit in der Kirche»

... sollte sich jene neue Zeitschrift richten, deren Herausgabe vor 50 Jahren geplant wurde, und die als eine Zeitschrift der konziliaren Erneuerung verstanden werden wollte. (A 3,75). In den Herbstwochen 1963 wurde die «Internationale Zeitschrift für Theologie – CONCILIUM» ins Leben gerufen. Am 19. Oktober 1963 fand eine Planungssitzung statt (vgl. Co 1,485). Im November wurde mit dem DO-C, dem Dutch Documentation Center for the Council eine Kooperation beschlossen. Eine Stiftung in den Niederlanden stellte die wirtschaftliche Basis für die Herausgabe der Zeitschrift dar. Die erste Ausgabe dieser Zeitschrift, die bis heute wohl am stärksten die Fortführung konziliarer Theologie zum Markenkern erhob, erschien im Januar 1965.

Im Vorwort der Herausgeber wird die Adressatengruppe angesprochen – und nicht nur schmeichelhaft erwähnt. Hier mag eine Sorge sichtbar werden, die die Herausgeber schon 1963 bewegt hatte: Wie wird die neue oder neuartige Theologie des Konzils wohl in die Köpfe der kirchlichen Praktiker – die man sich noch während des Konzils fast immer nur männlich vorstellen konnte – gelangen? Concilium wollte sich also an die Männer der kirchlichen Praxis wenden. «Denn diese Männer der Kirche wissen, dass sie nicht einfach bloss in ihrer Praxis von jener Theologie leben können, die sie vor vielen Jahren in ihrer eigenen Ausbildung gelernt haben. Und es zeichnet sich eine Theologie ab, die diesen Männern für ihre eigene Aufgabe mehr sagen kann als das, was in den Schulbüchern vergangener Jahrzehnte gestanden hat» (Conc (D) 1 [1965] 1).

Unter den Autoren der ersten Ausgabe finden sich alte Bekannte (nicht nur) des Konzilsblogs, so z.B. Karl Rahner, Edward Schillebeeckx, Yves Congar und Josef Ratzinger.

(ab)

20.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Karawanen auf dem Weg zu Gott

Wie in Karawanen geht die Menschheit ihren Weg zu Gott: Um dieses Bild in der Konzilsaula lebendig werden zu lassen, verwendet Bischof Marcel Dubois neben dem lateinischen Begriff «commeatus» auch das französische Wort «caravane». In seiner Rede über das Volk Gottes wendet Dubois gleich zu Beginn den Blick nicht nur auf die Katholiken, sondern – unter Berufung auf Papst Paul VI. – auch auf die nichtkatholischen Christen und auf die Nicht-Christen. Das Konzil sei nicht nur ein Konzil der Ökumene (der weltweiten Kirche), sondern ein Konzil der Menschheit.

In diesem Sinne beschreibt Dubois das Volk Gottes in konzentrischen Kreisen. Zu diesem Volk Gottes gehören jene, die als Volk Gottes durch denselben Glauben, dieselben Sakramente und dieselbe Leitung geeint sind, aber auch die Nichtkatholiken, die den Glauben an Jesus Christus teilen, weiter die Juden, die Glaubenden anderer Religionen und schliesslich jene, die Gott nicht kennen, aber gleichwohl von ihm geschaffen sind und von ihm am Leben erhalten werden. Alle sind Glieder der Menschheitsfamilie, der auch

der Erlöser angehört. Da sie von Jesus Christus erlöst sind, gehören auch sie zum Volk Gottes. «Gott ist Liebe ... Also gehört jeder, der nur wenigstens guten Willens ist, zum Volk Gottes, das Gott liebt. Zum Volk der Liebe Gottes. Zum Volk Gottes, der der Vater ist, der sein Volk als seine wahre Familie liebt» (AS 2/3,25).

Bereits der Entwurf zu den heutigen Artikeln 14-16 von *Lumen gentium* sprach von diesen verschiedenen «Gruppen» von Menschen. Neben anderen Überarbeitungen wird LG 16 im verabschiedeten Text aber neu eingeleitet. Während die Nichtchristen in einer früheren Fassung als Ziel der Sendung der Kirche beschrieben wurden, werden sie jetzt in ihrer bereits gegebenen Hinordnung auf das Volk Gottes beschrieben: «Diejenigen endlich, die das Evangelium noch nicht empfangen haben, sind auf das Gottesvolk auf verschiedene Weise hingeordnet».

(emf)

21.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Wie ein Platzregen

Mitte Oktober stellt sich Müdigkeit ein. In der Sitzung vom 21. Oktober 1963 wird anfangs das 4. Kapitel der Liturgiekonstitution in der neuen Fassung verlesen. Als um 11 Uhr die Diskussion über die Kirchenkonstitution beginnt, ist man bereits erschöpft (vgl. Co 1,488). Congar wird nach den verbleibenden 6 Konzilsreden notieren, es sei eine leere und ermüdende Sitzung gewesen.

Am nächsten Tag bringt er seine Unzufriedenheit weiter auf den Punkt: «Es gibt keine DISKUSSIONEN einer FRAGE, nicht einmal gestellte Fragen, es ist eine Abfolge von Reden. Jeder geht seiner Idee, seiner Synthese, seiner Marotte nach» (Co 1,490).

Schon Anfang Oktober hatte Abt Basilius Niederberger in seinen Aufzeichnungen beklagt, wie wenig Konzentration und Ruhe in der Konzilsaula herrscht. «Rechts unterhielten sich unziemlich laut zwei Konzilsväter. Andere verliessen die Tribüne & andere kehrten zurück. Zwischenhinein stampfte der Platzordner herum & verteilte Stimmzettel & vom Seitenschiff herauf hörte man auch unziemlich laut Konzilsväter, die offenbar dort private Gespräche führten. [...] Vielleicht hängt das alles damit zusammen, dass nun doch Wiederholungen vorkommen & dann & wann meint man, man sei einem Platzregen preisgegeben, wenn sich pausenlos die Redner folgen. Es handelt sich immerhin um theologische Probleme, über die man nachdenken sollte. Aber man kommt bei dieser Methode kaum dazu».

Zermürend sind in dieser Zeit aber nicht nur die unzusammenhängenden Konzilsreden, sondern auch der Eindruck, dass hinter den Kulissen unerfreuliche Kämpfe ausgetragen werden ...

(emf; vgl. Abt Basilius Niederberger: *Als Konzilsvater in Rom. Auszüge aus dem Tagebuch des Mariasteiner Abtes 1962-1964 auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil*. In: *Mariastein Themenheft 2012: 50 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil*, 43-65, 52. Siehe *Konzilsblog* vom 19. März 2013: <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m97692>)

22.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

«Das Wirken des Heiligen Geistes ist nicht erloschen in der Kirche!»

Der Entwurfstext zu den Charismen habe den Eindruck erweckt, es handle sich um irgendein peripheres und akzidentelles Phänomen im Leben der Kirche. Mit dieser offenkundigen Bezugnahme auf die Rede von Kardinal Ernesto Ruffini

<http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m106161> eröffnet Kardinal Léon-Joseph Suenens am 22. Oktober 1963 eine engagierte Stellungnahme zu den Charismen.

«Die Zeit der Kirche, die durch die Jahrhunderte pilgert bis zur Wiederkunft des Herrn, ist die Zeit des *Heiligen Geistes*. Durch den Heiligen Geist nämlich versammelt der erhöhte Christus Gottes eschatologisches Volk trotz all seiner Gebrechlichkeit und Sünde, reinigt es, belebt es und führt es in alle Wahrheit. [...] So ist der Heilige Geist nicht nur den Hirten allein gegeben, sondern wirklich *allen* Christen [...] Die ganze Kirche ist deshalb wesentlich eine wahrhaft pneumatische Wirklichkeit, aufbaut nicht nur auf dem Fundament der Apostel, sondern – wie es Eph 2,20 heisst – auch der Propheten. [...] Der Heilige Geist manifestiert sich in der Kirche in der Vielgestaltigkeit und Fülle seiner geistlichen Gaben [...]. So erscheint für Paulus die Kirche des lebendigen Christus nicht als irgendeine administrative Organisation, sondern als ein lebendiges Miteinander von Gaben, Charismen und Diensten. Allen Christen und jedem einzelnen ist der Geist gegeben [...].

Kennen wir nicht alle, jeder für seine Diözese, Laien, Männer oder Frauen, die wahrhaft von Gott gleichsam berufen werden, denen die verschiedenen Charismen vom Geist gegeben werden, bei der Katechese, beim Werk der Verkündigung, auf dem Feld der verschiedenen Formen der Katholischen Aktion, im sozialen oder karitativen Tun? Ja, aus unserer alltäglichen Erfahrung heraus wissen und erkennen wir: das Wirken des Heiligen Geistes ist nicht erloschen in der Kirche! [...] Der *Hirten* Aufgabe ist es [...], die Charismen des Geistes in den Kirchen [...] zu fördern und sich ausbreiten zu lassen».

Am Ende seiner Rede kommt Suenens auf Konsequenzen zu sprechen. Neben Veränderungen im Text schlägt er vor, die Zahl der Laienauditoren in der Konzilsaula zu vergrössern. Und: «Mögen als Zuhörer auch *Frauen* eingeladen werden, welche, wenn ich nicht irre, die Hälfte der Menschheit ausmachen».

(emf; vgl. AS 2/3,175-178; Übersetzung nach Ko 24-28)

23.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Keine stummen Schafe

Es ist nicht erlaubt, die Laien «wie in früheren Zeiten als passive Glieder der Kirche, die sich unserer Autorität einfältig unterwerfen, oder als stumme Schafe zu behandeln». In diesem Anliegen weist Bischof Ernest Primeau von Manchester auf die Bildung der Gläubigen hin, die «mit Recht fordern, gehört zu werden, wenn es um Dinge geht, in denen sie eine Kompetenz haben, die den Klerikern meistens fehlt». Sie erwarten Vertrauen!

Primeaus Verhältnisbestimmung von Freiheit und Autorität ist von geradezu erschreckend diagnostischer Kraft:

«Freiheit und Autorität müssen gegeneinander abgegrenzt werden. Wenn das Konzil auf diese Frage nach der Beziehung zwischen Freiheit und Autorität keine Antwort erteilt, so müssen wir zweifellos mit drei Reaktionen rechnen:

1. mit einer wachsenden Bitterkeit der Laien gegenüber der kirchlichen Autorität;
2. mit einer wachsenden Gleichgültigkeit der Laien, die allenfalls noch passiv die Gesetze beobachten, aber am Leben und Auftrag der Kirche keinen Anteil mehr haben werden;
3. ja, sogar manchmal, traurig genug, mit einem Abfall vom Glauben und von der Kirche. Die Kirche braucht, damit sie wachsen kann, die Hilfe der Laien und besonders die der sogenannten Intellektuellen. Hilfe und Rat wird die Kirche aber allein dann von ihnen erfahren, wenn sie ihre legitime Freiheit zu handeln und ihren Sinn für Initiative gelten lässt und bereit ist, sie überall dort, wo sie zuständig sind, in geschuldeter Achtung

heranzuziehen. [...]

Viel zu viel bekräftigt der Text die Notwendigkeit von Gehorsam, Achtung und Unterwerfung, und zu wenig ermutigt er die eigene Verantwortlichkeit und die Freiheit zur Initiative, die den Laien zuzuerkennen sind, weil sie wahre Glieder des mystischen Leibes Christi sind. Man mache ein Ende damit, immer wieder von ihrer Pflicht der Unterwerfung und Ehrerbietung zu sprechen, als gäbe es für sie nur diese Verpflichtungen: glauben, beten, gehorchen, zahlen».

Primeau beendet seine Rede, in der er «für die Laien» gesprochen habe, mit dem Wunsch: «dass die Laien selbst von den Vätern gehört werden; man möge die Laienhörer, die in dieser Konzilsaula anwesend sind, im Namen aller Laien sprechen lassen».

(emf; vgl. AS 2/3,256-258; Übersetzung nach AdF 2,30f)

24.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Das Volk Gottes – Zeuge des Geheimnisses Christi

Am 23. Oktober 1963 sprach der Bischof von Talca (Chile), Emmanuel Larraín Errázuriz, im Namen von sechzig lateinamerikanischen Bischöfen zur Vorlage über die Kirche. Dabei bemängelte er die «abstrakte und zeitlose» Beschreibung von Kirche und schlug vor, vom dreifachen Amt des Volkes Gottes zu sprechen, nämlich vom prophetischen, priesterlichen und königlichen Amt. Dies ermögliche gleichsam die ganze geschichtliche Sendung der Kirche zu ermitteln. Im Kapitel über die Hierarchie würde dies zwar angewandt, hingegen nicht in jenem, in dem von den Laien die Rede sei. Dann fügte Larraín einige Bemerkungen zum prophetischen Amt des Volkes Gottes an.

Das Volk Gottes ist durch sein Wort, sein Werk und durch sein ganzes Leben «Zeuge» bzw. «Martyr» des Geheimnisses Christi unter den Menschen. Was das Evangelium von Johannes dem Täufer sage, lasse sich auf das ganze Volk Gottes anwenden: «Er war nicht selbst das Licht, er sollte nur Zeugnis ablegen für das Licht» (Joh 1,8). «Durch die Taufe, durch die das Volk Gottes erstarkt, ist ein jeder Gläubige zum Zeugnis bestimmt [...] Das Volk Gottes ist in der Welt, damit es von der Wahrheit Zeugnis gebe ... und es muss wissen, dass dies am Ende auch zum Martyrium führen kann ... gleichsam zu einer nicht vermeidbaren Nachfolge des Kreuzweges, durch den der Herr die Welt besiegte ...». Und der Bischof fuhr in seiner Rede fort, indem er das prophetische Amt als im Wort Gottes selbst begründet hervorhob. Der Besitz des Wortes Gottes sei nicht passive Aufnahme (*receptio passiva*), als würde es gleichsam in einer Kapsel bewahrt, damit es nicht verdirbt. «Das Wort der Offenbarung ist Geist und Leben, nicht um irgendein Lehrsystem zu perfektionieren: Offenbarung lässt sich nicht auf Theologie reduzieren, sondern ist gute Nachricht, Euangelion der Erneuerung, das als Sauerteig alle Menschen durchdringen muss» (AS 2/3,223f).

(Giancarlo Collet)

Zur Lektüre empfohlen: LG 12; 35

25.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Afrikaner verlangen neue Kommissionsbesetzung

Parallel zu den ekklesiologischen Debatten in der Konzilsaula arbeitete auch die Kommission für Lehrfragen. Die von dem «erkonservativen Hardliner» Kardinal Ottaviani, Sekretär des Heiligen Offiziums, nach seinem «gusto» zusammengestellte Unterkommission zur Klassifizierung der Verbesserungsvorschläge der Konzilsväter

verfolgte eine «destruktive Strategie», d.h. sie versuchte deren Interventionen auseinanderzunehmen, indem sie diese in Korrekturzettel umwandelte, die dann den Periti als Materialgrundlage für Verbesserungsvorschläge an die Kommission dienen sollten. Was wohl mit einem solchen Verfahren aus dem Kirchenschema wird?

«Angesichts der unbekannten Größe, die sich aus einem Auseinandernehmen der *modi* in eine Unzahl von einander widerstrebenden fragmentarischen Vorschlägen ergibt, und ohne jetzt vor dem Ausgang der Abstimmungen über die entscheidenden Kernpunkte des Kirchenschemas zu wissen, was aus den Ergebnissen werden soll, erlebt die Kommission für Lehrfragen ein dramatisches Auf und Ab: Ist alles, was jetzt vorfällt, das Vorspiel eines Wechsels im Amt des Vorsitzenden, den die Lage als notwendig erscheinen lässt?» (A 3,71) Wie lange lassen sich die Konzilsväter dieses Spiel gefallen?

Die beiden Kardinäle Paul Émile Léger (Montreal) und Gabriel-Marie Garrone (Toulouse) sehen in der Sitzung vom 28. Oktober Katastrophensignale. Seit Konzilsbeginn hat sich in den einzelnen Bischofskonferenzen ein «qualitativer Sprung» ergeben, insofern sie inzwischen zur Meinungsbildung nicht nur einen Beitrag leisten, sondern bei der Abstimmung orientieren und auch Denkanstösse für die Arbeit in den Kommissionen geben. Ein deutliches Zeichen für diesen qualitativen Sprung ist die Tatsache, dass afrikanische Episkopate eine umfassende Neuwahl der Kommissionsmitglieder sowie der Präsidenten verlangten und dies betraf nicht zuletzt auch die hier zur Diskussion stehende Kommission für Lehrfragen.

(Giancarlo Collet)

26.10.2013

Schleppender Gang

Die Unzufriedenheit über den schleppenden Gang des Konzils hält an. In der Nacht vom 25. zum 26. Oktober 1963 blickt Dom Helder Câmara auf eine Sitzung der Delegiertenkonferenz <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m105042>, von Câmara auch «Ökumene» genannt, zurück. Einmütig sei man der Überzeugung gewesen, dass es so nicht weitergehen könne. Die Sekretäre von diversen Bischofskonferenzen sind einmütig in ihrem Votum, die Kommissionen bräuchten neue Vorsitzende, da der Eindruck entsteht, dass die derzeitigen Präsidenten die Arbeit verschleppen. Dazu gibt es Vorschläge zur Methode und die Klage, dass die technische Ausstattung der Kommissionen unzureichend ist (als Beispiel wird die Theologische Kommission genannt, die über ein Kopiergerät verfügt, das aber dauernd defekt ist, und eine Schreibmaschine). Angesichts der sonst für das Konzil aufgebrauchten Mittel seien solche Defizite mehr Ausdruck eines Mangels an Interesse seitens der Kommissionsvorsitzenden (vgl. CaLe 1,261f).

Bereits zuvor berichtet Câmara, Patriarch Maximos habe eine kritische Frage aufgeworfen: «Ist es Sache eines ökumenischen Konzils, Traktate zu schreiben?» (CaLe 1,231). Auf den frühen Konzilien sei das anders gewesen. Warum beschränkt sich das Konzil nicht auf die grossen notwendigen Reformen, statt Traktate zu schreiben? Warum wirft es nicht Vorschläge auf, die durch eine tiefe Resonanz wirken würden?

Grosse Resonanz findet Mitte Oktober eine Geste Pauls VI., der (endlich ...) dafür sorgte, dass die Patriarchen ihre Plätze in der Konzilsaula nicht mehr hinter den Kardinälen, sondern ihnen gleichgeordnet erhielten (vgl. CaLe 1,226.238; siehe Blogseintrag vom 9.10.2012: <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m93700>).

(emf)

27.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Fribourg, Rom und die ganze Welt

«Die langwierige Erarbeitung dieses wichtigen Textes» – gemeint ist die Erklärung über die Religionsfreiheit *Dignitatis humanae* – «hat sehr bescheiden am 27. Dezember 1960 und den folgenden Tagen in den Räumen des erzbischöflichen [sic!] Hauses in Freiburg in der Schweiz begonnen», so der belgische Dominikaner und spätere Kardinal Jérôme Hamer in seiner Darstellung der Geschichte der Erklärung. An dem Treffen nahmen teil: Bischof François Charrière (Fribourg) und sein Berater Georges Bavaud, daneben Bischof Emiel-Jozef De Smedt (Brügge) sowie Jérôme Hamer.

Bis zur Verabschiedung von *Dignitatis humanae* im Dezember 1965 war es allerdings dann ein weiter und durchaus verschlungener Weg. Dabei prägten z.B. auch Kompetenzfragen besonders zwischen der Theologischen Kommission unter Kardinal Ottaviani einerseits und dem Sekretariat für die Förderung der Einheit der Christen unter Kardinal Bea andererseits die Textgeschichte ebenso wie unterschiedliche theologische Konzeptionen etwa aus dem französischen und dem amerikanischen Sprachraum. Ein Vermittler bei alledem war Johannes Willebrands, der aus seiner Zeit als Sekretär der Katholischen Konferenz für Ökumenische Fragen – von ihm unter Patronage Bischof Charrières 1952 in Fribourg gegründet – ein gut gefülltes Adressbuch in die Arbeit im Einheitssekretariat mitbrachte, wo er Kardinal Bea kongenial ergänzte.

Der Monat Oktober 1963 stand für Willebrands in besonderer Weise im Zeichen der Vermittlungsarbeit in Sachen Religionsfreiheit: zahlreiche seiner Begegnungen und Gespräche mit Konzilsakteuren drehten sich um den entsprechenden Konzilstext. Ein Treffen am 27. Oktober 1963 mit New Yorks Kardinal Spellman kann als besonders exemplarisch für die Diskussion prozeduraler wie inhaltlicher Fragen vor römischem wie weltweitem Horizont gelten.

(Michael Quisinsky; Zitat aus Jérôme Hamer: Geschichte des Textes der Erklärung. In: ders.; Yves Congar [Hrsg.]: Die Konzilerklärung über die Religionsfreiheit. Lateinischer und deutscher Text. Paderborn 1967, 59-123, 59; vgl. auch Will 71)

28.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Balthasar Fischers Unbehagen

Am 28. Oktober 1963 zelebrierte Papst Paul VI. im Petersdom eine Eucharistiefeier für den verstorbenen Papst Johannes XXIII. Der Trierer Liturgiewissenschaftler und erster Inhaber eines liturgiewissenschaftlichen Lehrstuhls auf deutschem Boden notierte dazu einige Eindrücke in seinem Konzilstagebuch folgenden Eindruck, die von seinem Nachfolger Andreas Heinz wie folgt wiedergegeben werden:

«Fischer fand es <höchst sympathisch>, dass der Papst dazu zu Fuss den Petersdom betrat. <Sympathisch> fand er auch die schlichte Form. Paul VI. hatte für diese <Messa di suffragio> die lateinische Gemeinschaftsmesse (*missa recitata*) gewählt. Ebenfalls höchst <sympathisch> erschien Fischer die Tatsache, dass der Papst erstmals Laien die Kommunion spendete [...].

Trotz dieser positiven Eindrücke konnte Fischer über <dieses an solcher Stätte und bei solchem Anlass gehaltene Messchen> nicht recht froh werden. Die Predigt dauerte länger als die Messe. Er beklagt die unverständlichen Gesänge der Sixtina. Es müsse unbedingt dafür gesorgt werden, dass während der dritten Sessio in der Aula die <Missa cantata>, also das lateinische Hochamt, die Normalform der Messe werde. Es schien ihm <ein Unding>, dass die Gedenkmesse für den <erst vor wenigen Monaten verstorbenen Papst>

mit den Texten der Tagesmesse vom Fest der Apostel Simon und Judas Thaddäus gefeiert wurde. Vor allem aber vermisste er eine Fürbitte für den Verstorbenen. Er vermutete dahinter <einen Rest von Triumphalismus>, so als ob man nicht sagen dürfe, <dass auch der Papst – auch dieser liebenswürdigste aller neueren Päpste – ein Sünder ist und unserer Fürbitte bedarf>.»

(Birgit Jeggle-Merz; Quelle: Andreas Heinz: Das «Konzilstagebuch» des Liturgiewissenschaftlers Balthasar Fischer [+ 2001]. Eindrücke und Gedanken eines Zeitzeugen. In: LJ 62 [2012] 229-259, hier: 240)

29.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Wie spricht das Konzil über Maria?

Hinter den Kulissen wird der Kampf um das konziliare Dokument über Maria bereits Mitte Oktober geführt. Wird es eine gesonderte Konstitution über Maria geben, oder soll ihr ein Kapitel der Kirchenkonstitution gewidmet werden?

Die Diskussion in der Konzilsaula wird – auf Anregung Papst Pauls VI. – am 24. Oktober 1963 durch zwei Reden eröffnet, welche die Vor- und Nachteile für jede der beiden Möglichkeiten aufzeigen. Schon vorher werden aber zahlreiche Argumentarien und Broschüren verteilt – auch in der Konzilsaula, obwohl dies eigens untersagt worden war. Ärgernis erregt, dass der Franziskaner Carlo Balič zum Drucken seines Plädoyers für eine eigene mariologische Konstitution augenscheinlich die Vatikanische Presse verwendet hatte. Zudem hatte er der Schrift das Aussehen eines offiziellen Konzilsdokumentes verliehen. Es ist klar, dass dafür höhergestellte Personen an der Kurie die Einwilligung gegeben haben mussten. Auch sonst greift Pater Balič zu rigorosen Methoden. Er stellt die Frage nach dem Ort mariologischer Aussagen als eine prinzipielle Entscheidung für oder gegen Maria dar und attackiert Yves Congar als minimalistisch und nicht rechtgläubig (vgl. Co 1,486).

Während manche orientalischen Bischöfe für ein eigenes Dokument über Maria votieren, sind die orthodoxen Beobachter Nikos Nissiotis und Alexander Schmemmann eher befremdet. «Im Orient ist Maria eine DIMENSION von allem: der Christologie, der Heilsgeschichte (Kontinuität mit Israel), der Ekklesiologie, des Gebetes. Deswegen bringen die Orthodoxen sie in alles ein, ohne jemals einen Traktat *De Beata* zu entwickeln» (Co 1,483).

Die Abstimmung in der Konzilsaula am 29. Oktober 1963 geht denkbar knapp aus: 1'114 Stimmen für die Eingliederung in die Kirchenkonstitution, 1'074 dagegen. Da eine Entscheidung getroffen werden muss, gibt es keine Alternative dazu, der knappen Mehrheit zu folgen. Auch Befürworter der Integration des Textes in die Kirchenkonstitution sind unglücklich. Yves Congar spricht von einer «malaise» (Co 1,508), Dom Helder Câmara befürchtet Bitterkeit und Rachegelüste (vgl. CaLe 1,277).

Zugleich erwachen Sorgen im Blick auf ausstehende Abstimmungen. Diese werden jedoch um vieles eindeutiger ausfallen.

(emf; vgl. A 3,112-117; Ry 212-214)

30.10.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ein neuer Anlauf zur Orientierungsabstimmung

Die schon gedruckten Stimmzettel sind vernichtet, die schon angekündigte Abstimmung ist auf unbestimmte Zeit vertagt: Dies ist (wie berichtet <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m106157>) der Stand der Dinge am

Abend des 15. Oktober 1963. Es geht um eine Orientierungsabstimmung über wichtige und umstrittene Fragen (u.a. ständiger Diakonat, Bischofskollegium, Wirkungen der Bischofsweihe; siehe [Blogeintrag vom 12.10.2013](http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m106155) <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m106155>).

Mit der Vertagung der Abstimmung war das mit Papst Paul VI. besprochene Vorgehen der Moderatoren abrupt unterlaufen und die ihnen in der zweiten Konzilsperiode übertragene Leitungsaufgabe für das Konzil stark angefochten worden. Ihnen gibt Papst Paul VI. wenige Tage später den Auftrag, die Orientierungsabstimmung nun in einer übergeordneten Kommission mit insgesamt 18 Kardinälen (Moderatoren, Generalsekretariat, Präsidialrat, Koordinierungskommission) erneut vorzubereiten. In den nun folgenden Beratungsprozessen entschliesst sich die Kommission für Lehrfragen unter der Verantwortung von Kardinal Alfredo Ottaviani verspätet zu kooperativer Mitwirkung und hat auf die definitive Formulierung der zur Abstimmung gestellten theologischen Aussagen keinen Einfluss mehr. Die Abstimmung findet am 30. Oktober 1963 statt – mit einem unerwartet eindeutigen Ergebnis in allen fünf Hinsichten.

Rund 98% der Konzilsväter (2'123 zu 34) stimmen der Aussage zu, dass das Bischofsamt die höchste Stufe des Ordo ist. Die in der Konzilsdebatte höchst umstrittene Frage, ob das Bischofskollegium in der Nachfolge des Apostelkollegiums steht und zusammen mit dem Papst die volle und höchste Gewalt (potestas) in der Kirche innehat, bejahen mit 1'808 zu 336 ca. 84% der Konzilsväter. Der Wiedereinführung des Ständigen Diakonates stimmen rund 75% der Konzilsväter (1'588 zu 525) zu.

Während die einen Konzilsväter sich auf das Ergebnis dieser Abstimmung berufen werden, werden andere versuchen, sie als unverbindlich zu charakterisieren.

(emf; vgl. A 3,91-124)

31.10.13 (Heute vor 50 Jahren)

Die bisher wichtigsten Ergebnisse der zweiten Konzilssession

Am 31. Oktober 1963 enthielt die «Neue Zürcher Zeitung» einen Bericht von Hanno Helbling mit der Überschrift «Vorentscheid des Konzils. Erfolg der Reformfreunde», was Helbling mit dem Ja der Konzilsväter zur in den Debatten ausführlich entwickelten Lehre, nach der sich die Bischöfe «kraft göttlichen Rechts» mit dem Papst in die «volle und oberste Autorität über die gesamte Kirche» teilen, und dem Ja zum ständigen Diakonat begründete.

Das Ja zum neuen Bischofsbild wirkte sich bezüglich des ständigen Diakonats auch praktisch aus: «Den Bischöfen der einzelnen Länder soll die Entscheidung darüber zufallen, ob die Diakone heiraten dürfen oder dem allgemeinen Eheverbot des Klerus unterliegen.»

Helbling erachtete die Beschlüsse vom 30. Oktober als bisher wesentlichstes Ergebnis dieser Konzilssession; «sie werden darüber hinaus dem Gesamtbild des Zweiten Vatikanums einen entscheidenden Zug einprägen».

Hanno Helbling weiter: «Mit aller Deutlichkeit ist nun die Absicht formuliert, der Lehre vom Primat des Papstes ein Gegenstück, eine ausgleichende Ergänzung zu schaffen, dem monarchischen das apostolische Prinzip an die Seite zu stellen. So kommt die praktische Tragweite der theologischen Disputation lausen über die Kollegialität der Bischöfe vollends zur Geltung; sie steht den Konzilsvätern selbst schon seit langem vor Augen auch und gerade der konservativen, kurialistischen Minderheit, die eine Schwächung der römischen Zentralgewalt für verderblich hält. [...].

Paul VI. folgt seinem Vorgänger heute in einem Hauptpunkt seines Programms: darin,

daß er selbst, von der Spitze her, die Dezentralisierung des kirchlichen Regiments begünstigt. Diese Tendenz, aus der Einsicht entstanden, daß der Katholizismus engere Fühlungnahme, genauere Anpassung in einer weit und vielgestaltig gewordenen Welt suchen muß, verbindet sich ihm mit dem Plan einer Kurienreform, die einen Ausschuß des Episkopats an die Seite des Papstes zur obersten Leitung der Kirche berufen soll."

(ufw; Hg. «Vorentscheid des Konzils. Erfolg der Reformfreunde», in: NZZ 31. Oktober 1963, Seite a5)

1.11.13 (Heute vor 50 Jahren)

Das biblische Verständnis von Heiligkeit

Am heutigen Fest Allerheiligen lohnt es sich, auf eine Rede des Fuldaer Weihbischofs Dr. Eduard Schick einzugehen, die dieser am 31. Oktober 1963, einen Tag vor Allerheiligen 1963, gehalten hat. Er machte darin auf den Unterschied zwischen der Auffassung im Volk, die Heiligkeit meistens mit sittlicher Vollkommenheit verbindet, und dem biblischen Verständnis von Heiligkeit aufmerksam. Schick ging von dem alttestamentlichen Satz «Gott ist heilig» aus. «Von einem Menschen ausgesagt, bedeutet dementsprechend Heiligkeit im biblischen Sinne des Wortes den Stand eines Menschen, der von Gott aus der Diesseitigkeit der Welt auserwählt und berufen, als göttliches Werkzeug zu dienen, mit Gottes Beistand diesem seinem <Stand> gemäss lebt, der ein unverdientes Gnadengeschenk Gottes ist.» Schick sah in Abraham und dessen Nachkommenschaft die biblischen Vorbilder. Diese Heiligkeit oder Hinordnung auf Gott ist primär, und erst abgeleitet davon die sittliche Beschaffenheit., wie dies auch bei Paulus der Fall sei. Eine klarere Verkündigung erachtete Schick als Verbesserung, auch für die diskutierte Vorlage über die Heiligung.

(ufw; AdF 1,391f)

2.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Von Bruder zu Bruder

Vor fünfzig Jahren, am 2. November 1963, berichtete der Jüngere der beiden Rahner-Brüder dem Älteren zuhause in Innsbruck, was sich in Rom auf dem Konzil abspielte: Aber nicht nur, was war, sollte der Kirchenhistoriker Hugo Rahner SJ erfahren, der durch seine Parkinson-Erkrankung gesundheitlich bereits massiv eingeschränkt war, sondern auch wie seinem Bruder, persönlicher Berater von Kardinal Franz König und offizieller Peritus, dabei zumute war.

Ein Blick also hinter die Kulissen, obwohl Karl Rahner gleich zu Beginn deutlich macht, «dass man keine Geheimnisse mehr erzählen kann, die nicht auch in der Presse stehen». Der Teamarbeiter schildert seinen Einsatz so: Texte abfassen, Vorträge halten, in der Theologischen Kommission arbeiten. Die Konzilsaula selber interessierte ihn wenig.

Anonyme Zuarbeit, ohne dabei eifersüchtig auf das Copyright zu schielen, kannte Karl Rahner von Innsbruck her. Der Dogmatiker und Dogmenhistoriker wurde immer wieder um Stellungnahmen gebeten. Für den Wiener Erzbischof hatte er monatelang Konzilsschemata begutachtet, teilweise verrissen. Er nahm kein Blatt vor den Mund.

In der Theologischen Kommission wurde beim Kirchenschema, aus dem später *Lumen gentium* wurde, zunehmend der belgische Theologe Gérard Philips zum Hauptakteur. Karl Rahner musste damit umgehen lernen, dass Textentwürfe verworfen, umgeschrieben oder ganz fallengelassen werden konnten. Die Erfahrung des Umsonst!

«So, nun habe ich genug gequatscht. Hoffentlich hat es Dich nicht zu sehr gelangweilt. [...] Ich kann ja dann keine kirchengeschichtliche Chronik des Konzils schreiben, sondern nur einige private und sehr subjektive Eindrücke berichten, von denen ich hoffe, dass Du sie nicht als Strunzen auffassest. Es ist merkwürdig bei einem Konzil, auch wenn man versucht, dabei zu sein und mitzukochen (so gut man kann), es gibt bei einem Konzil überhaupt niemand, der sagen könnte, er steuere eindeutig, übersehe alles und habe alles in der Hand».

(Andreas R. Batlogg SJ; vgl. ders.; Nikolaus Klein: Kollektive Wahrheitsfindung auf dem Zweiten Vatikanum. Zu einer Momentaufnahme von Karl Rahner SJ. In: StZ 137 [2012] 579-589; sowie: Karl Rahner: «Es ist merkwürdig bei einem Konzil». Bericht und Ermutigung für den älteren Bruder Hugo Rahner SJ. In: StZ 137 [2012] 590-596)

3.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Kollektive Wahrheitsfindung

In seinem Brief vom Allerseelentag 1963 an seinen Bruder Hugo berichtet Karl Rahner SJ von mühsamer Kleinarbeit: Text-Tüftelei, manchmal um zu retten, was nicht verlorengehen sollte, manchmal um einen Kompromiss zustande zu bringen. Als Mitherausgeber der «Quaestiones disputatae», des «Lexikon für Theologie und Kirche» wie als langjähriger Mitarbeiter der Innsbrucker «Zeitschrift für katholische Theologie» war er es gewohnt, Texte zu redigieren und in Form zu bringen.

«Man könnte das Konzil formal sehr gut mit Chalkedon vergleichen. Wie dort die Anhänger von Ephesus fürchteten, man werde Cyrill und das Ephesinum desavouieren, so ist es heute Salaverri, die Mehrzahl (nicht alle) der spanischen und italienischen Bischöfe, die meinen, man wolle das Erste Vatikanum abschaffen. Sie sind so eine Art papaler Monophysiten, die uns als episkopalistische Nestorianer betrachten. Aber ich denke doch, daß die selbstverständliche Lehre der wirklichen Kollegialität die nötige Mehrheit von Zweidrittel finden wird».

Auf diese konziliengeschichtliche Reminiszenz folgt eine nüchterne Beschreibung der aktuellen Lage: Die Kommunikationsprozesse und die Entscheidungsfindung erweisen sich als komplexer als gedacht. Daraus zieht er den Schluss, man müsse anhand solcher Erfahrungen über die «Weise einer kollektiven Meinungsbildung und Wahrheitsfindung» nachdenken: «Schon vom Heiligen Geist abgesehen, wäre es interessant, anhand solcher Erfahrungen über die Weise einer kollektiven Meinungsbildung und Wahrheitsfindung nachzudenken. Es ist ein ungeheuer kompliziertes, unübersehbares und letztlich nicht adäquat manipulierbares System mit tausend Rückkoppelungen usw. Und es ist jedenfalls so, wie es sich die Römer wie Tromp usw. vorher nicht geträumt haben».

Der spätere Artikel «Kleines Fragment <Über die kollektive Findung der Wahrheit>», der 1965 in Band 6 der «Schriften zur Theologie» erschien, hat hier seinen Sitz im Leben.

(Andreas R. Batlogg SJ; vgl. ders.; Nikolaus Klein: Kollektive Wahrheitsfindung auf dem Zweiten Vatikanum. Zu einer Momentaufnahme von Karl Rahner SJ. In: StZ 137 [2012] 579-589; sowie: Karl Rahner: «Es ist merkwürdig bei einem Konzil». Bericht und Ermutigung für den älteren Bruder Hugo Rahner SJ. In: StZ 137 [2012] 590-596)

4.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ergebnisse einer blockierten Kommission

Über Allerheiligen haben die Bischöfe bis zum 4. November 1963 (italienischer Gedenktag des Waffenstillstandes von 1918) einige Tage «Ferien». Bischof Joseph Gargitter von

Brixen nutzt die Zeit zur Rückkehr in sein Bistum. Von dort aus schreibt er Kardinal Julius Döpfner über seine Sorge im Blick auf die kommende Diskussion zum Schema über die Bischöfe. «Kardinal Marella, der sich immer mehr auf den <kurialen> Standpunkt stellt, hat unserer Kommission keine Gelegenheit gegeben, bisher über das Schema de Episcopis zu diskutieren, er hat es von ein paar Leuten seines Vertrauens umarbeiten lassen und hat der Kommission auch keine Möglichkeit gegeben, die Relatio von Exz. Carli zu sehen und dazu sich zu äussern» (Dö 524). In der Vorbereitungskommission seien Probleme und mögliche Lösungen umfassender bedacht worden, als dies in der *Relatio* (der offiziellen Vorstellung des Dokumentes) von Bischof Carli zu Beginn der Diskussion in der Konzilsaula zum Ausdruck komme.

Es handelt sich um jene Kommission, die zwischen Dezember 1962 und November 1963 kein einziges Mal zusammentrat ... (vgl. Blogeintrag vom 1. April 2013: <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m98193>).

Am 5. November 1963 kritisiert nicht nur Gargitter selbst das Schema in der vorliegenden Fassung. Bischof Jean Rupp von Monaco moniert, dass der Text, den die Kommission verabschiedet hatte, noch vieles Wertvolle enthalten habe, das gekürzt worden (durch «römische Kürze» abgelöst worden) sei (vgl. AS 2/4,455). Bischof Pablo Correa León von Cúcuta/Kolumbien beanstandet zu Beginn seiner Rede, mehr als die Hälfte der Kommissionsmitglieder seien für die Redaktion des Textes nicht gehört worden (vgl. AS 2/4,462). Bischof Frans Simons von Indore bezeichnet dies als Skandal, der, wie er befürchtet, vielen Vätern wie ein Symbol der kurialen Methode erscheint (vgl. AS 2/4,500).

(emf)

5.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Streit um die bischöfliche Vollmacht

«Als Nachfolgern der Apostel steht den Bischöfen in den ihnen anvertrauten Diözesen von selbst jede ordentliche, eigenständige und unmittelbare Gewalt [postestas: Vollmacht] zu, die zur Ausübung ihres Hirtenamtes erforderlich ist», so wird es im Dekret über die Hirtenaufgabe der Bischöfe in der Kirche Christus Dominus heissen (CD 8). Diese Auffassung ist in der Konzilsaula nicht unumstritten und wurde etwa durch den Bischof Carli, dem Berichterstatte der dieses Dekret vorbereitenden Kommission, in die Nähe einer irrigen Auffassung gerückt.

Die Bischöfe reagieren darauf heftig. Nicht bestritten wird, dass der Römische Pontifex das Recht hat, sich gewisse Rechte und Entscheidungen zu reservieren. Ausgeschlossen wird aber, dass die bischöfliche Vollmacht prinzipiell eine nur (vom Papst) konzedierte, zugestandene Vollmacht ist. Dies wird u.a. am 5. November 1963 durch Bischof Pablo Correa León von Cúcuta/Kolumbien betont, der wohl nicht zuletzt auch deswegen moniert, dass die Kommissionsmitglieder entgegen dem Konzilsreglement für den Text der Relatio nicht konsultiert wurden (vgl. AS 2/4,462-464). Auch Bischof Hermann Schäufele von Freiburg i.Br. pocht auf die ursprünglichen und nicht konzedierten Vollmachten der Diözesanbischöfe (vgl. AS 2/4,495-497). Er spricht im Namen von weiteren deutschsprachigen und skandinavischen Bischöfen. Unterzeichnet haben seine Rede auch der St. Galler Bischof Hasler und der Basler Bischof Franziskus von Streng.

(emf)

6.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Die Prinzipien kirchlicher Ordnung – Subsidiarität

Am 6. November 1963 hielt Kurienkardinal Augustin Bea SJ zum ersten Kapitel des damaligen Schemas «Über die Bischöfe und die Verwaltung der Diözesen», das in das dritte Kapitel der Kirchenkonstitution Eingang finden sollte, im wahrsten Sinne des Wortes eine Grundsatzrede.

Als oberstes Prinzip hat zu gelten, dass die Kirche ein lebendiger Leib ist, «aufgebaut durch die Verschiedenheit der Glieder». Die Kirche wird aufgebaut nicht einfach nur durch die Hierarchie, sondern durch die Tätigkeit aller Glieder, «die freie Wesen sind».

Weil die Kirche aber auch eine sichtbare Gesellschaft ist, ist sie mit Papst und dem Kollegium der Bischöfe auch hierarchisch gegliedert. Weitere Organisationsformen «unter der Leitung des Heiligen Geistes» wie Patriarchate, Kirchenprovinzen und Bischofskonferenzen haben darin auch ihren Platz.

«Wie aber in jeder Gesellschaft, so gilt auch in der Kirche das Subsidiaritätsprinzip, dem zufolge es nicht Aufgabe der Autorität ist, sich in den Dingen, die die einzelnen Glieder selbst leisten können, an deren Stelle zu setzen, sondern eben nur ergänzend und helfend dort einzugreifen, wo sie ihren Aufgaben nicht gerecht werden können». Damit redete Bea eindeutig gegen eine Zentralisierung. Dies bedeutete nun, wie er später in der Rede ausführte, dass die Bischöfe alle Vollmachten ausüben sollten, die ihnen mit der Bischofsweihe und als Glied des Bischofskollegiums zukommen.

Den Anklagen gegen Herrschsucht, Zentralismus, Kurialismus usw. soll nicht mit leeren Redensarten oder beschwichtigenden Worten begegnet werden, sondern «mit Ehrfurcht vor jeder rechtmässigen Zuständigkeit aller untergeordneten Stellen, im besonderen aber vor der der Bischöfe».

(ufw; AdF 2,355–359)

7.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Gesucht: ein Instrument der Kollegialität

Beherzt umsetzen, was in der Kirchenkonstitution im Grundsatz entschieden ist: dafür treten die Bischöfe in der Diskussion über das Dekret über das Bischofsamt ein. In der Woche vom 5. bis 8. November 1963 meldet sich eine ganze Reihe Bischöfe zu Wort, die ein wirksames Organ für die Kollegialität der Bischöfe postulieren.

Kardinal Bernard Alfrink von Utrecht spricht von einer Art Zentralorgan aus Bischöfen der Weltkirche, das nicht identisch mit dem Kollegium der Bischöfe und auch nicht dessen parlamentarische Vertretung sei, wohl aber Zeichen der kollegialen Leitung der Kirche und das Instrument, durch das die kollegiale Leitung der Kirche ausgeübt werden könne. So könne die kollegiale höchste Vollmacht in der Kirche auch ausserhalb eines Ökumenischen Konzils zum Ausdruck kommen. Ein solches zentrales Organ stelle die Einheit der Kirche dar und fördere in gewisser Weise die Zentralisierung der Kirchenleitung, was dann nicht ohne Sinn sei, wenn durch die Bischofskonferenzen andererseits eine gewisser Dezentralisierung herbeigeführt werde. Für das Verständnis der Römischen Kurie folge daraus, dass sie ihren Ort nicht zwischen dem Römischen Pontifex und den Bischöfen habe, sondern im Dienst des Bischofskollegiums stehen werde (vgl. AS 2/4,479-481).

Bischof Herculanius van der Burgt nennt dieses Organ am 7. November 1963 einen «Senat» und sieht darin ein einzigartiges Instrument einer gesunden Dezentralisierung und einer starken Einheit. Ein solcher Senat könne bereits während des Konzils eingesetzt werden (vgl. AS 2/4,592-594). Ähnliche Intentionen vertreten Kardinal Achille Liénard (vgl. AS 2/4,445f) und Bischof Hermann Schäufele, dieser auch im Namen von

zwei Schweizer Bischöfen (vgl. AS 2/4,495-497).

(emf; siehe auch Konzilsblog vom 14. April 2013 zu einer Intervention von Kardinal Lauean Rugambwa am 8. November 1963 <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m98996>)

8.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Duell in der Konzilsaula

Der erste Satz kommt noch harmlos daher. Der Kölner Kardinal Joseph Frings schliesst sich am 8. November 1963 der bereits von anderen geäusserten Meinung an, in dem besprochenen Dekret solle ein erstes Kapitel über das Bischofskollegium handeln. Schonungslos benennt Frings dann aber die schwelenden Konflikte im Hintergrund. Er wisse zwar, dass die Befragung zu diesem Thema (am 30. Oktober 1963) nur eine indikative Bedeutung habe. Er bitte aber darum, dass ein fast einmütiger Konsens der Konzilsväter in dieser Sache nicht als nichtig behandelt werde. Es sei nicht an Konzilskommissionen, nach der Konzilsdebatte ein neues Urteil über die bereits behandelte Sache zu fällen, als ob ihnen eine Wahrheit zu eigen wäre, die anderen verborgen sei. Die Kommissionen seien Instrumente des Konzils und müssten den Willen der Väter ermitteln und ausführen.

Danach geht Frings zu direkter Kritik am Heiligen Offizium über, «dessen Vorgehen in vielen Hinsichten nicht unserer Zeit entspricht, der Kirche Schaden zufügt und vielen ein Skandal ist». An dieser Stelle wird applaudiert. Frings baut nun zwar eine Würdigung der schwierigen Aufgabe des Heiligen Offiziums ein, fordert dann aber, es dürfe über niemanden das Urteil fällen, bevor dieser nicht gehört worden sei.

In einem dritten Punkt postuliert Frings, die Zahl der Bischöfe in der Kurie zu verringern, weil das Bischofsamt nicht dazu da sei, eine Person zu ehren, sondern ein Dienst sei. «Wer zum Bischof geweiht wird, sei Bischof und nichts anderes». Viele Aufgaben in der Kurie könnten durch Laien wahrgenommen werden (vgl. AS 2/4,616–618).

Wenig später steht Kardinal Alfredo Ottaviani am Rednerpult. Er verwahrt sich gegen die Kritik am Heiligen Offizium und erinnert daran, dass dessen Vorsitzender der Summus Pontifex sei (so dass Kritik am Offizium einer Kritik am Papst gleichkommt). Mit Blick auf die Befragung vom 30. Oktober beanstandet er, die Fragen seien nicht der Kommission für die Glaubenslehre vorgelegt worden und deswegen nicht optimal gewesen. Damit greift er implizit die Moderatoren an. Schliesslich werde durch manche Voten zum Thema Kollegialität der Primat des Papstes geschmälert – ein harter Vorwurf gegen zahlreiche Vorredner.

(emf)

9.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ökumenische Geduld unter Hochdruck

Am 9. November 1963, es war ein Samstag, notiert Jan Willebrands in seinem Tagebuch, dass sein Mitarbeiter Jean-François Arrighi um 12 Uhr 30 telefonisch eine Mitteilung erhielt, wonach bereits am Mittwoch oder Donnerstag der kommenden Woche das Schema De Oecumenismo diskutiert werden solle. Nun musste es schnell gehen: die entsprechenden Vorarbeiten waren schnellstmöglich zu erledigen. Für den unermüdlichen Sekretär des Einheitssekretariates Willebrands bedeutete dies inhaltlich-theologische, aber auch «diplomatische» Arbeit. Denn wenig später rief Kardinal Amleto Cicognani an. Diesem missfiel der nun bestehende Zeitplan (der dann übrigens doch nicht eingehalten

wurde). Zudem wollte er selbst die einführende «Relatio» halten, in der der Text den Konzilsvätern präsentiert wurde. Als Vorsitzender der Kommission für die Ostkirchen befand er sich in einer Art natürlicher Konkurrenz zum Einheitssekretariat, da sich beide für die Arbeit des Konzils hinsichtlich der Beziehungen zwischen westlichem und östlichem Christentum verantwortlich wussten. Insbesondere die Frage nach den unierten Kirchen stellte hier einen Reibungspunkt dar – auch innerkatholisch war es noch ein weiter Weg bis zur katholisch-orthodoxen Erklärung von Balamand 1993, derzufolge in Gegenwart und Zukunft der Uniatismus kein gangbarer Weg der Einheit der Kirchen mehr sein kann (der französische Text der Erklärung findet sich unter http://www.vatican.va/roman_curia/pontifical_councils/chrstuni/ch_orthodox_docs/rc_pc_chrstuni_doc_19930624_lebanon_fr.html)

(Michael Quisinsky; vgl. Wi 75; A 307-309)

10.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Omnium ecclesiarum urbis et orbis mater et caput

Am 10. November 1963 nahm Papst Paul VI. die Lateranbasilika, als «*omnium ecclesiarum urbis et orbis mater et caput*» die eigentliche Bischofskirche des Bischofs von Rom, in Besitz. Auch Jan Willebrands, der Sekretär des Sekretariats zur Förderung der Einheit der Christen, feiert den Gottesdienst mit. Ob er nur für den Bischof von Rom betet?

Vor und v.a. nach dem Gottesdienst ist sein Tag angefüllt mit zahlreichen Gesprächen, die sich um das Schema *De Oecumenismo* drehen. Die Lage ist kompliziert: da gibt es Strittiges zwischen Orthodoxen und unierten Kirchen, es stehen Kompetenzfragen zwischen den Kardinälen Bea vom Einheitssekretariat und Cicognani von der Kommission für die orientalischen Kirchen im Raum, und bei alledem gilt es auch eine schwierige «psychologische Situation» (Wil 76) zu berücksichtigen, in die einige der beteiligten Personen durch ebendiese komplizierte Lage hineingeraten sind. Willebrands gibt «Schadensbegrenzung» als Maxime aus («limiter les dégâts»: ebd. 75).

Ist dies wenig? Willebrands geht einen kleinen, mühsamen, aber notwendigen Schritt auf dem «Weg der Kirche von Rom, die den Vorsitz in der Liebe führt gegenüber allen Kirchen», wie es Papst Franziskus unmittelbar nach seiner Wahl am 13. März 2013 (http://www.vatican.va/holy_father/francesco/speeches/2013/march/documents/papa-francesco_20130313_benedizione-urbi-et-orbi_ge.html) formulierte. Was fast fünfzig Jahre nach Paul VI. Papst Franziskus anlässlich seiner Inbesitznahme der Kathedra des Bischofs von Rom am 7. April 2013 (http://www.vatican.va/holy_father/francesco/homilies/2013/documents/papa-francesco_20130407_omelia-possesso-cattedra-laterano_ge.html) predigte, beschreibt durchaus auch den spirituellen Hintergrund der ökumenischen Aktivitäten Willebrands: «Ein grosser deutscher Theologe, Romano Guardini, sagte, dass die Geduld Gottes auf unsere Schwäche antwortet und dies die Rechtfertigung unserer Zuversicht, unserer Hoffnung ist (vgl. Glaubenserkenntnis, Würzburg 1949, S. 28). Das ist wie ein Zwiegespräch zwischen unserer Schwachheit und der Geduld Gottes. Ein Dialog – wenn wir diesen Dialog führen, schenkt er uns Hoffnung».

(Michael Quisinsky)

11.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Kollegialität im Garten Gethsemane

Am 8. November 1963 diskutierten die Konzilsväter über die beiden ersten Kapitel des Dokuments *De episcopis*. Dabei ging es auch um die Kollegialität der Bischöfe. Kardinal Ottaviani, Chef der römischen Glaubenskongregation, vertrat in seiner Rede vor den Konzilsvätern ernsthaft die Ansicht, die Apostel hätten nicht kollegial gehandelt. Mit «zähem Widerstand» gegen die «neue» Lehre von der Kollegialität der Bischöfe meinte Ottaviani gegen alles sein zu müssen, was als Schwächung des päpstlichen Absolutismus erschien. Der dänische Lutheraner, Kristen Ejner Skydsgaard, Professor für Dogmatik an der Universität von Kopenhagen, der als Konzilsbeobachter die Diskussion mitverfolgte, sprach im Anschluss daran mit einem katholischen Priester über die Ansicht Ottavianis. Nach einem Schweigen hat dieser unbekannte Priester Skydsgaard ein kleines Bild des Gekreuzigten gegeben, auf dessen Rückseite er schrieb: «Die Apostel handelten kollegial im Garten Gethsemane, wo sie alle den Herrn im Stich liessen.» Skydsgaard vermerkt in seinen Aufzeichnungen, dass sich hinter dieser Eingebung eine tiefe Wahrheit befinde, denn ohne die Dimension der Verweigerung, des Scheiterns und des Kreuzes sowie der Auferstehung, des Beschenktseins, der grundlosen Liebe Gottes, werde das Geheimnis der Kirche nicht verstanden.

(Giancarlo Collet)

12.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Amtszeitbeschränkung für Bischöfe?

Mehr als ein Viertel der europäischen Bischöfe ist zur Zeit des Konzils älter als 75 Jahre. Zu dieser Schätzung hat Kardinal Léon-Joseph Suenens gute Gründe, denn er favorisiert am 12. November 1963 eine Amtszeitbeschränkung der Bischöfe. Das sei eine delikate Angelegenheit, denn niemand sei ein guter Richter in eigener Sache. Suenens referiert zunächst Gegenargumente. Eines davon will das Verhältnis des Bischofs zu dem ihm anvertrauten Gottesvolk vom Prinzip der Unauflöslichkeit einer Ehe her verstehen. Suenens nimmt allerdings kein Blatt vor den Mund: Wenn das so sei, dann sei die Konzilsaula voll von manchmal sogar zwei oder dreimal geschiedenen Bischöfen.

Um sein Votum zu begründen, weist Suenens darauf hin, dass die Aufgabe eines Bischofs anspruchsvoller geworden sei und neue Dimensionen erhalten habe. Zudem sei die Welt schnelllebiger geworden. All das verlange, dass der Bischof stets wachsam sei, auf neue Herausforderungen zu antworten – und dafür müsse er die nötige Kraft haben.

Denselben Gedanken hatte Suenens schon in der Vorbereitungskommission zum Konzil eingebracht. In seinen Erinnerungen schreibt er, er habe vorher ein *Veni Sancte Spiritus* gebetet und sich innerlich schon auf das Schlimmste gefasst gemacht. Seinem Vorschlag sei eine Totenstille gefolgt, und das anschliessende Votum sei eindeutig negativ ausgefallen. In der üblichen Teepause danach sei er sich vorgekommen wie ein Pestkranker. «Weil ich es nicht wagte, jemanden zu kompromittieren, indem ich um Sympathie für meine Verwegenheit bettelte, habe ich diese Tasse Tee in einer Ecke getrunken ... bis zum Bodensatz, die Augen auf ein Stück Würfelzucker gerichtet, das sich hartnäckig weigerte, sich aufzulösen» (Su 51).

In der Konzilsaula bleibt Döpfner jedoch nicht ganz allein. Unter anderen spricht sich auch Erzbischof Corrado Mingo von Monreale für eine Amtszeitbeschränkung aus (vgl. AS 2/4,715-717). Er fügt an, dass sie aber nicht rückwirkend angewandt werden könne. Henri de Lubac notiert: «On rit» (Lu 2,19).

Die Amtszeitbeschränkung für Bischöfe wurde durch Papst Paul VI. mit dem Motu Proprio *Ecclesiae Sanctae* 1966 eingeführt.

(emf)

13.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Bischöfe mit entlegenen Titulkirchen

Der Status von Weih-/Auxiliar- und Titularbischöfen ist schon auf dem Konzil umstritten. Die neu erkannte Bedeutung der Bischofsweihe reibt sich mit den eingeschränkten Vollmachten, welche den Auxiliarbischöfen verliehen ist, worauf Weihbischof Joseph Reuss hinweist (vgl. AS 2/5,32-34). Es scheint problematisch zu sein, dass die Auxiliarbischöfe durch die Bischofsweihe zwar dem Bischofskollegium angehören, jedoch nicht den Bischofskonferenzen (vgl. Gerald McDevitt: AS 2/5,71).

Eine andere Frage ist die pastorale Notwendigkeit und die Art der Partizipation an der Leitungsverantwortung in einer Diözese. Der afrikanische Bischof Tchidimbo plädiert dafür, grosse und komplexe Bistümer, die einen Auxiliarbischof erforderlich scheinen lassen, lieber zu teilen (vgl. AS 2/5,24). Der französische Weihbischof Jacob Le Cordier von Paris beschreibt seinen eigenen Status als eine Mischform: Er ist ein Auxiliarbischof mit stabilem Domizil, mit allen Vollmachten, die notwendig und opportun sind, um diesen Teil des Bistums zu leiten. Ziel sei es, die Nähe des Bischofs und die Einheit des pastoralen Handelns in einer Stadt wie Paris zu gewährleisten. Er wirbt dafür, dafür eine neue juristische Figur zu entwickeln (vgl. AS 2/5,25f).

Dem lateinischen Brauch der Titularkirche können manche nicht viel abgewinnen. Ironisierend meint Weihbischof McDevitt, die meisten Titularbischöfe hätten ihre Sitze irgendwo in der Wüste, aber daraus folge nicht, dass sie Stimmen seien, die (nur) in der Wüste rufen dürften (vgl. AS 2/5,72). Problematisiert wird vor allem, dass lateinische Weihbischöfe auf im Orient gelegene Titularbistümer geweiht werden (vgl. AS 2/4,739). Mehrfach wird die Gewohnheit kritisiert, Personen aus Gründen der Ehrung zu Titularbischöfen zu weihen. Erzbischof Franz Zak von St. Pölten schliesst sich darin den Kardinälen Frings und Döpfner an und gibt selbst das schriftliche Votum ab, das Bischofsamt dürfe nicht als blosses Ornament, das zur Vermehrung der Würde verliehen wird, angesehen werden «Das Sakrament ist für die Menschen da!» (AS 2/5,21).

(emf)

14.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Die komplexe Frage der Bischofskonferenzen

Bischöfe aus über 40 Ländern bringen in die Konzilsaula schon mehr oder weniger ausgeprägte Erfahrungen aus ihren Bischofskonferenzen mit. Andere Bischöfe kennen die Institution noch nicht oder nur auf dem Papier. Entsprechend gemischt sind die Reaktionen auf das Kapitel über die Bischofskonferenzen, das vom 12. bis 15. November 1963 in der Konzilsaula diskutiert wird. Auch die Mehrheit der Konzilsväter, die sich für die Bedeutung der Kollegialität ausspricht, ist sich nicht einig, wie diese Kollegialität sich regional konkretisieren sollte.

Auf der einen Seite stehen Bischöfe, welche die Bischofskonferenzen mit einer juridisch bindenden Vollmacht ausgestattet sehen wollen. So sieht Kardinal Joseph Ritter in legislativen Kompetenzen der Bischofskonferenzen ein geeignetes Instrumente für eine Dezentralisierung (vgl. AS 2/5,44). Zwei weitere Stimmen werden morgen noch ausführlicher zu Wort kommen.

Auf der anderen Seite stehen die Gegner der Kollegialität, die jede Form der kollegialen Amtsausübung von Bischöfen als Bedrohung des päpstlichen Primates und des Zentralismus ansehen, wie auch jene, die sich um die Freiheit der einzelnen

Diözesanbischöfe sorgen. Zudem macht sich bemerkbar, dass die Bischöfe Erfahrungen aus Bischofskonferenzen mitbringen, deren Entscheidungen nicht juridisch bindend sind. Das gilt für den indischen Bischof Valerian Gracias von Bombay (vgl. AS 2/5,39) ebenso wie für Kardinal Joseph Frings, der aus den langjährigen Erfahrungen der deutschen Bischofskonferenz Bedenken gegen eine juridisch bindende Kompetenz der Bischofskonferenzen ableitet. Das Vertrauen, dass eine moralische Bindung der Diözesanbischöfe an die Entscheidung der Mehrheit genügen würde, zeigt sich auch in den Aufzeichnungen von Dom Helder Camara (vgl. CaLe 1,335f).

(emf; vgl. A 3,170-180; Klaus Winterkamp: *Die Bischofskonferenz zwischen „affektiver“ und „effektiver Kollegialität“*. Münster: LIT, 2003 [Studien zur systematischen Theologie und Ethik 43], 289)

15.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Nicht nur ein «debating-club»

Bei der Auseinandersetzung über den Status von Bischofskonferenzen halten, wie gestern gesehen, nicht wenige Bischöfe einen beratenden Status für ausreichend. Auf der anderen Seite stehen engagierte Wortmeldungen, die für die Bischofskonferenzen eine gesetzgebende Vollmacht fordern. Der melkitische Bischof Elias Zoghby sieht darin die unverzichtbare Vorbedingung für einen Dialog mit den orthodoxen Kirchen. Unter dieser Rücksicht könne das Konzil «kein anderes Modell der Kirchenleitung vorlegen als das synodale mit wirklichen und wirksamen Bischofskonferenzen. Von lediglich beratenden Konferenzen zu sprechen zu sprechen, heisst von vornherein die Tür zu weiterem Dialog schliessen» (AS 2/5,236).

Bischof Eugène D'Souza von Bhopal/Indien sieht die Bischofskonferenzen unter dem Auftrag der Inkulturation. Da aber Inkulturation nicht in der Anpassung nur an sekundäre Umstände bestehe, sondern eine viel tiefgreifendere Beachtung der jeweiligen Kulturen verlange, müssten die Bischofskonferenzen eine grössere Bedeutung erhalten.

«Da es sich so verhält, ehrwürdige Brüder, ist es für jeden einsichtig, dass die Konferenzen eines juridischen Status bedürfen. Wenn sie rein beratende Versammlungen sind, die keine wirklich gesetzgebende Vollmacht besitzen, haben umsonst gearbeitet, die sie errichteten. Wir hoffen stark, man werde bei einer Revision des Kodex festhalten, dass die Kirche in verschiedenen wichtigeren Punkten nicht durch ein gleichförmiges Recht geleitet werden soll, sondern den Konferenzen geboten wird, selber in kluger Weise vorzugehen. Klar ist auch, dass die einzelnen Bischöfe in diesen Punkten zu einer auf demokratische Weise getroffenen Entscheidung stehen müssen. Denn jedes Reich, in sich selbst uneins, wird zerfallen. Wenn die Bischöfe die Konferenz aus Individualismus paralysieren oder sie auf einen blossen Debattierklub (<debating-club>) reduzieren, wird nichts anderes übrigbleiben, als dass sie wiederum von Rom aus nach einem gleichförmigen Recht geleitet werden, und so werden wir bald zurückkehren zum Status quo vor dem Konzil» (AS 2/5,295; Übersetzung nach Ko 92-95).

16.11.2013 (Heute vor 40 Jahren)

Drängende Appelle zu ersten Schritten

Ein Organ für die Mitwirkung der Bischöfe in der Leitung der Gesamtkirche: konziliare Wortmeldungen zu diesem Thema wurden bereits vor einigen Tagen erinnert. Lässt man die ganze Palette der entsprechenden Voten Revue passieren, so wird deutlich, wie ernst es den Konzilsvätern damit ist. Sie stellen nicht nur Ideen in den Raum, sondern machen

Vorschläge zur praktischen Umsetzung – bis dahin, dass erste Schritte schon während des Konzils erwartet werden (vgl. Bischof Herculanus van der Burgt: AS 2/4,593).

So postuliert Kardinal Franz König nicht nur ein eigenes Kapitel über die Zusammenarbeit der Bischöfe mit und unter dem Römischen Pontifex in der Leitung der Gesamtkirche (vgl. AS 2/4,478f; sowie im Text des Dekretes CD 4-7). Er will darin auch festgehalten sehen, wie die Bischöfe mit dem Römischen Pontifex in der Leitung der Gesamtkirche zusammenarbeiten können. Sein Vorschlag ist, dass der Papst die Vorsitzenden der Bischofskonferenzen ein oder zweimal im Jahr zusammenruft und ihren Rat hört und in jenen Angelegenheiten, die die gesamte Kirche betreffen, ihre Urteile erbittet. So könne eine wahrhafte Kommunikation und Einheit zwischen dem Zentrum und der Peripherie entstehen. Ganz ähnlich hält Bischof Maxim Hermaniuk es für sinnvoll, dass ein solches Organ aus Delegierten von allen Bischofskonferenzen zusammengesetzt sein solle (vgl. AS 2/4,515).

Die Ideen werden ventiliert und klären sich dabei auch schon. Bischof Alejandro Olalia von Lipa/Philippinen formuliert die Idee einer neuen übergeordneten Kongregation (vgl. AS 2/4,497-499), ähnlich wie Erzbischof Florit (vgl. AS 2/4,559-564). Kardinal Giacomo Lercaro hält dies für eine unzureichende Teillösung. Weder die Berufung von einzelnen Bischöfen in die Kongregationen noch die Errichtung einer 13. Kongregation schaffe das Problem aus der Welt, das ein den Papst unterstützendes Organ für die Regierung der Gesamtkirche fehle (vgl. AS 2/4,618-621).

(emf)

17.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Das letzte Versagen wird schlimmer sein als das frühere

Gegen eine «Verhöhnung des Konzils» tritt Bischof Eugène D'Souza von Bhopal/Indien auf und meint die Missachtung der Abstimmungsergebnisse vom 30. Oktober 1963. Er verbindet damit ein Votum zur Kurienreform. Wie soll sie aussehen? Die Textvorlage schlägt vor, dass einige Bischöfe zu Mitgliedern oder Beratern der römischen Kongregationen ernannt werden. Für D'Souza ist das noch «kein grosser Schritt, keine tiefgreifende Reform. [...] Wenn 2200 Bischöfe, die aus der ganzen Welt zum ökumenischen Konzil hier versammelt sind, gewissen Pressuren nur schwer widerstehen können, was werden dann die wenigen Bischöfe ausrichten, die man künftig auf die verschiedenen römischen Kongregationen verteilen will. Und das letzte Versagen wird schlimmer sein als das frühere».

Zudem plädiert D'Souza für mehr Freiheiten der Ortskirchen. «Einige von uns fürchten, eine grössere Vollmacht der Bischöfe könnte die Einheit der Kirche gefährden. [...] Als ob die Dezentralisation der Einheit widerspräche! [...] Sind wir Bischöfe des 20. Jhs. denn so gefährlich? Haben wir etwa kein Bewusstsein von unserer Verantwortung gegenüber der Kirche? Sind wir nicht etwa fähig zu beurteilen, was den Kirchen, die uns anvertraut sind, zum Wohle gereicht? [...] Gerade in den Gebieten, wo die Kirche von schwierigen Fragen bedrängt wird, sind sich die Hirten immer mehr bewusst, dass diese Probleme nur deshalb kaum gelöst werden können, weil Gesetz und Praxis einander nicht entsprechen, weil, damit ich es einmal in aller Deutlichkeit ausspreche, das für den ganzen Erdkreis gleichförmige Kirchenrecht in diesen Ländern der Buchstabe ist, der tötet».

Die Vorsteherschaft der römischen Kirche sei hochzuschätzen, werde aber durch die Praxis der römischen Kurie in Verruf gebracht: «wenn man gegen jemanden eine Strafe verhängt, ohne dass er gehört wurde; wenn gegen einen angesehenen Autor mit allgemeinen Worten ein Verdacht erhoben wird, ohne dass genau erklärt wird, was an

ihm zu tadeln ist, was aber vielleicht auch zu loben; wenn allgemeine Richtlinien erlassen werden, die örtlichen Verhältnissen nicht angepasst wurden; wenn ein Vorschlag, den die Bischöfe einer Kirchenprovinz oder auch einer ganzen Nation reiflich erwogen haben, mit dem lakonischen Bescheid <nicht brauchbar> von Rom zurückgewiesen wird». (emf; vgl. AS 2/4,636-638; Übersetzung nach AdF 2,372-375).

18.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Der Polemik ein Ende setzen: der Beginn der Ökumenedebatte

«Historischer Tag. Man wird mit *De oecumenismo* beginnen», so kennzeichnet Congar den 18. November 1963 in seinem Tagebuch (Co 1,538). Ein Teil des Vormittags wird allerdings noch mit Frage der Liturgiekonstitution verbracht, bevor Kardinal Cicognani und Bischof Joseph Martin die Einführungen (Relationes) in den Text des Ökumenedekretes geben. Dabei erläutert Bischof Martin den Perspektivenwechsel von der traditionellen Betonung des Trennenden (das allen bewusst ist und darum im Dekret nicht ausführlich zu erinnern ist) hin zur Wahrnehmung der gemeinsamen Grundlage, die dann Basis für weiterführende Gespräche werden kann (vgl. AS 2/5,476).

In den darauffolgenden Reden kommen die konträren Standpunkte unmissverständlich zur Sprache. «Obwohl hier 3000 Personen versammelt sind, würde man eine Fliege fliegen hören» (Co 1,540), notiert Congar während der Rede von Kardinal Ernesto Ruffini. Dieser problematisiert den Begriff Ökumene für die zwischenkonfessionellen Beziehungen und sieht die Lösung der Kirchenspaltungen darin, dass die nichtkatholischen Christen zur römisch-katholischen Kirche zurückkehren. Während er bei den getrennten orientalischen Christen viel Gemeinsames erkennt, haben die in Spaltungen zerrissenen Protestanten nach seiner Auffassung nur wenig aus dem alten katholischen Glauben bewahrt (vgl. AS 2/5,528-530).

Etwas später würdigt Kardinal Joseph Ritter von St. Louis ähnlich wie Congar das historische Ende der Gegenreformation und ihrer unsäglichen Polemiken. Umso mehr drängt er darauf, dass der konziliare Text alle verletzenden Formulierungen meiden möge und auch den Titel «Kirche» nicht verweigern möge (vgl. AS 2/5,536-538). Kardinal Joseph Quintero von Caracas/Venezuela will, dass die eigene Verantwortlichkeit für die Kirchenspaltungen bekannt und eine Vergebungsbitte ausgesprochen wird (vgl. AS 2/5,538f).

(emf)

19.11.1963 (Heute vor 50 Jahren)

Der historischen Wahrheit nicht ausweichen, auch wenn sie bitter ist

Wie eine Art neue Erbsünde werden in den Missionsgebieten die Folgen der Kirchenspaltung in ihrer ganzen Schädlichkeit erlitten, so äussert der tansanianische Kardinal Laurean Rugambwa am 19. November 1963 in der Konzilsaula (vgl. AS 2/5,555-557). Deswegen habe man in seiner Heimat die Ökumenische Bewegung schon in ihren früheren Phasen begrüsst. Umso mehr würdigt er den konziliaren Schritt zur Ökumene und unterstreicht die Notwendigkeit der Erneuerung der Kirche und das Bemühen um Zusammenwirken mit anderen Christen.

Bischofskoadjutor Arthur-Léon Elchinger von Strasbourg (vgl. AS 2/5,562-566) drängt auf die ehrliche Aufarbeitung der Geschichte. Er zitiert dafür Papst Leo XIII., der bei der Eröffnung des Vatikanischen Archivs gesagt habe, die historische Wahrheit sei anzuerkennen, auch wenn sie bitter sei.

Elchinger scheut sich nicht, in dieser Hinsicht mit drei Beispielen sehr konkret zu werden: Im Ursprung der Spaltungen des 11. wie des 16. Jahrhunderts stünden Einsichten in Grundwahrheiten der göttlichen Offenbarung, die auf katholischer Seite z.T. auch von Hirten der Kirche geringgeschätzt worden seien.

In den Anfängen der Ökumenischen Bewegung seien die Katholiken, die sich darin hätten engagieren wollen, angefeindet worden, u.a. sogar der Purpurträger Kardinal Mercier in seinem Dialog mit dem Anglikaner Halifax.

Schliesslich sei es problematisch, dass nichtkatholische Exegeten sich grösserer Freiheit erfreuen könnten als katholische Exegeten, wie z.B. Pater Lagrange mit der Bibelschule in Jerusalem.

Die Rede Elchingers endet mit dem Plädoyer, Einheit dürfe nicht mit Uniformität verwechselt werden. Darum sei es legitim, wenn nichtkatholische Christen denselben Glauben in ihren Lehraussagen anders ausdrücken oder in anderen Riten und Gebeten vollziehen.

(emf)

20.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Eintreten in die Ökumenische Bewegung

Eine kleine, aber höchst bedeutsame Veränderung schlugen mehrere Konzilsväter, u.a. Erzbischof Casimiro Morcillo Gonzales von Saragossa am 20.11.1962, vor. Statt der Überschrift «Prinzipien eines katholischen Ökumenismus» solle das erste Kapitel «Katholische Prinzipien des Ökumenismus» heissen. Im lateinischen Text geht es nur um einen Buchstaben: «De Oecumenismi Catholici Principiis» wird zu «De Catholicis Oecumenismi Principiis».

In der Sache geht es darum, ob die römisch-katholische Kirche in ihrer Wende zur Ökumene einen neuen, katholischen Ökumenismus begründet und somit abseits der bereits bestehenden Ökumenischen Bewegung bleibt, oder ob sie von ihre eigenen, katholischen Prinzipien herkommend sich auf die bestehende Ökumenische Bewegung einlässt. In der Tat hatten vor dem Konzil manche Vertreter der Ökumenischen Bewegung befürchtet, dass die römisch-katholische Kirche die Ökumenische Bewegung links liegen lassen könnte, um einen eigenen Sonderweg zu fahren. Dass die Überschrift des 1. Kapitels tatsächlich verändert wurde und im Endtext nun von den katholischen Prinzipien des Ökumenismus spricht, ist ein eindeutiges Bekenntnis dazu, dass die römisch-katholische Kirche die Ökumenische Bewegung anerkennt und sich in sie einfügt. Erzbischof Morcillo drängt nicht zuletzt deswegen darauf, weil dies den Intentionen des Konzils weit besser entsprechen würde, insofern es «sooft dies nur irgend möglich ist, schon Bestehendes anerkennen und stärken will». Statt einen zweiten Ökumenismus zu begründen, sei es besser, mit der schon bestehenden ökumenischen Bewegung zusammenzuarbeiten.

(emf; vgl. AS 2/5,606-608)

21.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Das Verhältnis zum Judentum

Die Neuausrichtung der katholischen Kirche in Sachen Religionsfreiheit und in der Beziehung zum Judentum waren zweifellos im Konzil eine Hauptfrage; die schliesslich nach langem Ringen verabschiedeten Texte vielleicht sogar das wichtigste Resultat des Konzils, mit weitreichenden Folgen auf andere Texte.

Was die Diskussion betraf während des Konzils betraf, stiessen Textvorschläge von Kardinal Bea nicht nur auf den Widerstand des Staatssekretariats (aus politischen Gründen), sondern vor allem auch der Glaubenskongregation (aus ekklesiologischen Gründen).

Der Promotor einer Neudefinition der katholischen Kirche gegenüber dem Judentum, Kardinal Bea, liess aber gemäss dem ausdrücklichen Wunsch von Johannes XXIII. nicht locker und wurde dabei auch von Paul VI. unterstützt. Ein neuer Anstoss für Bea bildete auch die 1963 einsetzende Polemik durch Rolf Hochhuts «Der Stellvertreter», in dem Pius XII. angeklagt wird, zu wenig für die Juden getan zu haben. Hier wollte Kardinal Bea Pius XII. ausdrücklich in Schutz nehmen (so ein Tagebucheintrag eines Konzilstheologen vom 19. November 1963).

Beides, die Frage der Religionsfreiheit und der Beziehung zum Judentum waren im November 1963 Diskussionspunkte in der Generalkongregation. Am 21. November 1963 wurden schliesslich die drei ersten Kapitel des Ökumenismusschemas als Diskussionsgrundlage angenommen, damit aber die zwei nachfolgenden Kapitel über die Religionsfreiheit und das Judentum abgetrennt bzw. auf später verschoben. Das löste Enttäuschung aus, auch wenn Kardinal Bea am 2. Dezember 1963 diese Verschiebung damit zu begründen versuchte, dass einzig die für eine ausführliche Diskussion fehlende Zeit Grund für die Verschiebung gewesen sei.

(ufw; A 3, 321–336)

22.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Die Ermordung John F. Kennedys

Die Ermordung John F. Kennedys, des ersten römisch-katholischen Präsidenten der Vereinigten Staaten, am 22. November 1963, war das Ereignis von grösster internationaler Bedeutung während der zweiten Konzilssession. Sie löste auch unter den Konzilsvätern grösste Emotionen aus. Wer weiss, ob Kennedy, wenn er länger als Präsident der Vereinigten Staaten hätte wirken können, die Zuspitzung des Vietnam-Konfliktes verhindert hätte?

Paul VI., der am 4. Oktober 1965 in seiner Rede vor der Vollversammlung der UNO auf Worte Kennedys zurückgriff («Die Menschheit muss dem Krieg ein Ende setzen, oder der Krieg wird der Menschheit ein Ende.»), kannte diesen seit 1939 und empfing ihn am 2. Juli 1963 in Privataudienz – das erste Zusammentreffen eines modernen Papstes, der dem Fortschritt optimistisch gegenüberstand (so war Montini 1969 von der Mondlandung fasziniert), mit dem jungen und dynamischen Vertreter eines neuen Amerikas.

Zwei Tage nach der Ermordung Kennedys würdigte Paul VI. im Angelus die Verdienste Kennedys für das Wohl der Menschheit und wies darauf hin, dass es immer noch eine Fähigkeit zum Bösen in der Welt gebe und die öffentliche Ordnung und der Friede bedroht seien. Die Fähigkeit zum Bösen decke auf, «wie nötig die Gnade Gottes, seine Barmherzigkeit und seine Vergebung sind».

Die Schweizer Bundesräte waren sich einig, dass es sich beim Mord an Kennedy um einen «Schlag» für die gesamte freie Welt handle. Aber in einer Sondersitzung diskutierten sie intensiv, ob ein Bundesrat – damals reisten die Bundesräte höchst selten ins Ausland – an der Abdankung teilnehmen soll oder nicht. Wegen des Empfindens des Schweizer Volkes und der ganzen Welt wurde schliesslich Bundesrat Friedrich Traugott Wahlen entsandt, der als erster amtierender Schweizer Bundesrat amerikanischen Boden betrat und an einem Staatsbegräbnis im Ausland teilnahm.

(ufw; A 3, 591; Er 117, 119, 180; Markus Häfliger: «Sollen wir gefühllos erscheinen?»,

in: NZZ 13. November 2013, S. 13.)

23.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ökumenische Demut – mit konkreten Folgen

Reform und Erneuerung sind zwei Worte, welche die Konzilsväter zum Thema Ökumene häufig in den Mund nehmen. Unterschiedliche Akzente legen sie bei der Frage, was genau der Erneuerung bedarf.

Das ist zum einen die Einstellung zu den nichtkatholischen Christen, denen mit Liebe und einem Sinn für Gerechtigkeit zu begegnen ist. Zudem muss ein echtes Bemühen wachsen, die anderen Christen besser zu verstehen (Erzbischof Charles de Provençères, Aix-en-Provence: AS 2/5,568).

Demut und Liebe sind bei mehreren Rednern Thema, und zwar auch in dem Sinne, dass eine demütigere Haltung gegenüber der Wahrheit eingenommen werden müsse. Um Demut wirbt Kardinal Rugambwa mit dem Hinweis auf den Gabecharakter des Glaubens. Dank sei Gott aber nicht nur für die eigenen Gaben zu sagen, sondern auch für das, was sich bei anderen an Gutem finde (vgl. AS 2/5,555f). Nach Erzbischof Gabriel Garrone vertreibt die ökumenische Liebe die «traurigen Folgen und Überreste der vergangenen armseligen Streitigkeiten», die er mit «Schmarotzern» vergleicht, weil sie die eigene Wahrheitserkenntnis beeinträchtigen. Denn die Gefahr sei, dass Aspekte der Wahrheit nur deswegen nicht anerkannt werden, weil sie von den anderen treu bewahrt worden sind. Die ökumenische Liebe befähigt dazu, diesen Schatz erneut anzuerkennen. Sie entfacht jene «Armut, die dem Glauben wesentlich ist und durch die im Glauben die verblendende Haltung des Besitzes ausgeschlossen wird».

Davon spricht auch Bischofskoadjutor Arthur-Léon Elchinger, wenn er darauf hinweist, dass die Erforschung der Wahrheit während der irdischen Pilgerschaft nie an ein Ende gelangt. Ökumenisch gesehen ermöglicht dies einen gegenseitigen Freundschaftsdienst, zusammen die Wahrheit je mehr zu suchen (vgl. AS 2/5,564-566).

Angesprochen wird auch die Ebene des konkreten kirchlichen Lebens, so wenn Erzbischof Charles de Provençères eine Erneuerung des Gottesdienstes, der Institutionen und in vieler Hinsicht auch der theologischen Lehre postuliert (AS 2/5,568f). Kardinal Rugambwa fordert die «Ausmerzung abergläubischer Elemente, damit der Name Christi nicht geschmäht werde» (AS 2/5,557).

(emf)

24.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Das gemeinsame Haus aller Christgläubigen

Von einem weiten Herz der Kirche (im Sinne von Jes 60,5) geht Bischof Angelo Jelmini, Administrator der Diözese Lugano, aus, als er in den ersten Tagen der Diskussion über die Ökumene das Wort im Namen der Schweizer Bischöfe ergreift. Niemand trete in die Kirche ein, der nicht schon irgendwie in der Kirche lebe. Die Kirche sei nicht eine in sich geschlossene, sondern eine auf die Dimensionen der gesamten Menschheit offene Gesellschaft. Die Worte des Jesaja würden Wirklichkeit von Jesus Christus her, der Alpha und Omega des ökumenischen Geistes sei. «Die Kirche ist entweder Kirche Christi, oder sie ist nichts, so dass die Kirche Christi bereits in einer gewissen Weise alle, die an Christus glauben, umfasst, und schon das gemeinsame Haus aller Christgläubige ist. Sie ist rein aus der Gegenwart Christi, befleckt aus unseren Spaltungen» (AS 2/5,600f). Die Fülle der Einheit stamme aus der Gegenwart Christi, sie müsse, wie das Schema richtig

sagt, besser zur Sichtbarkeit kommen. Solche Einheit dürfe aber nicht Uniformität sein, sondern Einheit in Vielfalt.

Darum sei es zu begrüßen, dass das Schema von der nötigen Erneuerung spreche. Notwendig sei nicht nur die Umkehr der Herzen, sondern auch die Erneuerung der menschlichen, kirchlichen, lateinischen Strukturen der Kirche im Sinne des Aggiornamento.

Im Bereich der Ökumene möchte Jelmini die Christ- bzw. Altkatholiken erwähnt sehen. Ausserdem solle nicht nur von den Juden, sondern auch von den Muslimen gesprochen werden, und von allen, die an Gott glauben und wegen ihres Glaubens Verfolgung erleiden. Schliesslich solle von der Religionsfreiheit nicht nur der einzelnen Menschen, sondern auch der Gemeinschaften gesprochen werden.

(emf)

25.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

«Hierarchie der Wahrheiten» – oder: vom Glaubenssinn einer «Konzilsmutter»

Zu den zentralen «Konzilsmetaphern» gehört die Rede von der «Hierarchie der Wahrheiten». An deren Formulierung war mit dem Churer Dogmatiker Johannes Feiner ein Schweizer Konzilstheologe unmittelbar beteiligt, daneben auch der elsässische, in Basel lehrende protestantische Theologe Oscar Cullmann. So erinnert sich Thomas F. Stransky, während des Konzils Mitarbeiter des Einheitssekretariats und später Rektor des Tantur Ecumenical Institute: «In der Pensione Castel Sant'Angelo unterhielten sich Oscar Cullmann, einige andere (nichtkatholische) Beobachter, Gregory Baum vom Einheitssekretariat und Johannes Feiner über die «Hierarchie der Wahrheiten» in verschiedenen Kirchen als ein Thema für den Dialog. Feiner überreichte seinem Freund Erzbischof Andrea Pangrazio (Görz/Gorizia) dazu einen bereits fertig redigierten Text. Pangrazio benutzte diesen fast wörtlich für seine Rede in aula am 25. November 1963) [...] Fünfundzwanzig Jahre später [...] erzählte Pangrazio, dass seine Idee in einem unvergesslichen Kommentar ihren Ursprung hat, den seine Mutter ihm gegenüber machte, als er ein junger Priester war, natürlich in einer weniger technischen Sprache». Zwar war die Aufmerksamkeit der Welt am 25. November 1963 auf Washington gerichtet, wo die Trauerfeier für den ermordeten Präsidenten John F. Kennedy stattfand. Dies schmälert aber keineswegs die langfristige Bedeutung der Rede Pangrazios – und damit des Glaubenssinnes seiner Mutter und mit ihr vieler gläubiger Katholikinnen und Katholiken: der Ausdruck ««Hierarchie» der Wahrheiten» fand Eingang in das Ökumenismusdekret (UR 11).

Michael Quisinsky (vgl. Thomas F. Stransky: Paul VI and the Delegated Observers/Guests to Vatican Council II. In: Paolo VI e l'ecumenismo. Colloquio internazionale di studio Brescia 25-26-27 settembre 1998 (Pubblicazioni dell'istituto Paolo VI 23). Brescia 2001, 118-158, 147; vgl. auch Markus Enders: Hierarchie der Wahrheiten. In: Mariano Delgado (Hrsg.); Michael Sievernich (Hrsg.): Die grossen Metaphern des Zweiten Vatikanischen Konzils. Ihre Bedeutung für heute. Freiburg i.Br. 2013, 120-137)

26.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Dem Ärgernis der gegenseitigen Vorwürfe ein Ende setzen

Ein Bischof macht seinem Herzen Luft. Im Hintergrund steht, was er in der Konzilsaula gar nicht ausspricht, sondern nur schriftlich abgibt: Er – es handelt sich um Weihbischof Stephen Leven der Diözese San Antonio/Texas – spricht aus einer 27jährigen pastoralen

Erfahrung in einer Region, wo Katholiken in der Minderheit sind. In den 35 Jahren seines Priesterseins sei er alltäglich den Dialog mit Orthodoxen und Protestanten gewohnt gewesen. Implizit schwingt hier eine Ratlosigkeit darüber mit, wie unbekümmert manche Bischöfe in der Konzilsaula ohne jegliche ökumenischen Erfahrungen (so beklagt Leven Vorurteile gegen «Nichtkatholiken, die sie vielleicht nie gesehen haben») weitreichende Voten und Urteile über die Ökumene treffen. Darum beginnt Levens Konzilsrede am 26. November 1963 mit den Worten: «Jeden Tag wird es klarer, dass wir den Dialog nicht nur mit den Protestanten, sondern auch unter uns Bischöfen nötig haben».

Dieser Stossseufzer bezieht sich auf Angriffe gegen jene Bischöfe, die sich für eine anerkennende Rede über die nichtkatholischen Christen und Kirchen einsetzen: «Ohne Aufhören beschuldigen sie uns in dieser Versammlung, als wiesen jene Prälaten, die sich durch einen deutlichen Augenschein genötigt fühlen, die Gaben des Heiligen Geistes in anderen kirchlichen Gemeinschaften anzuerkennen, den Glauben zurück und verursachten ein grosses Ärgernis».

Jenen Stimmen, welche vor den Gefahren und Nachteilen der ökumenischen Bewegung warnen, hält er vor, es müsse ganz einfach für eine bessere Vorbereitung der Gläubigen gesorgt werden. Offenkundig spricht hier ein Bischof, der die (wenig gestalteten) pastoralen Verhältnisse in manchen traditionell katholischen Ländern eher befremdet anschaut. Demgegenüber verteidigt er die Katholiken in jenen Kontexten, in denen sie in ständiger Berührung mit den Nichtkatholiken stehen: sei seien gute Katholiken, den Bischöfen, der Kirche und dem Papst treu, und ausserdem: «Nicht wir haben die Arbeiterklasse verloren».

Vor diesem Hintergrund bittet Weihbischof Leven seine «verehrten Brüder im Konzil, dem Ärgernis der gegenseitigen Vorwürfe ein Ende zu setzen».

(emf; AS 2/6,64-66)

27.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Eher das Gemeinsame denn das Trennende vertiefen

«Es gibt einige Konzilsväter, die so reden, als gäbe es in der ganzen Bibel nur den einzigen Text Mt 16,18: <Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen>. Sie ermahnen uns, als ob wir gegen Petrus und seine Nachfolger wären oder als wünschten wir den Glauben unserer Gläubigen zu schwächen und den Indifferentismus zu fördern» (AS 2/6,64), so seufzt der gestern schon zitierte Weihbischof Stephen Leven. In der Tat verweisen in der Ökumenedebatte jene Bischöfe, die der Ökumene reserviert gegenüberstehen, wiederholt auf das Papstamt. Jesus Christus, so wird es Kardinal Ruffini am Ende der Debatte mit wünschenswerter Deutlichkeit zum Ausdruck bringen, hat nur eine Kirche gegründet, welche die römische Kirche ist, deren Fundament und Haupt, von Christus dem Herrn eingesetzt, der Summus Pontifex ist. Diese Sachlage ist nach Meinung mancher Konzilsväter so evident, dass es mit den Nichtkatholiken nicht viel zu besprechen gibt. Entsprechende Voten werden am 21. November 1963 von Erzbischof Enrico Nicodemo von Bari und Bischof Luigi Carli von Siena (vgl. AS 2/5,683-685; 691-693) vorgetragen, wobei Carli – als implizite Kritik an der Abstimmung über die Kollegialität – unterstreicht, dass die anderen Apostel dem Petrus als untergeordnete Mitarbeiter gegeben wurden.

Ohne die Differenzen in der Auffassung gerade auch der Kirchenstrukturen zu verkennen, postulieren viele Konzilsväter jedoch für einen anderen Weg: Der maronitische Erzbischof Ignace Ziadé mahnt, das erste Prinzip der Ökumene müsse lauten: «Zwischen den Christen ist eher das Gemeinsame denn das Trennende zu vertiefen» (AS 2/5,675).

Entsprechend war der Text anfangs von Bischof Joseph Martin von Rouen eingeleitet worden: Es gehe nicht darum, ein Lehrbuch vorzulegen, in dem die Liste der Lehrunterschiede aufgelistet würde, sondern man wolle auf die Suche nach der gemeinsamen Grundlage gehen, auf der der Dialog aufgebaut werden könne (vgl. AS 2/5,473.476). Daran erinnert Erzbischof Lorenz Jaeger: «Daher ist es angemessen, dass wir nicht wieder und wieder jenes, was uns trennt, wiederholen, sondern dass wir von dem ausgehen, was uns verbindet» (AS 2/5,760).

(emf)

28.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Von den anderen lernen

Trotz Verbotes wird in der Konzilsaula immer wieder applaudiert. Weihbischof Leven etwa vor zwei Tagen erntete Applaus für seine pointierte Rede. Am 28.11.1963 erhält der indische Bischof Eugène D'Souza Applaus, weil er sich angesichts der langen Rednerliste auf zwei Sätze beschränkt. Den vorbereiteten Text gibt er schriftlich ab – eine sehr lesenswerte Wortmeldung.

Sie beginnt mit der Kindheitserinnerung an eine Formel, die die katholischen Schüler gesungen hätten: «Catholics, Catholics, ring the bell; protestants, protestants, go to hell». Ein solcher Hochmut sei leider kein Monopol der Missionsgebiete gewesen. Darum begrüße er, dass das vorliegende Ökumeneschema zur Bekehrung der Herzen und zur Demut aufrufe. Eine solche Demut aber müsse auch einschliessen, was er eine intellektuelle Demut nennen wolle.

In der Konzilsaula heisse es oft, man müsse den Nichtkatholiken die wahre und vollständige kirchliche Lehre darbieten. Damit beanspruchen die Katholiken, die ganze Wahrheit zu besitzen. Zwar sei es richtig, dass die katholische Kirche den Glauben unversehrte bewahrt habe. Doch es sei zu fragen, ob sie immer die richtigen Verhältnisbestimmungen gewählt, alles hinreichend beleuchtet und die Akzente immer angemessen gesetzt habe. Objektiv betrachtet seien diese Fragen negativ zu beantworten.

Die Gründe dafür sucht D'Souza auf psychologischer Ebene und in einer ungesunden Polemik. In den Kontroversen seien den Thesen jeweils Antithesen entgegen gestellt worden, die ihrerseits dann aber überspannt und mit Einseitigkeiten behaftet seien.

Eben deswegen bedürfe es der Demut, die auch bereit ist, vom anderen zu lernen. Gelernt habe man schon z.B. von der protestantischen Bibelbewegung und von der orthodoxen Liturgie. Im Lernen von den anderen «werden wir Traditionen aufgeben, die lediglich einer bestimmten theologischen Schule oder einer nationalen Eigenart oder einem religiösen Orden eigen sind und die wir allenthalben mit der Tradition [im Lateinischen gross zu schreiben] verwechselt haben. Und gewisse periphere und gefühlsselige <Devotiönchen>, die bis jetzt in der Kirche florieren, werden dem Wesentlichen weichen müssen. So wird der Ökumenismus am doktrinalen Aggiornamento der Kirche teilhaben» (AS 2/6,197).

(emf)

29.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Die schon bestehende Gemeinschaft und das schon mögliche Zusammenwirken

Die schon bestehende Gemeinschaft zwischen den Kirchen hebt Bischof Maurice Baudoux hervor. Im Anschluss an den 1963 vorliegenden Text nennt er sie noch nicht

vollkommen, aber gleichwohl real (vgl. auch im Endtext UR 3) und begründet diese bereits bestehende Gemeinschaft mit der Taufe.

Nicht wenige Bischöfe bekunden in der Konzilsaula darüber hinaus, dass sie bereits in realen ökumenischen Beziehungen stehen. Erzbischof Jean Zoa von Yaoundé/Kamerun bekennt: «Wir freuen uns, dass wir in Afrika in diesen letzten Jahren brüderlich mit den Protestanten zu Versammlungen und Beraten zusammengekommen sind» (AS 2/6,67). Auf dem Gebiet der praktischen Zusammenarbeit berichtet Bischof Franz Hengsbach von einem gemeinsamen Projekt im Ruhrbistum Essen, wo Katholiken und Nichtkatholiken in einem «kon-konfessionellen» Zusammenwirken gemeinsam für bessere soziale Bedingungen der Arbeiter einstanden (vgl. AS 2/6,87f).

Für ein gemeinsames Wirken der Christen tritt mit Entschiedenheit Erzbischof Valerian Gracias von Bombay ein. Er bezieht sich auf eine Aussage des vorgelegten Textes zur «Einheit in Liebe». Das gefalle ihm sehr, doch werde nicht hinreichend erklärt, «dass der offenste Weg zur Einheit das gemeinsame Handeln im Dienst der Armen ist. Gewiss ist die theologische Arbeit notwendig, aber das gemeinsame Handeln löst viele Hindernisse» (AS 2/6,68f). Er nutzt die Gelegenheit, die gravierenden Dimensionen von Armut und Unterernährung in der Welt vor Augen zu führen.

(emf)

30.11.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Ende der Toleranz Gottes gegen unsere Spaltungen

Die Ökumenediskussion und die zweite Konzilsperiode neigen sich dem Ende zu. Samstag/Sonntag wird pausiert, am 2.12. nochmals debattiert, danach werden die Schlussfeierlichkeiten folgen.

Im Rückblick auf die Ökumenediskussion lässt sich feststellen, dass verhältnismässig wenig Grundsatzkritik erfolgt. Manche Konzilsväter melden Bedenken an und warnen vor den Gefahren der Ökumene, doch insgesamt findet die Konzilsvorlage zur Ökumene eine gute Aufnahme. Bald nach Beginn der Debatte werden die ersten drei Kapitel mit nur 86 Gegenstimmen als Diskussionsgrundlage angenommen.

Viele Bischöfe verspüren die Dringlichkeit des ökumenischen Anliegen. Der Erzbischof von Westminster John Heenan deklariert in der Konzilsaula feierlich, dass die Bischöfe von England und Wales in der Vorlage eine Weisung für die Zukunft erkennen und den Christen den getrennten Brüdern in der Heimat die Bereitschaft zum Dialog zusagen (vgl. AS 2/5,610f). Dies verbindet Heenan mit dem Wunsch nach einer Konzilsempfehlung für den regionalen und nationalen Dialog.

Dass die Stunde der Ökumene gekommen ist, meint auch Bischof Jean Rupp von Monaco. Er zählt verschiedene Hinsichten auf, in denen die Anliegen der anderen Kirchen zu würdigen sei, etwa die Wertschätzung des Bischofsamtes bei den Anglikanern oder die Anerkennung der Transzendenz Gottes bei evangelischen Theologen wie Karl Barth. Vor allem aber warnt Bischof Rupp: «Hüten wir uns, dass nicht die Toleranz Gottes gegen unsere Spaltungen bald ein Ende hat, insofern diese Spaltungen weniger entschuldbar sind als in früheren Zeiten, als noch ein Mangel an gesellschaftlicher Freiheit, die geographische Entfernung und eine unüberwindliche gegenseitige Unkenntnis herrschten. Fürchten wir Gott, indem wir weitergehen und nicht indem wir zurückgehen» (AS 2/6,324).

(emf)

1.12.2013 (Weiteres)

New frontiers – Kennedy und das Konzil

Der Kandidat blickt in die untergehende Sonne Kaliforniens: «Heute Abend stehe ich hier und schaue gen Westen, wo einst die äusserste Grenze unserer Möglichkeiten lag. Von einem Land kommend, das sich dreitausend Meilen hinter mir ausstreckt, gaben die Pioniere der alten Zeit ihre Sicherheit [...] auf, um hier im Westen eine neue Welt zu errichten. [...] Heute stehen wir an der Schwelle zu einer neuen Pioniergrenze [new frontier] [...]. Jenseits dieser Grenze warten unentdeckte Gebiete der Wissenschaft und des Raumes, ungelöste Probleme von Krieg und Frieden, uneroberte Nester von Ignoranz und Vorurteil, unbeantwortete Fragen von Armut und Überfluss».

Dieses Zitat aus der Rede, mit der John F. Kennedy seine Nominierung als US-Präsidentschaftskandidat annahm und das Leitmotiv seines legendären Wahlkampfes 1960 vorstellte, erinnert an jene gesellschaftliche Aufbruchsstimmung («Golden sixties»), in der auch das Zweite Vatikanische Konzil stattfand. Mit ihm hat die Kirche sich eine neue Pioniergrenze gesetzt: den unendlichen Horizont des universalen Heilswillens Gottes. Ihre pastorale Welt-Mission besteht seither in einer permanenten Selbstentgrenzung auf diesen je grösseren Horizont.

Papst Johannes XXIII. zufolge führt das zu einer «Erweiterung der Dimensionen der Caritas», wie er in einer Begegnung mit Architekten sagte: «Das Konzil möchte Dimension der Liebe ausweiten auf all die vielfältigen Erfordernisse und Bedürfnisse der Völker». In kongenialer Weise zu dieser *new frontier* hatte der Katholik Kennedy, dessen Ermordung sich in diesen Tagen zum fünfzigsten Mal jährt, zu Beginn des Konzils seinen Wunsch zum Ausdruck gebracht, es möge die «kühnsten Hoffnungen und Träume von einer weltweiten Erneuerung der Brüderlichkeit und Liebe und der Errichtung eines dauerhaften Friedens» erfüllen – Ambivalenzen inbegriffen.

(Christian Bauer)

2.12.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Vergebungsbitte

Karikierend nimmt am letzten Tag der Ökumenedebatte Weihbischof Thomas G. Muldoon von Sydney den Wunsch nach einer Vergebungsbitte auf, die viele Konzilsväter im Anschluss an Papst Paul VI. geäussert hatten. Einige Konzilsväter, so der Australier, pochten darauf, dass alle Bischöfe des ganzen Erdkreises auf die Knie fallen und öffentlich ihre Schuld und die Schuld ihrer Väter bekennen sollen, um demütig die Vergebung von allen Nichtkatholiken zu erbitten. Paul VI. jedoch habe lediglich erwogen, dass man von den Brüdern Vergebung erbitten könnte, *falls* ihnen von den Katholiken Ungerechtigkeit widerfahren wäre (vgl. AS 2/6,343). Muldoon fügt an, er empfehle jenen Konzilsvätern, welche die Last der Vergehen so stechend empfänden, zu einem guten Beichtvater zu gehen.

Noch in derselben Konzilssitzung erwidert der Abtpräses der englischen Benediktinerkongregation Christopher Basil Butler recht scharf, es könne sein, dass man in Australien noch nicht vernommen habe, wie es um die Christenheit Europas im 16. Jahrhundert bestellt war, doch hätten gelehrte Katholiken diese Sache studiert und es sei sehr notwendig, die Schuld der Katholiken nicht zu verbergen (vgl. AS 2/6,358f). Für Butler ist das aufrichtige Eingeständnis der eigenen Sünden ein wichtiges Moment der geistlichen Ökumene.

Henri de Lubac würdigt in seinem Tagebuch die sehr schöne Intervention von Butler, der über sein vorbereitetes Manuskript hinausgegangen sei, um «einigen Eseleien, die man

kurz vorher hörte», zu antworten (Lu 2,54).

Mit einem abschliessenden Votum von Kardinal Augustin Bea, der eine Berücksichtigung der verschiedenen Voten verspricht und zudem die Vorbereitung eines Ökumenischen Direktoriums ankündigt, enden die Sitzungen der zweiten Konzilsperiode.

(emf)

3.12.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Erstattung von Raubgut

Von der Ökumene nach Trient, so könnte man den Übergang vom Ende der Ökumenedebatte am 2. Dezember zur Gedächtnisfeier an den 400. Jahrestag der Beendigung des Konzils von Trient kurz zusammenfassen. Bei diesem ausserkonziliaren Gedenk Anlass sprechen neben Kardinal Giovanni Urbani zwei Laienauditoren, Jean Guittou und Vittorino Veronese, deren Reden allerdings kein grosses Echo erhalten. «Er hat wie ein Konzilsvater, nicht wie ein Laie gesprochen», so hört Yves Congar über die Rede von Jean Guittou, die er selbst als zu akademisch und optimistisch empfindet, obwohl er insgesamt froh ist, dass überhaupt ein Laie gesprochen hat (vgl. Co 1,586).

Schliesslich wird das Motu proprio *Pastorale munus* verlesen. Es handelt sich um eine Auflistung von 40 Vollmachten der Bischöfe. Der Titel spricht davon, dass diese Vollmachten ihnen «konzediert» werden. Der Text selbst bleibt in dieser Hinsicht ambivalent. Die Stimmen derer (z.B. Kardinal Suenens), die im Vorfeld dafür eingetreten waren, dass nicht von der Verleihung von Vollmachten die Rede sein dürfe, weil es um ursprüngliche Vollmachten der Bischöfe gehe, waren vergeblich geblieben. «Die kurialistische Formel hat triumphiert», kommentiert Henri de Lubac (Lu 2,54). Yves Congar schreibt: «Schliesslich hat man heute Morgen die Liste der Kompetenzen verlesen, die der Papst den Bischöfen zugesteht: <concedimus>, <impertimur>. In Wahrheit gibt er nur – mehr schlecht als recht – einen Teil dessen zurück, was er ihnen über die Jahrhunderte hinweg geraubt hat» (Co 1,586).

(emf; vgl. A 3,371-374)

4.12.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Eine denkwürdige Stunde mit Balthasar Fischer

Die Schlussabstimmung über die Liturgiekonstitution am 4. Dezember 1963 wurde durch das Zweite Deutsche Fernsehen in einer Eurovisionssendung live aus dem Petersdom übertragen. Während der Generalsekretär des Konzils, Erzbischof Pericle Felici, die Liturgiekonstitution in lateinischer Sprache vorlas, kommentierte Balthasar Fischer für die Zuschauer an den Fernsehapparaten:

«Sie alle erleben mit uns eine denkwürdige, kirchengeschichtliche Stunde. Eine innerkirchliche Bewegung, die vor einem halben Jahrhundert bei uns in Mitteleuropa aufgebrochen ist, kommt in dieser Stunde zu ihrem Ziel. Was zunächst nur wenigen undeutlich vorschwebte, was dann mehr und mehr – nicht zuletzt bei uns in Deutschland – in den Herzen anwuchs, wird nun auf der Ebene einer Konzilskonstitution von mehr als 2000 Konzilsvätern bejaht, vom Papst bestätigt, zum Gemeingut der Kirche. Einer jener ersten Pioniere der Liturgischen Bewegung, der 1960 verstorbene belgische Benediktiner Lambert Beauduin, hat das Ziel dieser Bewegung [...] in das schlichte Sätzchen gekleidet: <Die Liturgie muss demokratisiert werden>. Er wollte sagen: Liturgie darf nicht etwas sein, was hoch und fern über den Köpfen der Gläubigen schwebt, dem sie als stumme Zuschauer <beiwohnen> [...]. <Die ganz kleinen Leute>, sagt Pater Lambert im gleichen

Zusammenhang, das ganze heilige Volk Gottes muss wieder aus den eigentlichen Reichtümern leben lernen, die in unserer Mitte gefeiert werden. In den 50 Jahren seitdem hat man mit immer brennenderer Deutlichkeit erkannt, dass dieses Ziel nur zu erreichen ist, wenn eine verständige und grosszügige Reform der Liturgie dem Volke Gottes die oft allzu engen Türen zu den Reichtümern wieder weit auftut.»

(Birgit Jeggle-Merz; Quelle: Andreas Heinz: Das «Konzilstagebuch» des Liturgiewissenschaftlers Balthasar Fischer [+ 2001]. Eindrücke und Gedanken eines Zeitzeugen. In: LJ 62 [2012] 229-259, hier: 246)

5.12.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Wunder der Technik

«Inter mirifica technicae artis, so beginnt das <Dekret über die sozialen Kommunikationsmittel>. Das sozialste darunter brauchen Kardinäle im Kampf mit den Vatikanbehörden (siehe Bischofspower), den Tischfernsprecher W 48 von Siemens. Er verleiht Gesprächen Gewicht. Der Apparat aus schwarzem Bakelit wiegt zweieinhalb Kilo. Klackernd quittiert ein elektromechanischer Schalter die richtige Betätigung der Nummernwahlscheibe. Nach dem Gespräch kann der Anrufer seine Wut abreagieren, indem er den Hörer auf die Gabel knallt. Sie erträgt alles, sie duldet alles, wie die Liebe im ersten Korintherbrief. Spätere Telefone haben keine Gabel mehr und lassen den Fernsprechenden mit seinen Gefühlen allein. Deshalb rechnet der Vatikan Telefone nicht zu den sozialen Kommunikationsmitteln.»

(aus: Artikel: Mit dem Zweiten glaubt man besser, in: Christ & Welt Ausgabe 42/2012; ab)

6.12.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Eine unerwartete Ankündigung

Das im Auditorium verteilte Manuskript der grossen Abschlussrede von Paul VI. vom 4. Dezember 1963 endete mit Äusserungen des Montini-Papstes über aktuelle Fragen den Episkopat betreffend.

Nach 35 Minuten aber war diese Rede noch nicht zu Ende, sondern Paul VI. machte die überraschende Ankündigung, dass er im Januar 1964 ins Heilige Land fahre: Er wolle ein Pilger in der Heimat Jesu sein, um dort für einen glücklichen Abschluss des Konzils zu beten, auch für die Erneuerung der Kirche, für die getrennten Brüder zwecks Einigung, für den Frieden in der Welt und für das Heil der Menschen. Dieser unerwartete Schluss der Rede wurde mit grossem Applaus quittiert.

Wir können uns heute, nach den vielen Pastoralreisen von Johannes Paul II., kaum mehr vorstellen, was diese Ankündigung bedeutete: Seit dem Einmarsch der Piemontesen in Rom am 20. September 1870 verstanden sich die Päpste bis zum Lateran-Vertrag im Jahre 1929 als Gefangene des Vatikans. Nicht Pius XII. oder Johannes XXIII. nutzten die neue Bewegungsfreiheit, sondern Paul VI., der als erster Papst alle fünf Kontinente bereisen sollte und ein Flugzeug bestieg.

Mit der Wahl des Heiligen Landes als erstes Reiseziel setzte Paul VI. einen programmatischen Anfang, dort, wo das Christentum seinen Anfang genommen hatte. Angesichts der nicht immer einmütigen Konzilsverhandlungen machte er mit der Ankündigung vom 4. Dezember 1963 klar, sich auf die Wurzeln des Glaubens und die Ursprünge der Kirche zurückzubedenken. Der Reiseverlauf schliesslich machte deutlich, dass es auch um das wichtige Konzilsziel der Ökumene ging, wie wir später noch sehen

werden.

(ufw; A 3, 386; Er 86–88)

7.12.2013 (Im Fokus des Konzils)

Nuancen der Promulgationsformel

Zwei Dokumente werden am Ende der zweiten Konzilssession verabschiedet. Bereits vor deren Beginn war die Frage gestellt worden, wie die Verabschiedung erfolgen solle. Genauer ist es die Frage, mit welcher Formel der Papst die Dokumente promulgieren würde. Würde er allein seine eigene Autorität beanspruchen, oder den Akt der Promulgation in kollegialer Gemeinschaft mit den Konzilsvätern vollziehen?

Auf dem I. Vatikanischen Konzil vollzog der Papst allein die Promulgation, nachdem er dem Text des Konzils zugestimmt hatte. Das II. Vatikanische Konzil war in den bisherigen Diskussionen für die Kollegialität der Bischöfe eingetreten. Deswegen notiert Döpfner am 15. November 1963, es bedürfe einer «Verbesserung der Bestätigungsformel. Der Papst möge dazu die Meinung sachverständiger Theologen einholen» (Dö 337). Im Laufe der Zeit wurden verschiedene Vorschläge für die Promulgationsformel des II. Vatikanischen Konzils gemacht.

Die schliesslich verwendete Formel vollzieht die Promulgation im Namen des trinitarischen Gottes, erwähnt die Zustimmung der Konzilsväter zu den vorliegenden Konzilstexten und beansprucht dann die apostolische Vollmacht des Papstes, der *zusammen* mit den Konzilsvätern («una cum venerabilibus Patribus») die Konzilsdokumente approbiert, entscheidet und beschliesst («approbamus, decernimus ac statuimus»).

Vor der Promulgation wussten auch Insider nicht, für welche Formel sich der Papst entschieden hatte. Entsprechend gespannt lauscht man den Worten. Congar notiert: «Ich atme auf. Die Formel ist gut» (Co 1,588). Die Kollegialität hat sich bereits vor der Verabschiedung der Konstitution über die Kirche einen Ausdruck gegeben.

(emf; vgl. A 3,377-383)

8.12.2013 (Im Fokus des Konzils)

Paul VI.: Niemals Polemik!

Ende Oktober 1963 überstürzen sich die Ereignisse – es war zuviel für den Konzilsblog, so dass hier noch Nachlese gehalten werden muss.

In der Konzilsaula findet am 29. Oktober die Abstimmung über den Ort der Rede über Maria, am 30. Oktober die verschobene Orientierungsabstimmung über die fünf ekklesiologischen Fragen statt. Zu reden geben aber nicht nur diese Konzilsereignisse, sondern auch eine Ansprache, die Papst Paul VI. am 31. Oktober vor grossem Publikum zur Feier der Eröffnung des Studienjahres an der Lateranuniversität hält. Obwohl der Festredner des Tages Cornelio Fabro eine Lobrede auf die thomistische Philosophie hält, lässt Paul VI. den Thomismus unerwähnt. Der Ende der päpstlichen Rede, die am 2./3. November 1963 im *Osservatore Romano* veröffentlicht wird, ist eine Ermahnung an den Lehrkörper der Hochschule, mit ihren Attacken und Polemiken aufzuhören. Der Papst setzt seine Hoffnung darauf, dass die Lateranuniversität sich in das Konzert der römischen Fakultäten in brüderlicher Zusammenarbeit, gegenseitigem Respekt und freundschaftlicher Eintracht einbringt, und «niemals mit eifersüchtiger Konkurrenz, niemals mit widerwärtiger Polemik, niemals!» (zit. nach Ry 206).

Den apostolischen Segen, der «dann» das Wirken der Lateranuniversität begleiten werde,

bindet Paul VI. subtil an ein solches Verhalten.

Diese Worte werden zumal von Seiten der Studenten durch frenetischem Applaus begleitet. Congar kommentiert: «Man hat verstanden, dass dies eine Missbilligung der Gesinnung von Mgr. Piolanti und das Ende der Attacken gegen das Biblicum bedeutete» (Co 1,516).

Die Lateranuniversität hatte sich insbesondere mit Attacken gegen das Bibelinstitut hervorgetan und dafür gesorgt, dass die beiden Professoren Zerwick und Stanislas Lyonnet ein Lehrverbot erhalten hatten.

(emf; vgl. auch Lu 2,9)

9.12.2013 (Im Fokus des Konzils)

Vermisste Abstimmungen

Nach dem Ende der zweiten Konzilssession legen sich Rückblicke nicht nur auf wichtige, sondern auch auf vermisste Themen nahe.

Wie tabuisiert scheinen die Themen Religionsfreiheit und Erklärung zu den Juden zu sein. Obwohl sie in zwei Kapiteln des Ökumenedikretes behandelt werden, stösst man nicht bis zu ihnen vor, weil die Debatte zu den ersten drei Kapiteln die Zeit ausfüllt. Gravierender noch, es gibt darüber keine Abstimmung, die diese Themen unwiderruflich auf der Traktandenliste des Konzils verankern würde. In den letzten Tagen der Ökumenedebatte fragen sich Konzilsväter und Theologen, ob diese Abstimmung noch kommen wird. Am 29. November 1963 fordert Bischof Charles Herman Helmsing von Kansas City-Saint Joseph eine solche Abstimmung und weist suggestiv darauf hin, dass sie «heute» ohne Unterbrechung der Debatte möglich wäre (AS 2/6,313). Verschiedene Prognosen kursieren (vgl. Lu 2,49).

Die Abstimmung findet in dieser Konzilssession nicht statt. Auf der einen Seite suchen die Gegner einer konziliaren Thematisierung der Juden und der Religionsfreiheit die Abstimmung dezidiert zu verhindern. Auf der anderen Seite zögern wohl auch die Befürworter aus Sorge vor einer neuen Zerreissprobe. Kardinal Augustin Bea hält jedoch am 2. Dezember 1963 in seiner abschliessenden Wortmeldung eigens und in betonter Wiederholung fest: «Es verbleiben die beiden letzten Kapitel des Schemas, die noch nicht behandelt werden konnten wegen eines Mangels an Zeit, nicht aus irgend einem anderen Grund – nicht aus irgend einem anderen Grund» (AS 2/6,365) Etwas später fügt er noch das Sprichwort an: «Aufgeschoben ist nicht aufgehoben» (AS 2/6,366).

(emf)

10.12.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Der päpstliche Emissär bricht zu Athenagoras auf

Nachdem Papst Paul VI. unerwartet in seiner Schlussrede am 4. Dezember 1963 seine ökumenische Wallfahrt ins Heilige Land angekündigt hatte, entsandte er am 10. Dezember 1963 seinen Emissär Pierre Duprey (1922–2007), ein Mitglied der Ordensgemeinschaft der Weissen Väter und Mitarbeiter im Einheitssekretariat nach Istanbul, um dem Ökumenischen Patriarchen Athenagoras die konkreten Reisepläne zu erläutern. Damit begannen intensive und langwieriger Vorbereitungen für diese Reise, da dem Ökumenischen Patriarchen zwar eine Vorrangstellung zukam, nicht aber ein Mehr an Jurisdiktion. Eine eigene Stellung behielt sich der Moskauer Patriarch vor, der Moskau als drittes Jerusalem verstand (und bis heute versteht). Athenagoras selbst konsultierte nach der Ankündigung von Paul VI. seinerseits bereits die andern Patriarchen.

Die Wahl Jerusalems als Begegnungsort von Paul VI. mit Athenagoras war sehr geschickt gewählt: Der Papst bestand darauf, diese alle Christen verbindende Stadt als einfacher Pilger zu besuchen, so dass es nicht danach aussah, dass er Athenagoras zu sich kommen lasse oder er an dessen Türe anklopfen müsse. Jerusalem war nicht so vorbelastet wie Rom oder Konstantinopel:

(ufw; E 88)

11.12.2013 (Im Fokus des Konzils)

Dekret über die sozialen Kommunikationsmittel (1)

Eines der beiden Dokumente, die während der zweiten Konzilssession verabschiedet wurden, war das Dekret über die sozialen Kommunikationsmittel *Inter mirifica*. Die Debatte über das Dokument hatte während der ersten Konzilssession begonnen. Am 22., 24. und 26. November 1962 war die Diskussion über das Dokument gewissermassen ein Intermezzo zwischen spannungsgeladenen Themen wie Offenbarung und Kirche gewesen. Darum war die Abstimmung darüber, ob der vorliegende Text als Basis für die weitere Diskussion und das spätere Konzilsdokument genommen werden solle, auch ohne weiteres positiv ausgefallen.

Erst in der zweiten Konzilssession wurde vielen Konzilsvätern klar, dass das vorbereitete Dokument ungenügend war. Die Bestürzung war gross, und eine gewisse Ratlosigkeit über den Umgang mit der Situation stellte sich ein. Sollte man die frühere geschehene Abstimmung in Frage stellen und wiederholen? Aber was würde dies bedeuten für den Status anderer Abstimmungen?

(emf)

12.12.2013 (Im Fokus des Konzils)

Dekret über die sozialen Kommunikationsmittel (2)

Im gestrigen Konzilsblog-Beitrag wurde schon deutlich, dass das Dekret über die sozialen Kommunikationsmittel im Gegensatz zu den meisten anderen Konzilsdokumenten inhaltlich unbefriedigend ist (ich werde darauf zurückkommen). Schon vor der Abstimmung über dieses Dekret brauchten einige Konzilsväter starke Worte bei der Einschätzung des Inhalts: Banalität, Moralismus, unbedeutender Platz für die Laien usw. Das Problem war aber, dass bei der Diskussion der einzelnen Textteile und den entsprechenden Abstimmungen über 90 Prozent der Konzilsväter Zustimmung erteilt hatten. Amerikanische Journalisten versuchten danach vergeblich, noch Opposition aufzubauen; 97 Konzilsväter sprachen sich schliesslich sogar dafür aus, besser kein Schema über die sozialen Kommunikationsmittel zu haben als das vorliegende.

Am Abstimmungstag, dem 25. November 1963 schliesslich, wurde noch eine Petition ausgeteilt, was der Generalsekretär des Konzils noch persönlich zu verhindern versuchte und Kardinal Tisserant als Vorsitzender des Konzils zu einer scharfen Rüge an die Petenten verleitete, weil die Freiheit und die Ruhe des Konzils gestört würden. Das Dekret wurde schliesslich mit dem höchsten Nein-Stimmen-Anteil, den es je im Konzil gab, verabschiedet (1598 placet, 503 non placet und 11 ungültige Stimmen). Selbst in der öffentlichen Abschlusssitzung der zweiten Konzilsperiode vom 4. Dezember 1963 stimmten 164 Konzilsväter non placet gegen 1960 placet.

(ufw; A 3, 206-222)

13.12.2013 (Weiteres)

Communio

«Ainsi il y a COMMUNION à cette messe» (Co 1,457). Anlass für diese Notiz Congars ist am 11. Oktober 1963 die Beobachtung, dass an diesem Tag bei der Eucharistiefeier vor der Konzilsdebatte die Laienauditoren erstmals die Kommunion empfangen. Congar verwendet den Begriff «COMMUNION» (im Original in Kapitälchen geschrieben) zweifach: um den Kommunionempfang der Laien zu benennen, und in der zitierten Feststellung, dass in dieser Eucharistiefeier somit «COMMUNION» stattfinde. Aufsehererregend ist nicht nur, dass *Laien* kommunizieren, sondern dass überhaupt jemand ausser dem Zelebranten selbst kommuniziert.

Die Liturgie zu Beginn des Konzilssitzungen wird in unterschiedlichen Riten gefeiert – für die Konzilsväter ein Lehrstück in Sachen ungeahnter Vielfalt der römisch-katholischen Kirche. Zugleich erfahren manche die liturgische Praxis als problematisch. Congar schreibt am 29. Oktober 1963 nach einer Liturgie im ukrainischen Ritus, die mehr als eine Stunde gedauert hatte, er liebe die Orientalen, und doch sei es etwas übertrieben, die knappe Zeit mit derart langen Liturgien zu füllen, so dass nur wenig Arbeitszeit übrigbleibe. Zudem: «Viele sind seit 5 Uhr auf den Beinen, haben ihre Messe gelesen und danach einer anderen gedient ...» (Co 1,506). (Da Eucharistiefeiern ohne Mitwirkung wenigstens eines Ministranten nicht ohne weiteres erlaubt waren, haben Priester sich gegenseitig «ministriert»). Am 14. September 1964, zur Eröffnung der dritten Konzilssession, wird in der Konzilsaula erstmals eine konzelebrierte Eucharistiefeier stattfinden.

Dass die von Congar gewürdigte COMMUNION nicht in jeder Hinsicht ohne Schwierigkeiten vollzogen werden konnte, wird morgen beleuchtet werden.

(emf)

14.12.2013

Skandalisiert – Frauen beim Kommunionempfang

Frau Montini, Schwägerin des Papstes, und Frau Nhu, Schwägerin des vietnamesischen Erzbischofs Ngo Dinh Thuc, wurde die Kommunion verweigert. Sie waren Frauen – und das genügte.

Der Vorfall ereignete sich, nachdem der Erzbischof Ngo Dinh Thuc «die Erlaubnis erhalten hatte, die Konzilsmesse am 2. Dezember 1963 zur Erinnerung an seine beiden einen Monat zuvor bei einem Militäranschlag ums Leben gekommenen Brüder zu zelebrieren. Obwohl der Erzbischof, zuerst bei Felici und dann bei Tisserant, um die Erlaubnis für Madame Nhu, [...] Witwe des ermordeten Präsidenten, zur Teilnahme an der Messe nachgefragt hatte, wurde nur ihren Söhnen die Teilnahme und der Kommunionempfang gestattet.»

Auch Journalistinnen mussten den Ausschluss von der Kommunion während des Konzils erleiden, auch wenn die Durchsetzung dieses Ausschlusses mit physischer Gewalt ein Einzelfall geblieben ist, dem eine Entschuldigung gefolgt war. In der Konzilsaula war die Haltung gegenüber Frauen auf dem Konzil gespalten: Sollte man sie aus politischem Kalkül aus solchen Herkunftsländern einladen, wo es z.B. Bischöfen nicht gestattet wurde, nach Rom zu reisen? Oder sollte man sich doch an die paulinische Vorgabe halten, nach der die Frauen in der Kirche zu schweigen hätten? So jedenfalls wurde es von Erzbischof Slipyi als notwendig betrachtet.

Frau Nhu jedenfalls hielt mit ihrer Verwunderung über den Ausschluss nicht hinter dem Mund: «Die Kirche [...] sieht in der Frau immer nur Eva, statt Maria in ihr zu sehen.»

(ab; A 4, 22ff)

15.12.13

Die Bischöfe organisieren sich selbst (Im Fokus des Konzils)

Nichts zeigt schöner, dass das Konzil ein sehr grosser Prozess der Selbstfindung der Konzilsväter war, als das «Wachwerden» der Bischöfe. Yves Congar drückte dies am 3. Oktober 1963 in seinem Tagebuch folgendermassen aus: «Die Bischöfe haben ihre Arbeit nun selbst organisiert. Statt ein wenig von den Experten geführt zu werden, organisieren sie sich nun selbst in kleinen Arbeitsgruppen und ziehen dann ihre Experten bei, damit diese ihnen helfen. Sie sind offenbar mehr bei ihrer Sache und aktiver als im letzten Jahr. Sie leben das Konzil in allem Ernst.»

Dieser Ernst will nun auch Papst Franziskus, um mit einer Bemerkung zur Gegenwart zu schliessen, wieder fördern, wenn man seine Ausführungen zu bischöflichen Kollegialität liest. So etwa in «Evangelii gaudium» Nr. 32: «Das Zweite Vatikanische Konzil sagte, dass in ähnlicher Weise wie die alten Patriarchatskirchen <die Bischofskonferenzen vielfältige und fruchtbare Hilfe leisten [können], um die kollegiale Gesinnung zu konkreter Verwirklichung zu führen>. Aber dieser Wunsch hat sich nicht völlig erfüllt, denn es ist noch nicht deutlich genug eine Satzung der Bischofskonferenzen formuliert worden, die sie als Subjekte mit konkreten Kompetenzbereichen versteht, auch einschliesslich einer gewissen authentischen Lehrautorität. Eine übertriebene Zentralisierung kompliziert das Leben der Kirche und ihre missionarische Dynamik, anstatt ihr zu helfen.»

(ufw; A3, 61; Co 1, 431)

16.12.13 (Im Fokus des Konzils)

Paul VI. und die römische Kurie

Paul VI. hat im Gegensatz zu Johannes XXIII. den Ruf, ein Zauderer zu sein. Dieser Eindruck wird auch von P. Yves Congar mittels eines Tagebucheintrags vom 3. Dezember 1963 im Zusammenhang von Äusserungen über die Formel, mit der Paul VI. die Liturgiekonstitution approbieren dürfte, übermittelt. Vielleicht bezieht sich diese Äusserung Congars nur auf einen konkreten Fall, aber eine Generalisierung ist wohl durchaus gerechtfertigt oder im vorliegenden Fall auch von Congar intendiert: «Paul VI., so scheint es, hat, nachdem er sich informiert und von einer Idee zur andern gewechselt hat, die Tendenz, den Schlussscheid dem Büro, sprich der römischen Kurie, zu überlassen.»

Bei den Fragen rund um die ekklesiologische Einordnung der Bischöfe war dies für Congar beunruhigend, weil über die Ekklesiologie die Bischöfe im Gegensatz etwa zur Liturgie noch nicht viel gearbeitet worden war. So war für Congar, aber auch für andere wie etwa Alberigo und Dossetti das Wichtigste, was sie leisten konnten, die Grundlagenarbeit über ein solches Thema – eine Arbeit, die eben nur Theologinnen und Theologen leisten können!

(ufw; Co 1, 584)

17.12.2013 (Rezeption)

Liturgie für die Gegenwart

«Das eine grosse, positive und definitive Ergebnis der zweiten Session ist die Verabschiedung der Konstitution über die Liturgie. Viele Stimmen hatten sich am Anfang

des Konzils gegen eine ernsthafte liturgische Erneuerung gemeldet, die Schlussabstimmung aber ergab nur vier Nein-Stimmen gegenüber 2147 Ja-Stimmen. [...] Die Bedeutung des Dekrets ist epochemachend: Die tridentinische Zeit in der Gottesdienstgestaltung ist abgelaufen, Neues wird werden.

Die Liturgiereform des zweiten Vatikanischen Konzils wird die Liturgiereform des Trienter Konzils weit in den Schatten stellen. Hier geht es nicht nur um die Abstellung von Missbräuchen und Wiederherstellung des mittelalterlichen Status quo ante. Hier geht es vielmehr um ein echtes Zurückgehen auf die Ursprünge. [...] Auf diesem Grund war eine schöpferische Gestaltung einer Liturgie für die Gegenwart möglich.» So kommentiert Hans Küng die Verabschiedung der Liturgiekonstitution. In seinen weiteren Ausführungen wird sichtbar, wie sehr die Konstitution nur ein Anfang, ein Arbeitsauftrag für die Schaffung einer von Grund auf erneuerten Liturgie war. Einige seiner Wünsche an die konkrete Umsetzung scheinen heute kaum noch verständlich, z.B. der Wunsch, Konsekrationsworte und Doxologie in Zukunft immer laut zu sprechen. Küng selbst hat wohl Anfang 1964 geahnt, dass die Reform weiter gehen würde, als man sich zunächst vorstellen konnte: «Manches, was vor fünf Jahren unmöglich schien, ist heute möglich geworden. Manches, was heute ungewöhnlich klingt, wird in fünf Jahren selbstverständlich sein. Es kann nur um das eine gehen: Den Weg, den das Konzil mutig und entschlossen unter die Füsse genommen hat, nicht weniger entschlossen und mutig zu Ende zu gehen.»

(ab; Küng, *Kirche im Konzil*, 1964, 254f.)

18.12.2013 (Rezeption)

Aufgeschoben ist nicht aufgehoben

Die grosse Hochstimmung, welche Hans Küng zu Beginn der zweiten Konzils-session ausgemacht hat, scheint am Ende verflogen. «Das Unbehagen, das vielfach um sich gegriffen hat und von dem auch in der Presse reichlich berichtet worden war, gründete in dem Eindruck, der Kontrast zwischen dem Geist des Konzils und den definitiven positiven Resultaten sei zu gross. Man legte dabei an die zweite Session mit Recht einen anderen Massstab an als an die erste; einmal hört ja das <Sich-Einspielen> des Konzils auf; einmal muss es ja auch in seinen definitiven Ergebnissen ernsthaft vorankommen. Die Verabschiedung der Liturgiekonstitution, die ja bereits in der ersten Session durchdiskutiert worden war, schien für viele Väter ein für die zweite Session zu mageres Ergebnis zu sein; das ohne neue Diskussion allzu rasch und ohne Korrektur verabschiedete Dekret über die Kommunikationsmittel hat, aufs Ganze gesehen, mehr Skepsis und Kritik als Lob gefunden; einen ernsthaften Einfluss auf den Lauf der Dinge erwarten von ihm nur wenige. [...]

Zum Pessimismus ist nach wie vor kein Anlass, wohl aber zur Besinnung und noch mehr zu Hoffnung. Der Geist der Erneuerung (...) ist stark genug, um alle Schwierigkeiten und Widerstände zu überwinden. [...]

Über die zweite Session ein endgültiges Urteil abzugeben, ist schwierig. So viele Fragen sind offen geblieben. Kardinal Bea hat vor dem Ende der zweiten Session gesagt: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben! [...]

Die dritte Session entscheidet über den Erfolg der zweiten!»

(ab; Küng, *Kirche im Konzil*, 1964, 266f., 271f.)

19.12.2013 (Rezeption)

Schwierigkeiten der zweiten Session

Fünf Schwierigkeiten führt Hans Küng im Rückblick auf die zweite Konzilsession auf:

1. Die Leitung des Konzils wurde mit den Moderatoren zwar neu und besser organisiert. Zugleich fehlte es aber den Moderatoren an einer ausreichenden Kompetenzfülle, um die Arbeit des Konzils gegen den Widerstand der Kurie und der Kommissionen gut zu leiten.
2. Die Geschäftsordnung hat die Abläufe des Konzils zwar verbessert, aber es mangelt an einem Gleichgewicht der Stimmen. Küng berichtet aus der Kommissionsarbeit: «einer der italienischen Bischöfe, der fast zu jedem Kapitel meinte das Wort ergreifen zu müssen, hat vielleicht ganze 28 Diözesanpriester hinter sich; er muss aber auf die gleiche Weise und Länge angehört werden wie ein Sprecher einer Bischofskonferenz, die vielleicht ein paar tausend Priester und dreissig Millionen Katholiken hinter sich hat.»
3. Die Kommissionen und ihre Leitungen sind zu eigenmächtig gegenüber dem Konzil als Ganzem.
4. Das kuriale Netzwerk ermöglicht einzelnen Bischöfen sehr unterschiedliche und einseitige Einflussnahmen auf das Konzil, z.B. durch die Erlaubnis zur Nutzung der offiziellen Druckerei des Konzils.
5. Die Exegese fehlt. Zwar sind viele theologische Experten auf dem Konzil vertreten, aber die Spezialisten der Exegese, selbst das vatikanische Bibelinstitut erhält keine relevante Rolle auf dem Konzil. Da nützt auch das Evangelienbuch nicht, dass tagtäglich feierlich in der Konzilsaula an seinen Platz getragen wird.

Küng schliesst seine Aufzählung dennoch versöhnlich: «Man wird die realistische Aufzählung all der vielen Schwierigkeiten nicht missverstehen. [...] Sie sind [...] aufgezählt, um all das Positive gleichsam vom Negativen her in Erinnerung zu rufen.»

(ab; Küng, Kirche im Konzil, 1964, 266ff.)

20.12.2013

Zu einem Cappuccino in die Bar Abbas

Die konziliare Versammlung war für die aus der ganzen Welt in Rom anwesenden Bischöfe eine ideale Gelegenheit, untereinander Kontakt aufzunehmen und miteinander näher ins Gespräch zu kommen. Eine solche Gelegenheit bot sich in Sankt Peter selbst, wo in den Erweiterungen der Basilika Erfrischungsstände eingerichtet waren und die – durch einen «geistreichen Einfall» – bald einen Namen erhielten, nämlich Bar Jona (in Anspielung auf Mt 16,17) und Bar Abbas. Dass sich die Konzilsteilnehmer dorthin drängten, wenn sich die Redner in ihren Wortbeiträgen zu wiederholen begannen, ist deshalb naheliegend. So notierte beispielsweise ein Experte zur zweiten Sitzungsperiode in seinen persönlichen Aufzeichnungen: «Gegen 10.30 Uhr beginnt die Bewegung in Richtung Seitenschiffe und Getränkestände, besonders wenn die Redner anfangen, sich zu wiederholen. Zwei Bars sind in Erweiterungen der Basilika aufgebaut. Dort gibt es Kaffee (Espresso, Cappuccino), Tee, Coca-Cola, Orangensaft und ein ganzes Sortiment an kleinen Törtchen, Gebäck und Kuchen. Diese Bars sind ziemlich enge Schläuche, und gegen 11 Uhr erdrückt man sich dort gegenseitig. Sie sind der Ort privater Diskussionen und kurzer Begegnungen. Die Luft ist vom Rauch geschwängert, man muss seine Tasse vor den Stössen der Menge schützen, aber man kommentiert und diskutiert. Vor allem über das Konzil, aber auch über die Revolution in Vietnam oder die Ermordung Kennedys.» (A 3, 190)

(Giancarlo Collet)

21.12.2013 (Im Fokus des Konzils)

Dass aus Aussenstehenden und stummen Zuschauern Mitfeiernde werden

«Liturgiereform» wurde eine der ersten Früchte des II. Vatikanums genannt. Mit Recht, denn die Absicht des Konzils war es nicht, eine zusätzliche Variante des Liturgiefeierns neben die bisherige zu stellen, sondern neu bedachte Prinzipien des Liturgiefeierns wieder besser zur Geltung zu bringen.

Die grundsätzlichen und die Feier der Sakramente betreffenden Kernaussagen der Liturgiekonstitution lassen sich mit Martin Klöckener wie folgt zusammenfassen:

«- Die tiefgreifende Neuordnung der Liturgie, die alle Bereiche und Feierformen umfasste, hat dazu geführt, dass aus <Aussenstehenden und stummen Zuschauern> (SC 48) eine lebendig mitfeiernde Gemeinde geworden ist.

- Alle Gläubigen nehmen in vollem Sinn am gottesdienstlichen Leben teil und bringen mit ihrer Taufberufung sowie mit ihren spezifischen Beauftragungen und Ämtern die sakramental begründete Struktur des Gottesvolkes zum Ausdruck (vgl. SC 27-28 u.ö.); dabei ist die gemeinsame Taufe die erste und alle verbindende Grundlage.

- Das Wort Gottes wird in weitem Umfang und für alle verständlich verkündet, damit es zur ersten Quelle des Lebens und Glaubens wird (vgl. SC 24, 35 u.ö.).

- Die Riten sind erheblich transparenter geworden, so dass die Liturgie vom <Glanz edler Einfachheit> (SC 34) geprägt ist.

- Viele liturgische Vollzüge haben an Echtheit gewonnen, was zum Beispiel die Ämter und Dienste, die Zeit als Grundkategorie aller Liturgie oder Wort und Ritus anbelangt.

- Die Eucharistiefeier besteht aus zwei gleichrangigen Teilen: dem Wortgottesdienst und dem eucharistischen Teil, die untrennbar miteinander verbunden sind (vgl. SC 56).

[...]

- Die Sakramente werden entsprechend der tatsächlichen Situation der betroffenen Menschen und Situationen gefeiert (vgl. SC 59, 61 u.ö.).».

(emf; Zitat aus: Martin Klöckener: Die «Liturgische Frage»: Ein brennendes Thema der Gegenwart. In: SKZ 49 [2013] 755-758, 755f)

22.12.2013 (Im Fokus des Konzils)

Sacrosanctum Concilium – Leitlinien der Liturgiereform (2)

Mit dem Stichwort Liturgiereform wird heute vor allem der Umbruch zur muttersprachlichen Liturgie verbunden. Die Konzilstexte selbst eröffnen zwar nur zurückhaltend die Möglichkeit, statt des Lateins die Landessprachen zu verwenden. Die Schnelligkeit der Einführung muttersprachlicher Liturgien auf der ganzen Welt zeigte: Ein Wandel zu mehr Verstehbarkeit der Liturgie in den Texten wie auch in den Gesten war überfällig. Die dahinter stehende Intention war es, «das liturgische Gebet [...] durch die Verwendung der Muttersprache wirklich zum Gebet der Gläubigen» zu machen.

Nicht übersehen werden darf die Neubesinnung auf die Sinnmitte des liturgischen Geschehens im Paschamysterium (vgl. SC 5-7; 47, 61, 102), was konkret auch zu einer veränderten Gestalt des Kirchenjahres geführt hat. Insbesondere wurde «das Verhältnis zwischen der Feier des Christus-Mysteriums als der Mitte aller Liturgie und der Feier der Heiligen [...] neu bestimmt (vgl. SC 102-111)».

Weniger im Bewusstsein steht die Wiedererschliessung der Tagzeitenliturgie für das ganze Volk Gottes. Sie «wurde umfassend erneuert, um sie theologisch und geistlich zu vertiefen, die gemeinschaftliche Feier zu fördern und sie besser an die Verhältnisse anzupassen» (vgl. SC 83-101).

Schliesslich weist Martin Klöckener auf eine Neuausrichtung von liturgischer Musik und

Kunst hin. Sie werden «mit den übergreifenden Zielen der Liturgiekonstitution» in Einklang gebracht.

(emf; Zitate aus Martin Klöckener: Die «Liturgische Frage»: Ein brennendes Thema der Gegenwart. In: SKZ 49 [2013] 755-758, 756)

23.12.2013

Helder Camaras besorgter und trauriger Brief

zum Abschluss der Zweiten Sitzungsperiode (1 von 4)

Zum Abschluss der zweiten Sitzungsperiode schrieb Dom Helder Camara am 4./5. Dezember 1963 einen längeren Brief an die geliebte Familie von São Joaquim. Darin bringt Camara seine Sorge um Paul VI. zum Ausdruck und gleichzeitig gibt er einen Einblick in das, was ihn im Herzen bewegt.

«Die feierliche Abschlusssitzung wurde durch eine längere Vigil und eine stärkere Messe vorbereitet. Wir sind zur Basilika aufgebrochen. Durch die Bronzetür traten wir ein, durchschritten Museen (Gemälde, Skulpturen, Archäologie), die Sixtinische Kapelle ... Als wir in Sankt Peter einbogen, genau auf der Höhe der Kolossalstatue von Konstantin auf dem Pferd ...

Wer hat gesagt, die Ära Konstantins sei beendet? Während der ganzen Zeremonie – das schien wie ein Albtraum – sah und hörte ich beinahe das steinerne Pferd im Galopp die Basilika durchqueren, das den König trug. Der Arme wurde zu einem traurigen Symbol einer Geschichte, die wir als vergangene wähten, die jedoch immer noch sehr lebendig war ...

Es gab grosse Momente: die Heilige Messe (die immer noch das Golgatha ist), auch wenn unsere Hoffnung auf Konzelebration unerfüllt blieb (im Gegenteil: wir hatten den Sixtinischen Chor, im Widerspruch zum Liturgieschema, das promulgiert werden sollte); die Promulgation des Liturgieschemas mit nur vier Gegenstimmen ...

Doch auch das Schema über die sozialen Kommunikationsmittel wurde promulgiert. Und es gab auch eine Rede des Heiligen Vaters, die mir grosse Besorgnis bereitete. Der Gegendruck (ich kann sagen: anti-konziliar) hatte keinen Erfolg, um den Promulgationsvorschlag zu verfälschen, der nach meiner Ansicht, vorbehaltlich eines besseren Urteils, synodal war.»

(Giancarlo Collet; CaCi 59; CaLe 1,408f)

24.12.2013

Schmerzlich uneindeutig: Papst Paul VI. (Brief Helder Camaras 2 von 4)

«Dieser Druck wirkte jedoch voll auf die Rede. Auch wenn der Heilige Vater sehr gut über die göttliche Einrichtung des Episkopates und der Kollegialität sprach, seine Rede enthielt auch fürchterliche Auslassungen [omissões terríveis] ...

Er spielte auf das Liturgieschema an, auf die sozialen Kommunikationsmittel, auf Unsere Frau (Maria) (indem er vom *Schema* sprach, was mit der Entscheidung zu interferieren schien, davon in <De Ecclesia> ein Kapitel zu machen) und er schwieg über das Schema zum Ökumenismus.

Eine Anspielung auf das Kapitel über das Judentum, und noch mehr zur Religionsfreiheit war unverzichtbar.

Als er die Entscheidung ankündigte, in der Nach-Konzilszeit einen Rat in seiner Nähe einzurichten, sagte er, dieser Rat werde aus Vertretern der Hierarchie und der religiösen Orden bestehen und dass er um das Kardinalskollegium angesiedelt sei (das scheint mir

eine tiefe Veränderung der Senatsidee zu sein).

Ohne Zweifel sehe ich die Neuheit, die darin besteht, dass es die Welt wachzurütteln gilt. Er wird – so Gott will – im kommenden Januar das Heilige Land besuchen (und er wird der erste Papst sein, der nach Palästina zurückkehrt, seitdem von dort der Heilige Vater kam.)

Doch die Ankündigung dieser sehr wichtigen Neuigkeit war – ökumenisch gesehen – wenig glücklich. Er wird eine Buss- und Betwallfahrt unternehmen, damit die Christen zur Kirche Christi zurückkehren. Nun aber betrachten sich vor allem die Orientalen nicht als ausserhalb der Kirche stehend.»

(Giancarlo Collet; CaCi 59; CaLe 1,409f)

25.12.2013

Wie schüchtern und ängstlich ist der Papst? (Brief Helder Camaras 3 von 4)

«Doch will ich mich nicht entmutigen lassen. Und ich bin nicht einverstanden mit denjenigen, die Kritik verbreiten (man sagt, die *Time* würde von Paul VI. als dem Schüchternen sprechen), die Idee in Umlauf setzen, der Papst sei ein hoffnungsloser Fall ...

Er ist schüchtern, ohne Zweifel. Doch wir müssen ihm beistehen. Wir müssen in Rechnung ziehen, dass es nicht leicht ist, Papst zu sein. Das steinerne Pferd ist ein Monster, das erschauern lässt ...

Ich möchte, dass Ihr das verängstigte Gesicht des lieben Montini seht! Ich weiss, was Herzensangst (Bangigkeit) bedeutet. Ich fühlte selbst ein zusammengeschnürtes Herz ... Das ist nichts anderes als die wankelmütige Hoffnung. Doch die Probleme der gesamten Welt befallen uns ganz plötzlich von oben. Die Schwierigkeiten, die wir zu bewältigen haben, sind überwältigend und machen unruhig. Man hört den betäubenden Galopp ...

[...] Man frühstückt hier wie Schiffbrüchige, die sich nach dem Gewittersturm wiederfinden, McGrath, Mgr. Pietro Pavan und Mgr. Toniolo Ferrari ...

Wir haben uns gegenseitig geholfen; wir haben uns im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe bestärkt. Wir haben uns gegenseitig darin bestärkt, dass wir dem Heiligen Vater ohne Rast und Ruh helfen wollen, dem Papst, dessen Herzensangst auch sie bemerkten ... Für die Intersession haben wir uns auf das Praktikable verständigt. Am Abend kam der liebe Roger (Schütz), Prior von Taizé, um auf Wiedersehen zu sagen und sich vom Wutausbruch zu erholen. Ich habe das Versprechen nach Genf zu gehen (zur Pastorenkonferenz und zur *révision de vie* ...), bestätigt. Er wird heute ohne Verzug (um 12 Uhr) vom Heiligen Vater empfangen ... *Deo gratias!*»

(Giancarlo Collet; CaCi 59; CaLe 1,410)

26.12.2013

Zwischen Demütigung und vollkommener Freude (Brief Helder Camaras 4 von 4)

«Die Konferenz in der Buchhandlung Paesi Nuovi war, Gott sei Dank, ein gutes Zeugnis. Ein sehr lebhaftes Publikum. Priester, Seminaristen und Laien haben den zu kleinen Saal zum Überborden gebracht. Es waren Menschen ausgebreitet auf der Treppe, haufenweise in den Gängen ...

Pater Balducci hat mich vorgestellt [...] Auch Murilo Mendes (ein an der brasilianischen Botschaft in Rom tätiger katholischer Intellektueller und Dichter) hat mit grosser Lebenswürdigkeit gesprochen. Die beiden haben Dom [Helder Camara] als den Bischof

von morgen vorgestellt.

[...] Als ich beim Vatikan ankam, habe ich die vollkommene Freude kennengelernt. Die Garde war durch Mgr. Tacoli darüber informiert, dass ich ankommen werde ... Ich ging in sein Büro, das sich neben der Seite des Heiligen Vaters befand: Er musste mit dem Auto weg, nach Hause, in den Vatikan ... Ich überquerte den Vatikan von einem Ende zum andern ... Es regnete. Ein sehr kalter Wind sowohl drinnen wie draussen. Ich habe bei der Wohnung von Tacoli angeklopft und man sagte mir, er sei noch beim Papst. Von Herodes zu Pilatus – und ich kam zurück, ohne jemanden gesehen zu haben ... Da hat mich die vollkommene Freude überfallen, mich in der Armut zu sehen: zwei Monate in Rom zu verbringen und zurückzukehren, ohne aus der Nähe den Freund Papst gesehen zu haben; und in der Armut in das Haus des Vaters zurückzukehren, das mich gezwungenermassen aufnimmt ...

Ich habe die doppelte Demütigung durch die beiden Väter geopfert: diejenige von hier und diejenige von oben. Ich liebe sie in Christus zutiefst.

[...] Immer gewinnen, niemals unterliegen, sich immer geliebt fühlen, niemals überflüssig sein: das ist eine Gefahr.

Auf dem Petersplatz zitterte Christus vor Kälte in der Person von einigen sich aufhaltenden Armen, die darauf warteten, dass jemand vorbeikomme, oder sich einfach unter den Kolonnaden schützten.

[...] Wenn Gott es will, so werde ich heute vom Nuntius um 16 Uhr (und erst dann) die Anweisungen erhalten, in Rio zu leben. Unsere beiden Kardinäle werden um 9 Uhr in Neapel das Schiff Giulio Cesare besteigen.

Bis bald, wenn Gott es will, oder im Himmel!

Liebevolle Segenswünsche von Dom.»

(Giancarlo Collet; CaCi 59; CaLe 1,410f)

27.12.2013 (Im Fokus des Konzils)

Verantwortete Zeitgenossenschaft:

Konsequenz eines inkarnatorischen Kirchenbildes

Es ist ein inkarnatorisches Kirchenbild, das sich mit dem II. Vatikanischen Konzil Geltung verschafft. Die Konzilsväter treten für das Bild des Volkes Gottes ein, weil und damit es die Kirche als geschichtliche und noch zu vollbringende Grösse, als dynamische statt statische Realität erkennen lässt. Eine Kirche, die auf der Menschwerdung Gottes basiert, kann sich selbst nicht aus der Geschichte fernhalten wollen. Wenn LG 9 schreibt, die Kirche trete «in die menschliche Geschichte» ein, so ist dies geradezu weihnachtlich formuliert. Konzilsväter werden demgegenüber im Kontext der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* noch erinnern, dass die Kirche sich nicht «von oben» oder «ausser» auf die Geschichte und die Menschheit zubewegt, weil sie schliesslich ein Teil von ihr ist. Jedenfalls aber weist die Sendung der Kirche sie in die Geschichte ein.

In der nachkonziliaren Theologie mahnte Alfons Auer, die inkarnatorisch verfasste Kirche müsse in «verantworteter Zeitgenossenschaft» leben: «Zeitlichkeit und Weltlichkeit sind die gottgewollte Daseinsform auch der Kirche. Sie kann sich nicht auf der Tribüne der Geschichte aufstellen und ihren Heilsauftrag durch moralische Zwischenrufe in die Arena der scheinbar von allen guten Geistern verlassenen Zeitgenossenschaft abgelden. Sie muss zu allererst selbst zeitgenössisch werden, muss in Fleisch und Geist der jeweiligen Gegenwart eingehen, sonst kann sie die ihr aufgetragene Botschaft nicht für die Menschen auslegen, die sie erreichen soll».

(emf; Zitat aus Alfons Auer: Verantwortete Zeitgenossenschaft. In: Weltoffene

Katholizität. Von der Notwendigkeit und Kultur des Dialogs. Stuttgart: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, 1985, 99-112, 108)

28.12.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Arbeitsprogramm in der Weihnachtsoktav

«Die unerwartete Fahrt zu einer Sitzung der Koordinierungskommission am 28. Dezember und die bevorstehende Romfahrt liessen und lassen mir kaum Zeit zu privater Korrespondenz», so schreibt der Sekretär von Kardinal Julius Döpfner Gerhard Gruber Anfang Januar (Dö 537).

Eher kurzfristig war am 15. Dezember 1963 eine Sitzung der Koordinierungskommission vierzehn Tage später einberufen worden. Hauptthema war die Weisung Pauls VI. zur Reduzierung des Umfangs und der Anzahl der vom Konzil noch zu behandelnden Texte. Dahinter steht ein Vorschlag Döpfners, der sog. «Döpfner-Plan».

Döpfner hatte schon früh auf eine raschere Durchführung des Konzils gedrängt. Anfang Januar 1963 hatte er auf die Beendigung des Konzils sogar noch im laufenden Jahr gehofft (vgl. Konzilsblog vom 2.1.2013 <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m93783>). Entsprechende Vorschläge hatte er bereits Ende Juni 1963 dem neu gewählten Papst vorgetragen und ihm in ausgearbeiteter Form im Juli 1963 zugesandt (vgl. Konzilsblog vom 8.7.2013 <http://www.kirchenblogs.ch/d/blogs/konzilsblog/m102272>).

Der «Döpfner-Plan» schlägt vor, «die Materie und die Dauer des Konzils sinnvoll zu begrenzen» (Dö 481). Dabei orientieren sich die Vorschläge jedoch am «Hauptziel des Konzils, Grundlagen für eine durchgreifende Erneuerung der Kirche zu erarbeiten ... Es wäre zu überprüfen, welche der vorbereiteten Entwürfe ohne Schaden für dieses Hauptziel des Konzils zurückgestellt werden können. Wo es sich zeigt, dass eine Frage zu einer Lösung für die Gesamtkirche noch nicht reif ist, wird sie ebenfalls besser zurückgestellt» (Dö 481). Festhalten will Döpfner an den «wesentlichen Eigentümlichkeiten dieses Konzils», womit er auf den vorwiegend positiven, pastoralen Charakter, die ökumenische Aufgeschlossenheit und die Weltweite des Konzils abhebt. (emf)

29.12.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Leitlinien für die dritte Sitzungsperiode

Papst Paul VI. scheint sich die Bestrebungen des «Döpfner-Plans» (siehe gestrigen Konzilsblog) zu eigen gemacht zu haben. Im Dezember 1963 erteilte er Döpfner den Auftrag, seinen Plan in der Koordinierungskommission vorzustellen, damit nach einem Weg gesucht würde, das Konzil nach der dritten Sitzungsperiode abschliessen zu können. Vor diesem Hintergrund bestimmte die Koordinierungskommission als Leitlinien für die Weiterarbeit in der dritten Sitzungsperiode: «Reduzierung der Konzilsarbeit, Verbesserung der Methode, grössere Einbeziehung der Laien und grössere Aufmerksamkeit für die ökumenische Thematik im weiteren Sinn des Wortes» (A 3,417). Im Januar 2014 berichtet Döpfner den deutschsprachigen und skandinavischen Konzilsvätern über die geplante Straffung der Arbeit, teilt ihnen aber zugleich mit, die Koordinierungskommission habe am 28. Dezember 1963 noch keine endgültige Regelung getroffen.

Es wird sich zeigen, dass nicht alle Konzilsväter mit den Reduktionsvorschlägen einverstanden sind ... und dass es schliesslich in der Tat doch noch einer vierten

Konzilsession bedarf.
(emf; vgl. A 3,411-417)

30.12.2013 (Heute vor 50 Jahren)

Wende zu den Zeichen der Zeit

Das Konzil pausiert, nicht jedoch seine Akteure. Am 30. Dezember 1963 trifft sich eine Gruppe von Konzilsvätern und Konzilstheologen, um über den Fortgang des Schemas XVII zu beraten. Bei dieser Sitzung geschieht eine entscheidende Wende.

Statt eines theologischen Entwurfes sollen dem Dokument Wahrheiten des Evangeliums zugrundeliegen, die in eine direktere Beziehung zu den Phänomenen der zeitgenössischen Welt gesetzt werden könnten. «Man musste den *Dialog* betonen, sich an die Lektüre der <Zeichen der Zeit> machen – ein Ausdruck der von <Pacem in terris> übernommen wurde – man musste die Kirche als <Volk Gottes> zur Geltung bringen ... Man musste die Grundlagen für die Achtung der Kirche vor den irdischen Wirklichkeiten legen. Man musste auch von den neuen Pflichten der Gläubigen in einer pluralistischen Gesellschaft sprechen. Einer der entscheidenden Punkte musste schliesslich die menschliche Würde sein, so dass über die Religionsfreiheit, über Ehe und Familie, über die Ordnung, über die Beseitigung des Hungers in der Welt, über die internationale Solidarität und über den Frieden gesprochen werden konnte» (Charles Moeller).

Entlang diesen Leitlinien wird Anfang 1964 weitergearbeitet werden, so dass Anfang Februar 1964 die zentrale Kommission in Zürich bereits über einen entsprechenden Text beraten kann. Die Konturen der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* werden allmählich erkennbar!

(emf; Zitat aus: Charles Moeller: *Die Geschichte der Pastoralkonstitution*. In: *LThK.E* 3,242-279, 255)

31.12.2013 (Weiteres)

Lord of the Dance (1963) – eine frühe kontextuelle Christologie im Spiegel des Konzils

«I danced in the morning when the world was begun, and I danced in the moon and the stars and the sun, and I came down from heaven and I danced on the earth, at Bethlehem I had my birth.» – Wer hat dieses Lied nicht gesungen: in der Jugendmesse, im Klassenzimmer oder am Lagerfeuer? Ein neues geistliches Lied von 1963, das mit dem Konzil im gerade zuende gehenden Jahr Jubiläum feiert. Es beginnt mit einer an Teilhard de Chardin erinnernden, kosmisch erweiterten und inkarnatorisch geerdeten Präexistenzchristologie und erzählt die Jesusgeschichte mit eingängiger Melodie, in zeitgemässer Sprache und mit einer originellen Metaphorik – ganz so, wie es auch die Dokumente des Konzils in ihren vielen narrativen Passagen versuchen (vgl. expl. LG 2-6).

Dem von Sidney Carter getexteten Lied liegt eine traditionelle Shaker-Melodie zugrunde – die Shakers sind eine im 18. Jahrhundert gegründete Freikirche, zu deren geistlichem Kern auch der christliche Tanz gehört. Das Lied arbeitet denn auch mit einer Metapher, die mit diesem musikalischen Kontext eng verknüpft ist und die traditionelle Kirchenkreise damals ähnlich irritierte wie auch das Bild des lachenden Hippie-Jesus von Fred Berger – Jesus als Tänzer, der zu tänzerischer Nachfolge auffordert: «Dance, then, wherever you may be, I am the Lord of the Dance, said he. And I'll lead you all wherever you may be, and I'll lead you all in the dance, said he.»

Asiatische Künstler wie Jyoti Sahi oder Nyoman Darsane haben Jesus nach dem Konzil ebenfalls als Tänzer dargestellt – eine interreligiöse Brücke in die Vorstellungswelt ihres eigenen kulturellen Kontextes. Ähnlich weit interpretiert auch Carter sein eigenes Jesusbild – durchaus im Sinne entsprechender Konzilsaussagen (vgl. NA 2): «Er tanzt im Herzen unserer Wirklichkeit. Mit Christus meine ich nicht nur Jesus. Zu anderen Zeiten und an anderen Orten [...] mag es andere <Lords of the Dance> geben. Jesus aber ist der, den ich zuerst kennengelernt habe und der mir am nächsten steht» (S. Carter).

(Christian Bauer)